FONDO PROVINCIA

R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI
1
D
16
BIBLIOTECA M. RIPA

BIBLIOTECA NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
4
NAPOLI
VITT. EM. III

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Num.° d' ordine 26301
Palchetto
1-02-24
16

B. Prov. XXIV. 4

Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

Zweiter Theil.

649239

Perſien.

Das Land und ſeine Bewohner.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Ethnographiſche Schilderungen

von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Perſien und Lehrer an der mediciniſchen Schule zu Teheran.

Zweiter Theil.

BIBLIOTECA PROVINCIALE NAPOLI

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1865.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

I. **Naſſereddin Schah, ſeine Regierung und ſein Hof.** Titel des Schah. Sein Vater Mehmed Schah. Seine Jugend und Erziehung. Seine Thronbeſteigung. Der Großvezier Emire Nizam. Deſſen Nachfolger der Sader-azam. Die Expedition nach Merw. Plünderzug des Chan von Chiwa. Die Einnahme von Bender-Abbas. Anſichten über den Beſitz Herats. Plane auf Kandahar. Die Expedition nach Herat. Tod des Kronprinzen. Ermordung des Prinzen Schahzadeh Juſſuf. Ernennung Kaſem Chans zum Thronfolger. Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs. Die Engländer beſetzen Buſchir. Das Treffen bei Burazdſchan. Das Bombardement von Muhammereh. Der Frieden. Tod des Kronprinzen Kaſem Chan. Sturz des Sader-azam. Unglückliche Expedition nach Seraechs. Perſönlichkeit und Charakter des Schah. Despotie und Geſetz. Patriarchalismus. Königliche Prärogative. Der Sonnenlöwenorden. Die Würdenträger. Gouverneure und Gouvernements. Hofbeamte und Hofdienerſchaft. Die Diplomatie. Die europäiſchen Geſandtſchaften in Teheran. Betrachtungen über die Zukunft des Landes 1

II. **Das Reiſen in und nach Perſien.** Beſchaffenheit der Wege. Mangel an gebahnten Straßen. Brücken. Folgen der erſchwerten Communication. Karavanſerais. Verſchiedene Arten des Transports. Kurierpoſt. Die wichtigſten Karavanenwege. Reiſerouten von Deutſchland nach Perſien. Geſundheitsregeln für Reiſende. Sicherheit des Reiſens mit der Karavane. Unſichere Gegenden. Maßregeln zum Schutz der Reiſenden. Zeitweilige Unſicherheit. Raubſucht der Soldaten 49

Seite

III. **Oeffentliche Sicherheit in den Städten. Asyle.** Waarenniederlagen. Respectirung des Siegels. Barate (Schuldscheine). Hausdiebstähle und Mittel zur Wiedererlangung des Gestohlenen. Die Sicherheitspolizei. Bestrafung der Diebe. Asyle, beschränkte und unverletzliche. Asyle für Bittsteller. Das Asylrecht der europäischen Gesandtschaften 77

IV. **Viehzucht und Bodencultur.** Das Nomadenthum. Ursachen desselben. Sitten und Charakterzüge der Nomaden. Schafe. Ziegen. Rinder. Kamele. Esel und Maulthiere. Nomadenlager. Weideplätze. Abgaben. Das Pferd (Rassen. Gestüte. Geschlecht. Farbe. Preis. Dressur. Fütterung. Stallung. Sattelzeug. Hufbeschlag. Wartung. Krankheiten und Seuchen). Ackerbau. Künstliche Bewässerung. Dörfer. Besitzverhältnisse. Grundsteuer. Methode des Feldbaus. Heuschrecken und Wanzen. Viehstand. Körnerfrüchte. Gemüse. Wein und Obst. Seidenraupenzucht. Oelfrüchte. Farbepflanzen. Baumwolle. Rosen. Zuckerrohr. Wälder 90

V. **Gewicht, Maß und Münze.** Gewichte. Juwelen- und Medicinalgewicht. Längenmaße. Edle Metalle. Gold- und Silbermünzen. Scheidemünze. Abnahme des Geldes. Gepräge. Verschlechterung und Fälschung der Münzen 157

VI. **Industrie und Handel.** Baumwolle. Wolle. Shawlfabrikation. Teppiche. Filze. Patu und Abbā. Strümpfe. Einfuhr von Tuchen. Seidenstoffe. Färberei und Bleiche. Leder. Pelzwerk. Metalle und deren Verarbeitung. Kupfer. Eisen. Messing. Blei. Zink. Kobalt. Mangan. Schwefel. Kochsalz. Salpeter. Steinkohlen. Edelsteine. Glas. Porzellan. Fayence. Thon. Seife. Metallmosaik. Miniaturmalerei. Mislungene Versuche zur Errichtung von Fabriken nach europäischem Muster. Handwerker. Handel. Der persische Kaufmann. Fremde Kaufleute. Handelsplätze. Handelswege. Zölle. Consulate . . . 165

VII. **Aerzte und Heilkunde.** Mangelhafte Berufsbildung der persischen Aerzte. Juden als Aerzte. Medicinische Kenntnisse der Laien. Die Praxis. Consultationen. Die Dscherah (Chirurgen). Die Dallak (Bader). Der Schikeste-bänd. Das Impfen. Gerichtliche Medicin. Augenärzte. Hebammen. Curschmiede. Europäische Aerzte. Der Hekim baschi (Leibarzt des Schah). Militärärzte. Quacksalber. Arzneikrämer. Einkommen der Aerzte. Volksmedicin. Klystiere. Auflösende Mittel

Seite

und Purganzen. Frühjahrscuren. Mineralquellen. Medicinische Theorie. Krankheitsursachen. Heilmittel. Wundercuren. Der Puls. Aderlaß. Blutegel. Schröpfen. Fontanelle und Haarseil 192

VIII. Narkotika, Gifte und Gegengifte. Haschisch. Opium. Tabak. Stechapfel. Bilsenkraut. Alraunwurzel. Taftwurzel. Brechnuß. Eisenhut. Bittermandelöl. Thee. Kaffee. Wein. Branntwein. Bier. Kumiß. Arsenik. Erden. Mumiai. Bezoar 243

IX. Pflanzenexsudate. Fundorte. Gummi-Resinapflanzen (Dorema ammoniacum, Ferula galbanum, F. asa dulcis, F. asa foetida, F. sagapenum, F. kurdica, Terebinthaceen, Sarkokalla). Manna (gez-engebin, ter-engebin, schir-chischt, bid-chischt, Tragantgummi). Verpflanzung der persischen Umbelliferen nach Europa 277

X. Krankheiten und Epidemien. Epidemien. Allgemeiner Krankheitscharakter. Rötheln. Rothlauf. Blattern. Masern. Scharlach. Nesselsucht. Furunkel und Karbunkel. Pemphigus. Krätze. Acne. Aleppoknoten. Aussatz. Syphilis. Diarrhöe. Kolik. Ruhr. Cholera ablactatorum. Hämorrhoiden. Eingeweidewürmer. Leberleiden. Stein. Harnruhr. Bluthamen. Kindbettfieber. Potenz. Keuchhusten. Chronischer Lungenkatarrh. Lungentuberkulose. Herzklopfen. Krampfadern. Geisteskranke. Skrofel. Krebs. Wechselfieber. Typhus. Cholera. Augenkrankheiten. Schagugulus. Wunden 290

XI. Akklimatisation. Sterblichkeit der Europäer in Persien. Akklimatisation der Landesbewohner und der Neger. Vorsichtsmaßregeln für Reisende. Verhalten bei Krankheiten und Epidemien. Kleidung. Diät. Behandlung der Diener. Verkehr mit den Großen. Bekämpfung des Mismuths 349

XII. Geographische Nomenclatur 361

I.

Nassereddin Schah,

seine Regierung und sein Hof.

Titel des Schah. Sein Vater Mehmed Schah. Seine Jugend und Erziehung. Seine Thronbesteigung. Der Großvezier-Emire Nizam. Dessen Nachfolger der Sader-azam. Die Expedition nach Merw. Plünderzug des Chan von Chiwa. Die Einnahme von Bender-Abbas. Ansichten über den Besitz Herats. Plane auf Kandahar. Die Expedition nach Herat. Tod des Kronprinzen. Ermordung des Prinzen Schahzadeh Jussuf. Ernennung Kasem Chans zum Thronfolger. Ausbruch des englisch-persischen Kriegs. Die Engländer besetzen Buschir. Das Treffen bei Burazdschan. Das Bombardement von Muhammereh. Der Frieden. Tod des Kronprinzen Kasem Chan. Sturz des Sader-azam. Unglückliche Expedition nach Seraechs. Persönlichkeit und Charakter des Schah. Despotie und Gesetz. Patriarchalismus. Königliche Prärogative. Der Sonnenlöwenorden. Die Würdenträger. Gouverneure und Gouvernements. Hofbeamte und Hofdienerschaft. Die Diplomatie. Die europäischen Gesandtschaften in Teheran. Betrachtungen über die Zukunft des Landes.

Der jetzt regierende Schah Nassereddin, aus dem Stamm der Kadscharen, ist der Sohn des Mehmed Schah, Enkel des Abbas Mirza, Urenkel des Feth-Ali Schah. Als Herrscher von Persien gebühren ihm die Titel: Schāh (König), Pādschāh (König und Beschützer), Schāhinschāh (König der Könige) und

der moguliſche Titel Chāḳān. Letzterer kommt nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten zur Anwendung; außerdem pflegt man ihn verſtorbenen Königen beizulegen, man ſagt: Chāḳāne mæghfur oder Chāḳāne merhum für Mehmed oder Feth-Ali Schah. In officiellen Actenſtücken, auch in der Staatszeitung ſteht dem Titel Schahinſchah das Wort Alāhæzret (Majeſtät) voraus. Angeredet aber wird der König nicht damit, ſondern mit ḳæbleh ālem (Punkt, gegen den die Welt ſich neigt) oder ḳurban schæwæm (ich will dein Opfer ſein). Im weitern Verlauf der Rede meidet man möglichſt die Fürwörter; wo ſie aber nicht zu umgehen ſind, bedient man ſich des „Du". Natürlich werden nach orientaliſchem Geſchmack dem Titel noch eine Menge Epitheta und arabiſche Gebetformeln beigefügt.

Um den Charakter des jetzigen Königs ſowie ſeine innere und äußere Politik richtig zu würdigen, müſſen wir erſt einen Blick auf ſeine Erziehung, ſeine Antecedenzien vor der Thronbeſteigung und die Ereigniſſe während ſeiner Regierung werfen. Sein Vater Mehmed Schah war ein ſchwacher, kränklicher Mann, der nur einmal, indem er den Großvezier Kaimekam ermorden ließ, die den Kadſcharen ſonſt eigene Wildheit bekundete. Unfähig zu allen Regierungsgeſchäften, überließ er das Regiment ſeinem alten Lehrer Hadſchi Agaſſi, aus Maku am Arrarat gebürtig, einem ſiebzigjährigen Mula. Er erblickte in demſelben ein höheres Weſen, deſſen Willen er unbedingt folgen müſſe; der Miniſter war der Murſchid (der Verehrte), der Schah der Murid (der Verehrer). Hadſchi Agaſſi, ohne alle Kenntniß vom Staatsweſen, aber mit der ganzen Schlauheit und Verſchlagenheit des Prieſters ausgeſtattet, wußte ſich die Schwäche und Bigoterie des Schah trefflich zu Nutze zu machen. Unter ſeiner Verwaltung gerieth die Armee gänzlich in Verfall, während der königliche Schatz und die Provinzen der Plünderung ſeiner von ihm protegirten

Landsleute, der Makuer, preisgegeben waren. Die Makuer standen außer dem Gesetz, sie drangen mit Gewalt in die Harems und kein Knabe war vor ihren Lüsten sicher. Man erzählt sich noch jetzt die haarsträubendsten Geschichten von den Orgien seines Stiefsohnes, des berüchtigten Ilchani, von dessen maßloser Verschwendung, dem Troß unbärtiger Diener und den gewaltsamen Einbrüchen in die Harems.

Prinz Nassereddin, der älteste Sohn Mehmed Schahs, war ihm im Jahre 1830 von seiner Frau Maehdeh alia, Tochter des Kadscharenhäuptlings Kasem Chan, in einem Dorfe bei Tabris geboren worden. Der König liebte die Mutter des Prinzen nicht; er beargwohnte, schlimmen Einflüsterungen Gehör gebend, ihre Treue und trug sich mit dem Gedanken, seinen zweiten von ihm sehr bevorzugten Sohn Abbas Mirza zum Thronfolger zu machen. Hingegen gingen die Makuer mit dem Plane um, den obengenannten Ilchani, welcher mütterlicherseits von den Kadscharen abstammte, auf den Thron zu erheben. Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen der erstgeborene Prinz Nassereddin in jeder Hinsicht vernachlässigt, daß weder auf seine körperliche Ausbildung noch auf seine Erziehung große Sorgfalt verwendet wurde; höchst selten durfte er in der Gegenwart (hæzur) seines Vaters erscheinen, überall und von allen erfuhr er Zurücksetzung und Kränkungen, sein Bruder und der Ilchani hatten den Vorsitz vor ihm. Kein Wunder auch, wenn solche Behandlung den jungen Prinzen plump und unbeholfen in seinen Bewegungen, mürrisch und menschenscheu machte. Nassereddin Schah erinnert sich noch mit Bitterkeit seiner vernachlässigten Jugend. Eines Tages zeigte er den Höflingen das carikirte Bild eines struppigen, tölpelhaften Knaben mit der Aufforderung, zu errathen, wen es vorstellen solle. Keiner hatte den Muth, seine Meinung auszusprechen. Endlich sagte der Schah: „So sah ich als Knabe aus"; und als einer der Anwesenden äußerte:

„Was iſt das für eine Rede! (In tsche hærf est!) Du warſt jederzeit König", entgegnete der Schah: „Ja wol war ich König, aber in der Weiſe wie der Schahzadeh Juſſuf!" — ein unglücklicher Prinz von Herat, der kurz zuvor hingerichtet worden war. — Von ſeinem Vater und ſeinem Murſchid Hadſchi Agaſſi vermeidet er ſorgfältig, zu reden; ich hörte ihn nie ihrer Namen erwähnen.

Als der Knabe herangewachſen, wurde er nominell zum Gouverneur der Provinz Azerbeidſchan gemacht, in deren Hauptſtadt Tabris er ſich mit ſeiner Mutter begab. Dort lebte er, fern vom königlichen Hofe, in völliger Vergeſſenheit. Mit ſeiner Apanage war er auf das Einkommen aus der ſüdlichen Provinz Fars angewieſen *); allein der damalige Gouverneur derſelben, Huſſein Chan Nizam eddaule, verzögerte die Einſendungen, ſodaß ſich der Prinz ſtets in großer Geldnoth befand; er konnte ſeine Diener nicht bezahlen, ihr zerriſſenes Gewand nicht erneuern und mußte die wenigen Freunde, welche ihre Hoffnung an ſeine Zukunft knüpften, in Mangel und Elend laſſen. Kam endlich eine Rate an, ſo beſtand ſie ſelten in Baarem, ſondern in den verſchiedenſten Gegenſtänden. Der König erzählte uns einmal aus jener Zeit: „Wir waren aufs äußerſte reducirt, da erhielten wir die erſehnte Nachricht, unſer Gehalt von Teheran ſei angelangt. Mit Neugier und Erwartung öffneten wir die Kiſten; doch wer malt unſere Enttäuſchung, als wir einige Dutzend Schlafmützen, Lichtſcheren, Porzellan, Tuch und andere dergleichen Sachen darin vorfanden, welche uns für hohen Preis

*) Es beſteht für die Staats-Einnahmen und Ausgaben keine Centralkaſſe, ſondern die Gehalte werden aus den Erträgniſſen einer beſtimmten Provinz gezahlt. So waren wir Oeſterreicher z. B. ebenfalls auf die Provinz Fars angewieſen. Blieben die Gelder von dort aus, ſo blieb auch unſer Gehalt rückſtändig, wenngleich aus den übrigen Provinzen die Steuern längſt eingeliefert waren.

angerechnet wurden; wir mußten froh sein, von einem Kaufmann eine geringe Summe dafür zu erhalten."

Am 15. October 1848 um 3 Uhr morgens wurde der Prinz aus dem Schlafe geweckt. Der russische Generalconsul Anitschkoff (später Gesandter in Teheran) stand vor ihm und begrüßte ihn als König. Mehmed Schah war an einem heftigen Gichtanfall verschieden. Theils religiöse Scrupel, theils der mit den europäischen Mächten bestehende Vertrag, wonach stets der erstgeborene Prinz die Krone erben sollte, hatten ihn von der Ausführung seines Plans, den zweiten Sohn zum Thronfolger zu ernennen, abgehalten; er starb ohne letztwillige Verfügung. Seine Leiche ließ man unbewacht auf einem alten Teppich, und als dieser gestohlen worden, auf dem nackten Boden liegen, bis sie endlich in die Familiengruft nach Kum übertragen wurde. In der Hauptstadt brachen Unordnungen aus; die Bazars wurden geschlossen, die Häuser der Makuer geplündert und die Zufuhr zur Stadt abgeschnitten. Der alte Hadschi flüchtete sich ins Asyl nach Schah-abdulazim, nahm jedoch das Reichssiegel mit und stempelte mit demselben Anweisungen auf den Staatsschatz in enormen Beträgen, die er an seine Anhänger vertheilte.

Gleich nach dem Tode des Schah gingen Kuriere nach allen Richtungen ab; der russische legte den Weg von Teheran nach Tabris, eine Strecke von 94 Farsach*), in der beispiellos kurzen Zeit von 48 Stunden zurück, sodaß Anitschkoff der erste war, welcher dem legitimen Thronfolger die Kunde von dem Ereigniß mittheilen konnte. Dieser, mehr wie jeder andere Perser dem Vorurtheil vom guten und bösen Omen ergeben, schenkte deshalb dem russischen Diplomaten von da an seine besondere Gunst: ein Umstand, der nicht ganz ohne Einfluß auf die Politik des künftigen Herrschers blieb.

*) Farsach und Farsang, beide Ausdrücke sind richtig und gebräuchlich.

Dem jungen Schah, aller Mittel zur Besoldung der Truppen entblößt, bot sich nun die Schwierigkeit dar, nach Teheran zu gelangen; denn schon waren mehrere Kronprätendenten aufgetreten. Einer von ihnen, der Prinz Seif eddauleh, erklärte sich in Kaswin zum König, nahm dem russischen Kurier, welcher mit einigen tausend Dukaten nach Teheran eilte, die Baarschaft ab und gab ihm dafür eine Anweisung auf den Staatsschatz. In Teheran vereinigten sich die Notablen zu einer Art republikanischen Junta (dschumhuriā), um wenigstens der Plünderung Einhalt zu thun.

Unter den Freunden und Leidensgenossen des Prinzen befand sich ein Mirza Namens Taghi, ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten. Derselbe, früher Consul in Erzerum, hatte daselbst viele Kaufleute kennen gelernt und sich große Gewandtheit in Geschäften erworben. Er schaffte in der schwierigen Lage Rath, indem er bedeutende Summen von den Kaufleuten und Consulaten entlehnte und damit einige Regimenter besoldete. Unter ihrem Schutz konnte der neue König, welcher sogleich den Mirza Taghi, Sohn eines königlichen Kochs, unter dem Namen Mirza Taghi Chan Emire nizam zu seinem Großvezier ernannte, den Zug nach Teheran antreten. In Kaswin nahmen die Truppen den Prätendenten Seif eddauleh gefangen. Die Thore der Residenz öffneten sich dem König, und Nassereddin bestieg den Thron von Dschemschid und Käus.

Jetzt galt es, Schwierigkeiten anderer Art zu überwinden. Der achtzehnjährige Herrscher verstand nicht im geringsten, die königliche Würde zu repräsentiren; entweder blickte er scheu zur Erde, oder er schnitt Grimassen und brach mitten in wichtigen Gesprächen in lautes Lachen aus. Seine Umgebung hatte stets türkisch mit ihm geredet, daher sprach er das Persische schlecht und vermochte bei den salams (Audienzen) nur schwer und fehlerhaft sich auszudrücken. Im Schatz war

kein Geld, die Steuern gingen nicht ein; dagegen meldeten sich die Gläubiger mit ihren von Hadschi Agassi ausgestellten Anweisungen; mehrere Provinzen, worunter Meschhed und Ispahan, befanden sich in offenem Aufstand; der Süden war mehr als zweideutig, und Schiraz wartete nur auf die Parole des Hadschi Kaewam und seiner Frau Hadschi Bibi*), um ebenfalls die Fahne der Empörung aufzupflanzen; die Sekte der Babis fing an sich zu regen; die Makuer hatten ihre Aemter verlassen und waren noch nicht durch neue Gouverneure ersetzt; die Armee war desorganisirt, in der Hauptstadt selbst kam es in einigen Regimentern zur Meuterei; die von Tabris mitgebrachten Genossen des Schah drängten sich vor, um rasch zu Würden und Reichthümern zu gelangen; die Prinzen verlangten Apanagen; kurz die ganze Staatsmaschine stockte, und es schien fast unmöglich, sie wieder in geordneten Gang zu bringen.

Der Emir jedoch zeigte sich dieser riesigen Aufgabe gewachsen. Er unterwies den Schah in den Erfordernissen einer würdigen äußern Repräsentation und studirte ihm die Reden ein, die er bei den Salams zu halten hatte. Nach schweren Kämpfen gelang es, die Revolution niederzuschlagen; die Zaghaften wurden eingeschüchtert, die Rädelsführer aber durch List und Vorspiegelungen festgenommen und bestraft. Es erfolgte die Normirung der Einnahmen und Ausgaben des Staats; bei Vorzeigung von Anweisungen auf den Schatz mußte die Rechtmäßigkeit der Forderung dargethan werden. Die Armee ward reorganisirt und neu bewaffnet. Nach außen hin war das Streben des Emir dahin gerichtet, unter Ab-

*) Diese merkwürdige Dame ist im ganzen Lande durch ihre Energie berühmt. Sie war die einzige Frau des Hadschi und leitete, ganz in dessen Plane eingeweiht, während seiner Abwesenheit alle Geschäfte. Man will sie sogar bei mehrern Aufständen verschleiert gesehen haben, wie sie Waffen aus ihren Depots an die Leute vertheilte.

weisung alles fremden Einflusses womöglich die alten Grenzen des persischen Reichs wiederherzustellen; allein er erkannte sehr wohl die schwachen Seiten der gegenwärtigen Staatsverfassung und warnte daher vor jeder ernstlichen Verwickelung.

Der Schah hat sich begierig die ehrgeizigen Plane seines Lehrers angeeignet, nicht aber zugleich dessen berechnende Vorsicht in Abwägung der Mittel; unter allen Umständen, selbst den gefahrdrohendsten und mislichsten, die Mehrung des Reichs anzustreben, darin besteht der Hauptgrundsatz seiner Politik! Das tragische Ende des Emir wurde schon bei einer frühern Gelegenheit erzählt. Er fiel als Opfer seines unbeugsamen männlichen Willens, weil man ihm nicht das Recht zugestand, an einem verderbten Hofe besser zu sein als andere und sich zum Sittenrichter der Königin-Mutter aufzuwerfen.

Im November 1851 ernannte der Schah den Mirza Agha Chan zum Großvezier, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, selbst die Zügel der Regierung zu führen und den Minister blos als als willenloses Werkzeug zu gebrauchen. Dieser fügte sich scheinbar der ihm zugedachten untergeordneten Rolle, beobachtete aber dabei eine sehr geschickte Taktik, denn er überhäufte seinen Herrn sofort mit einer Masse kleiner Geschäfte, mit der Durchsicht von Detailrechnungen über Bauten, Gartenanlagen, Reparaturen u. s. w. Einige Nächte arbeitete der Schah bis 2 Uhr morgens, bald jedoch begnügte er sich, die Acten während des Frühstücks und unter zerstreuender Conversation sich vorlesen zu lassen. Er hatte im Sader abermals seinen Meister gefunden, der noch dazu das Talent besaß, ihn in seinen kleinen Vergnügungen nicht zu stören und jede Idee, welche er ausgeführt haben wollte, in einer Weise vorzutragen, daß dem Schah keine andere Schlußfolgerung übrigblieb, während derselbe glaubte, der Gedanke sei aus seinem eigenen Kopfe hervorgegangen. In kurzer Zeit er-

langten die Nuris, die Stammesgenoſſen des Sader, eine faſt nie dageweſene Herrſchaft und Allgewalt. Sie breiteten ein Netz von Corruption und Nepotismus über das ganze Land, und es gab kein einflußreiches oder gewinnbringendes Amt mehr, das nicht von einem Nuri verwaltet wurde. Die Gouverneurſtellen verblieben zwar den Prinzen des königlichen Hauſes, aber jedem wurde ein Nuri als Vezier zur Seite geſetzt, welcher ſich der Geſchäfte bemächtigte und die Gewinnſte einzog. Die Familie erwarb unermeßliche Reichthümer, ganze Stadttheile wurden von den Nuris angekauft. Der eine Sohn des Sader heirathete die Schweſter des Schah, die Witwe des Emir, welche zu dieſer Ehe förmlich gezwungen werden mußte, und bekam den im Orient ſo begehrten Titel Nizam em mulk; der andere Sohn, ein Knabe von ſechzehn Jahren, wurde Kriegsminiſter. Es entwickelte ſich ein Spionirſyſtem ſondergleichen; jedes von dem König geſprochene Wort wurde durch deſſen Frauen, deren viele im Solde des Sader ſtanden, dieſem hinterbracht. Wer ſich dem Schah ergeben zeigte, wurde verdächtigt, ſeiner Würden entſetzt und exilirt. Alle Politik des Sader ſchien ſich in der Erhebung ſeiner Familie und ſeines Stammes zu concentriren; daß er dahinter noch andere gefährliche Plane verbarg, muß, obgleich keine directen Beweiſe dafür vorhanden ſind, um ſo eher vermuthet werden, da er innerlich den König verachtete, ihm mistraute und mit Haß gegen den Stamm der Kadſcharen erfüllt war.

Um der Leidenſchaft des Königs für die Mehrung ſeines Reichs zu ſchmeicheln, rüſtete der Sader eine Expedition nach Merw aus und ließ dieſe Stadt einnehmen. Nichts iſt leichter im Orient, beſonders in Turkeſtan, als eine Stadt zu erobern. Die Angreifer finden in der Regel wenig Widerſtand, ſie werden von einer überall vorhandenen Partei Unzufriedener mit Freuden begrüßt. Hinterher jedoch folgen

die Feindſeligkeiten der Einwohner gegen die Eroberer; man tritt nicht mit offener Gewalt auf, ſondern conſpirirt im geheimen, indem man die Zufuhr abſchneidet, den Anbau hindert, kurz den Feind auszuhungern ſucht. In ähnlicher Weiſe ſah ſich bald die perſiſche Beſatzung in Merw hart bedrängt. Der Schah beſtimmte zwar bedeutende Summen zum Ankauf und zur Hinſendung von Getreide; allein der größte Theil des Geldes wurde bereits in Meſchhed unterſchlagen, und den für den Reſt angekauften Proviant fingen die Turkomanen auf, ſodaß nichts in die Feſtung gelangte. Die Mannſchaft war von Mangel aufs äußerſte getrieben; trotzdem fütterten die Offiziere noch mit der wenigen übriggebliebenen Gerſte ihre Luxuspferde. Da ſtellte ſich ein Corporal Namens Huſſein, aus dem Stamme der Turſchis in Choraſſan, ein Mann von großer Energie, aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze. Die Offiziere mußten ihm gehorchen, die Luxuspferde wurden vor die Kanonen geſpannt, die Köpfe der Leichen aufgeladen, damit ſie nicht als Trophäen zurückblieben, und ſo führte er unter beſtändigen Kämpfen mit den Turkomanen die Beſatzung glücklich in das damals befreundete Herat und von da unangefochten bis an die perſiſche Grenze nach Meſchhed. Dort angekommen, erkannte Huſſein erſt, welche Gefahr er durch ſeine verdienſtliche That über ſich heraufbeſchworen; denn die degradirten Offiziere murrten wegen der untergeordneten Stellung, die er ſie einzunehmen gezwungen hatte. Er floh nach Turſchis zu ſeinem Stamm, wo er vor jeder Verfolgung ſicher war. Doch die Rachgier der Offiziere ruhte nicht. Der Commandant von Meſchhed, Abbas Kuli Chan von Urumieh, genannt Kätir (das Maulthier), welcher ſich unter ihnen befand, überſchickte Huſſein ein königliches Patent der Strafloſigkeit, in welchem ihm ſogar eine glänzende Belohnung verſprochen wurde. Huſſein ging in die Falle und ſtellte ſich in Meſchhed; von dort wurde er in

Ketten nach Teheran geführt und ins Staatsgefängniß geworfen. Der Tod erlöste ihn bald; er starb angeblich an der Cholera.

Fast in dieselbe Zeit fällt ein kriegerisches Ereigniß, welches von der größten Tragweite hätte werden können, dessen glücklicher Ausgang aber den Schah in der Ueberzeugung bestärkte, daß sein Glücksstern hoch stehe (tāleh Schāh bulænd est). Der Chan von Chiwa unternahm mit mehr denn 30000 Mann einen Raubzug gegen Meschhed. Die Stadt, deren Tempel mit den Opfergaben frommer Pilger angefüllt sind, hatte eine ganz unzulängliche Besatzung und ermangelte aller Vertheidigungsanstalten. In einer weiten Ebene vor der Stadt lagerte das Heer des Chan; er selbst ließ sich nach orientalischer Sitte auf einem isolirten Hügel fern vom Lager sein prächtiges Zelt aufschlagen. Diesen Umstand benutzte ein Chan von Chorassan; mit hundert Mann irregulärer Cavalerie ritt er in der Nacht gegen den Hügel, erreichte ihn vor beginnender Dämmerung, metzelte die wenigen sorglosen Wachen nieder, und drang in das Zelt des Chan, der sich eben zum Morgengebet anschickte. Als dieser die Gefahr erblickte, bot er alle Schätze für sein Leben, erhielt aber zur Antwort, seine Schätze seien ohnehin verfallen, es handle sich jetzt um seinen Kopf. Unter den Eingedrungenen, von denen jeder den Preis gewinnen wollte, entspann sich nun ein erbitterter Kampf, welcher zwei Menschenleben kostete, bis endlich einer das streitige Ziel erreichte. Man steckte den abgeschnittenen Kopf des Chan auf eine Pike und ritt in die Stadt zurück. Als die Chiwaner eine Stunde nachher ihren Führer ohne Kopf fanden, zogen sie sich in eiliger Flucht zurück, die ganze Expedition aufgebend. Der Kopf wurde nach Teheran gebracht. Nassereddin Schah stellte sich erzürnt, daß man das Haupt eines Herrschers entwürdigt habe; er ließ dasselbe vor dem Stadtthore feierlich beisetzen und ein

Mauſoleum darüber errichten. Der Vollſtrecker dieſes ſeltenen Coup erhielt eine unanſehnliche Belohnung, doch wurde er wenigſtens für ſeine That nicht beſtraft!

Eine andere glückliche Epiſode bildete die Einnahme von Bender Abbas. Dieſe Stadt war ſammt dem umliegenden Bezirk vor längerer Zeit dem Imam von Mascat in Pacht gegeben worden. Jetzt verweigerte derſelbe die Zahlung des Pachtſchillings und machte Souveränetätsrechte geltend. Die Perſer nahmen die Stadt mit Sturm, worauf der Imam gezwungen wurde, den Pacht zu erneuern und durch Beifügung einer beträchtlichen Summe in Maria-Thereſienthalern den Schah zu verſöhnen. In Betracht des Mangels einer Flotte ſowie des ungeſunden Klimas jener Gegend, in welchem perſiſche Truppen ſcharenweiſe unterliegen, war die Erneuerung des Contracts und das Ueberlaſſen des Bezirks an die Araber allerdings das Zweckmäßigſte, was die Regierung thun konnte.

Nachſtehender Brief des ſeit einer Reihe von Jahren in Perſien lebenden ſchwediſchen Arztes Fagergreen, eines Augenzeugen der Erſtürmung von Bender Abbas, ſchildert die Details ſo anſchaulich und gibt überhaupt ein ſo charakteriſtiſches Bild von perſiſcher Kriegführung, daß ich für angemeſſen halte, ihn vollſtändig mitzutheilen.

„Bender Abaſſi, den 2. Februar 1855.

„Seit zwei Monaten bin ich hier in dieſer Hölle, dieſem wie ein Krebsſchaden an der Macht und den Finanzen Perſiens nagenden Orte, welchen man Bender Abaſſi nennt.

„Die Expeditionstruppen beſtanden aus beiläufig 5000 Mann aus der Provinz Schiraz, und ungefähr ebenſo viel aus der Provinz Kirman, alle im höchſten Grade undiſciplinirt, ſchlecht genährt und faſt die Hälfte fieberkrank.

„Nach ihrer Ankunft in Bender ruhten die Truppen acht Tage aus. Am 9. Rabiul-avval kam man überein, die Stadt

anzugreifen. Die Sache war schwierig, weil erstens alle Befehlshaber aufeinander eifersüchtig waren, zweitens keiner außer mir das Terrain um die Stadt kannte, und drittens die Araber tüchtige Anstalten zur Vertheidigung getroffen hatten. Von früh morgens bis 3 Uhr nachmittags discutirte man über die Art des Angriffs, endlich nahm man mein Erbieten an, die Truppen ohne Verlust an Todten bis 400 Schritt vor die Stadt zu führen; und so ward das Signal zum Aufbruch gegeben.

„Da mir vom vorigen Jahr her der schwächste Punkt bekannt war, so führte ich die Truppen an diese gegen Norden gelegene Stelle und machte dadurch alle Befestigungen der Araber auf der östlichen Seite für sie nutzlos. Nach einem halbstündigen Marsch stand die ganze Armee 400 Schritt vor der Stadt. Die Araber thaten vier bis fünf Schüsse, ohne daß ein Mann verwundet wurde.

„Sie kennen noch nicht die Kriegsweise der Perser; sie ist von dem europäischen System wie Tag von Nacht verschieden. An eine regelmäßige Belagerung mit Parallelen, Laufgräben, Anlage von Batterien, ist bei ihnen nie zu denken; führten doch die 8000 Soldaten nicht ein Dutzend Grabscheite mit sich. In den Kriegen der Perser kann ein Zufall, eine Bagatelle die Schlacht verlieren oder gewinnen machen; ein einziger von einer Kugel getroffener Soldat kann die ganze Armee entweder in Schrecken oder in Wuth versetzen; gelingt es nur, zwei bis drei vorwärts zu bringen, so folgen die andern wie Schafe, wo Gefahr, oder wie Löwen, wo Aussicht auf Beute vorhanden ist. Weder Commando noch Gehorsam gibt es am Tage der Schlacht, jeder folgt der eigenen Eingebung.

„Als die Armee an dem besagten Punkte angelangt war, der genügenden Schutz gegen die feindlichen Kugeln gewährte, begannen wir das Feuer gegen die Stadt; die vier Kanonen

machten viel Lärm, thaten jedoch wenig Schaden, und ſchon nach einer Stunde dachten die Offiziere daran, auszuruhen und ſich für die Nacht zu verſchanzen. Was die Kanonen nicht bewirkt hatten, das bewirkte die Geldgier. Während der Kanonade ſammelte ich nämlich acht bis zehn junge Leute und verſprach jedem fünf Dukaten, wenn ſie ſich auf eine kleine Anhöhe neben der Mauer hinwagten und ſich dort behaupteten. Mit dem halben Betrage als Draufgeld in der Taſche, gingen ſie, ohne meinen Befehl abzuwarten, auf den bezeichneten Punkt los; nicht Einer wurde verwundet. Hierdurch war der Impuls gegeben, denn als die andern Soldaten die zehn Leute vorwärts gehen ſahen, rückten ſie ebenfalls vor, und in weniger denn 10 Minuten ſtanden über 500 Mann auf der Anhöhe, welche nur etwa 50 Leute ſchützen konnte. Dieſer Augenblick entſchied das Los des Tages; die Soldaten, hart bedrängt durch die Geſchoſſe der Belagerten, waren genöthigt, entweder vorwärts gegen die Mauer eines Gartens zu ſtürmen, oder ſich zurückzuziehen. Zum Glück für den Ruhm Perſiens wählten ſie das erſte, und die Araber, welche glaubten, daß die Perſer ſtürmen wollten, verließen den wichtigen Poſten. Hätte jedoch in dieſem kritiſchen Moment nur ein einziger Soldat ſich zur Flucht gewendet, ſo wären ihm unfehlbar alle andern gefolgt.

„Kaum war der etwa 15 Schritt von der Mauer entfernte Garten genommen, als auch ein vollkommen anderer Geiſt unter den Soldaten und Offizieren ſich bemerkbar machte. Die ſämmtlichen Truppen rückten jetzt — nicht wie die Schafe, denn ſie waren des Sieges gewiß, ſondern wie die Löwen vor. Die Haubitzen des Feindes ſchreckten ſie nicht; ohne Sturmleitern, ohne Befehl, viele ohne Waffen, erkletterten ſie die Mauer von 18 Fuß Höhe und reichten ſich von oben die Hände; in wenigen Minuten waren die Wälle erſtürmt und die Stadtthore forcirt. Es war ein ſchöner Anblick; er über-

zeugte mich, daß der perſiſche Soldat ſehr tapfer ſein könne, wenn man ihn gehörig zu benutzen und in Ekſtaſe zu ſetzen verſteht.

„Die Araber wichen nach und nach gegen die Citadelle, an das Meer und auf die Schiffe zurück; die Perſer waren Meiſter der Stadt und zwar mit Verluſt von nur 2 Todten und 25 Verwundeten. (? ?)

„Hiermit war jedoch die Affaire noch nicht zu Ende. Die perſiſchen Soldaten fingen an ſich in der Stadt zu zerſtreuen, jeder ging wohin es ihm beliebte. So kamen die Mannſchaften des Reza Kuli Chan zur Holländiſchen Citadelle am Meere, ſie trafen dort die Araber mit den Vorbereitungen zur Abfahrt beſchäftigt. In der Hoffnung, Beute zu machen, greifen ſie die Fliehenden an, dieſe ſtürzen ſich ins Waſſer, viele ertrinken, andere retten ſich durch Schwimmen in die Citadelle. Eine halbe Stunde nachher wollten die Soldaten von Hamadan, in der Meinung, daß kein Araber mehr in der Stadt ſei, in die Citadelle einziehen. An das Meer gelangt, ſahen ſie viele Araber darin ſchwimmen. Es wurde Befehl gegeben, ein 12pfündiges Feldſtück mit Haubitzen zu laden und auf die Unglücklichen zu ſchießen. Das Geſchütz war zum Abfeuern fertig, da krachte plötzlich aus der Citadelle eine Salve, welche einen Hauptmann, einen Lieutenant, 28 Mann und 4 Pferde tödtete. Es entſtand ein paniſcher Schrecken, denn es ergab ſich, daß die Citadelle noch von Arabern beſetzt, folglich der Krieg noch nicht beendet ſei.

„Drei Tage dauerte der Kampf um die Citadelle, endlich wurde ſie mit Sturm genommen. Die darin gefangene Mannſchaft ließ man größtentheils über die Klinge ſpringen, der Prinz zahlte für jeden Kopf einen Dukaten. Das war das Ende des Krieges.

„Nach der angeſtellten Schätzung beträgt der Verluſt der

Araber zwiſchen 800 und 1000 Mann. Zwei Häuptlinge, ein Sohn des Imam von Mascat und der berüchtigte Scheich Seid, retteten ſich wie durch ein Wunder, indem ſie unter dichtem Kugelregen ſchwimmend das Schiff erreichten. Ihr Begleiter, Scheich Abdul Rahman, war nicht ſo glücklich, er wurde von einer Kugel getroffen und ſein Leichnam, welchen das Meer auswarf, ebenfalls enthauptet. Der Beludſche Mulla Seid, Commandant der Citadelle, war bei der Erſtürmung gefangen und getödtet worden. Der Verluſt der Perſer beläuft ſich auf 50 Todte und 150 Verwundete."

Zu den beiden den Schah beherrſchenden Ideen, ein Mehrer des Reichs zu werden und von einem ſteigenden Glücksſtern begleitet zu ſein, kommt noch hinzu, daß er ſich in den Kopf geſetzt hat, den Kriegsruhm eines Peter des Großen, Karl XII., Nadir Schah und Napoleon, deren Geſchichte er eifrig geleſen, auf ſein Haupt zu ſammeln. In Bezug darauf, daß er nicht perſönlich die militäriſchen Operationen leitet, pflegt er zu ſagen, dieſe Helden hätten ſelber ihre Thaten verrichten müſſen, er aber brauche nur ſeine ſiegreiche Armee unter Anführung erprobter Generale auf den Kampfplatz (maydāne dawā) zu ſchicken. Sein Ehrgeiz iſt, angeſtachelt durch die Traditionen ſeiner Vorfahren, des Najibeh-ſultaneh und des Mehmed Schah, vornehmlich auf die Eroberung von Herat und Kandahar gerichtet; und auch Rußland ſucht dieſe Eroberungsplane gefliſſentlich in ihm zu nähren, wohl wiſſend, daß jede kriegeriſche Diverſion der Perſer, ſo wenig Ausſicht auf Erfolg ſie haben mag, doch ganz Centralaſien in eine Aufregung verſetzt, deren letzte Wellenſchläge ſich bis nach Indien fortpflanzen. Daß Perſien ſich dadurch immer mehr ſchwächt und noch der geringen ihm übriggebliebenen Hülfsmittel beraubt, das kümmert Rußland wenig, denn die bundesgenoſſenſchaftliche Hülfe Perſiens iſt gewiß der letzte Factor

einer politischen Combination von seiten Rußlands sowol wie Englands!

Es gab allerdings eine Zeit, wo England Persien als Vormauer gegen Indien zu benutzen gedachte, wo es alle Mittel anwandte, um das Reich zu kräftigen und dessen Armee zu organisiren. Allein die Engländer überzeugten sich bald, daß diese kostspielige Freundschaft im Grunde doch sehr unzuverlässig und daß unter der Kadscharen-Dynastie eine wünschenswerthe Organisation des Landes nie zu erwarten sei; daher ließen sie die Idee wieder fallen, womit natürlich auch die Zahlung von Subsidien aufhörte. Auch könnte ihnen eine Besetzung Herats durch die Perser ziemlich gleichgültig sein, da dieselben sicher bei der ersten Gelegenheit von den Afghanen wieder verdrängt werden würden, wenn nicht, wie gesagt, die Rückwirkungen des von Persien ausgehenden Stoßes sich immer weithin auf unliebsame Weise fühlbar machten.

Was die Ansicht betrifft, Herat sei der Schlüssel Indiens und die Einnahme dieser Festung durch die Perser werde den Russen mit Leichtigkeit den Weg dorthin bahnen, so ist der erste Theil geographisch richtig, der zweite Theil aber läßt eine Menge wichtiger Umstände außer Acht, durch welche die geographische Begünstigung vollständig illusorisch wird.

Herat im Besitze der Perser könnte einer russischen Invasions-Armee nur dann zum Stützpunkt dienen, wenn die Afghanen sowol mit der persischen Occupation wie mit der russischen Invasion einverstanden wären: zwei Voraussetzungen, welche bei dem gegenseitigen Haß der Afghanen und Perser, bei dem kriegerischen Geist und Unabhängigkeitssinn der erstern nicht denkbar sind. Wol rufen die Afghanen bei ihren innern Parteikämpfen oft die Perser zu Hülfe; doch kaum stehen diese im Lande, als sich auch die Parteien untereinander vertragen, um gemeinschaftlich den Nationalfeind herauszutreiben. Gelänge es also den Persern, Herat mit Gewalt zu behaupten,

ſo hätten die Ruſſen ſchon deshalb alle Eingeborenen gegen ſich; und böten umgekehrt die Afghanen der Invaſionsarmee die Hände, dann wäre die perſiſche Beſatzung Herats nur den Engländern von Nutzen. Tractate mit den Orientalen gewähren nicht die mindeſte Sicherheit; man muß immer darauf gefaßt ſein, daß ſich die Bundesgenoſſen plötzlich in feindliche Guerrillas verwandeln. Nun denke man an die Möglichkeit, die ruſſiſche Armee würde durch Unfälle zu einem Rückzuge gezwungen. Wie wäre bei dem gänzlichen Mangel an Communicationsmitteln, bei der Gefahr, daß jeder Nachzügler ermordet, jeder Brunnen verſtopft und der Proviant abgeſchnitten würde, auf deſſen glückliche Ausführung zu hoffen? Das unbeſieglichſte Hinderniß aber bilden die klimatiſchen Verhältniſſe. Mag eine nordiſche Armee noch ſo viel Energie und Widerſtandsfähigkeit mitbringen, die Soldaten müſſen in dem dortigen Klima während eines dreimonatlichen Zuges erſchlaffen; kaum der zehnte Mann erreichte thatkräftig den Ort der Beſtimmung. Krankheiten, namentlich Fieber und Ruhr, würden ſchlimmer als gezogene Kanonen ihre Reihen lichten. Kurz, ich halte den Gedanken, daß eine europäiſche Armee zu Lande nach Indien vordringe, für eine Chimäre, welcher nur derjenige nachhängen kann, der weder die Bevölkerungszuſtände der dazwiſchenliegenden Gebiete, noch die Verderblichkeit des Klimas in Rechnung zieht.

Der erſte Anlaß zur Einmiſchung in die afghaniſchen Händel bot ſich dem jetzigen Schah im Jahre 1854 dar. Kuhendil Chan, der Beherrſcher von Kandahar, in Furcht geſetzt durch die übergreifende Macht ſeines Bruders, des alten Duſt Mohammed Chan von Kabul, ſchickte einen Geſandten an den Hof von Teheran, um dort Rath und Hülfe zu erbitten. Der Schah ergriff die Gelegenheit mit Freuden; er ſandte ihm 2000 Gewehre und einen jungen Kurden, Mirza Reza, behufs Ausbildung der Truppen, ſtellte jedoch die Bedingung,

daß zwei der einexercirten Regimenter nach Persien versetzt würden, womit eine Art Suzeränetät über Kandahar anerkannt worden wäre. Der Chan nahm zwar vorläufig die Bedingung an, erklärte aber später das Absenden der zwei Regimenter für eine Unmöglichkeit, weil die Maßregel ihm unfehlbar Thron und Leben kosten würde. Uebrigens starb er kurz darauf. Sofort fiel Dust Mohammed in Kandahar ein und vereinigte das Gebiet mit seinem Reiche Kabul. Die Söhne des Kuhendil Chan und die seines andern Bruders Rahimdil Chan, auf diese Weise ihres Erbes beraubt, flüchteten sich nach Persien. In Teheran wurden sie von der Regierung bereitwillig aufgenommen und subventionirt. Einer von den Flüchtlingen, ein Sohn Rahemdil Chans, der Sardar Mir Alim Chan, ein Mann von auffallender Schönheit und guter Bildung, der geläufig englisch sprach und schrieb, auch in der englischen Literatur ziemlich bewandert war, wußte den Schah zu überreden, die Einnahme Herats sei bei der im Innern herrschenden Verwirrung ebenso leicht wie der drohend anwachsenden Macht Dust Mohammed's gegenüber nothwendig im Interesse der persischen Politik. Die Expedition wurde beschlossen und ein bedeutendes Armeecorps abgeschickt. Mit demselben bezwang rasch General Pascha Chan die Grenzfestung Kurian. Nicht so schnell wollte die Einnahme Herats gelingen. Man vermochte die Stadt nicht vollständig einzuschließen, und die Afghanen brachten durch nächtliche Ausfälle (schæb-chun), in denen sie Meister sind, den Belagerern empfindliche Verluste bei. Erst nach Verlauf mehrerer Monate nöthigte Krankheit, Verrath, Bestechung und innere Meuterei die Besatzung zur Capitulation. Die Festung ergab sich dem Prinzen Sultan Murad Mirza, einem Onkel des Schah, unter Bedingungen, die jedoch von diesem nicht gehalten wurden. Er brandschatzte die Stadt, sammelte unermeßliche Reichthümer und ließ eine Münze schlagen mit der

Legende Naſſereddin Schah, auf der Rückſeite: „Geprägt in der beſiegten Stadt (dār en nussret) Herat.“ Der Chan von Herat, welcher ſich zur Begrüßung des Prinzen vor die Thore begeben hatte, wurde beim Austritt aus deſſen Zelt meuchlings ermordet. Auch der obengenannte Sardar Mir Alim Chan, welchem Verſprechungen bezüglich der Herrſchaft von Herat gemacht worden waren, kam auf gewaltſame Weiſe auf der Rückreiſe von Herat ums Leben.

In derſelben Stunde, in welcher die Kanonen den Bewohnern von Teheran die glorreiche Waffenthat der Einnahme Herats verkündeten, ſtarb der Kronprinz an der Cholera. Es war dies bereits der zweite deſignirte Thronfolger, welcher mit Tode abging. Da aber der Schah dieſen Prinzen nicht geliebt hatte, ſondern ſich ſchon damals mit der Idee trug, ſeinen von mütterlicher Seite unebenbürtigen Sohn Kaſſim Chan zum Thronfolger zu ernennen, ſo galt ihm das ſeltſame Zuſammentreffen eher für ein glückliches Omen, und es wurden zur Feier des Sieges Illuminationen, Feuerwerke und Volksfeſte veranſtaltet. Tags darauf hielt der Schah einen großen Salam ab, wobei er ſich rühmte, daß er nun endlich zu ſeinem ihm rechtmäßig gebührenden Erbe gelangt und eine Eroberung durch ihn vollbracht worden ſei, an welcher Abbas Mirza und Mehmed Schah umſonſt ihre Kräfte verſchwendet hätten.

Allein der Siegesrauſch ſollte nicht lange währen. Die Engländer verlangten kategoriſch den Abzug der Perſer aus Herat, und mit ſchwerem Herzen ſah man ſich genöthigt nachzugeben. Der Schah ſuchte zwar Troſt in dem Gedanken, der Name eines Muzzafer und Kāzi (Sieger und Triumphator), den er ſich erworben, biete hinlängliche Entſchädigung für die Opfer an Gut und Menſchenleben; auch gründete er neue Hoffnungen auf den Umſtand, daß der jüngſt erwählte Gouverneur von Herat, Sultan Ahmed Chan, für die Perſer Partei

zu nehmen schien, wenigstens eine englische Botschaft unter Leitung des Colonel Taylor sehr schnöde behandelt hatte. Dennoch empfand er wegen der erlittenen Demüthigung tiefen Groll, der sich auf irgendein Haupt entladen mußte. Prinz Schahzadeh Jussuf, der Sohn des frühern Regenten von Herat, war das dazu ausersehene Opfer. Derselbe hatte sich, von seinem Minister Kamran Chan des Thrones entsetzt, auf persischen Boden nach Meschhed geflüchtet, benutzte sodann ausgebrochene Unruhen in Herat, um dahin zurückzukehren, ward aber nach kurzer Zeit wieder vertrieben und flüchtete abermals nach Persien. Jetzt genoß er seit mehrern Monaten die königliche Gastfreundschaft am Hofe zu Teheran. Der Schah wohnte zu dieser Zeit in seinem Lustschlosse Kasser-Kadschar bei Teheran. Eines Morgens begleiteten wir ihn zur Jagd, er war eben beim Frühstück, als sein Feraschbaschi (Leibhenker) eintrat und mit Wohlgefallen berichtete, Prinz Jussuf sei im Garten des königlichen Schlosses, wohin er sich zur Aufwartung begeben wollte, von vier Afghanen, welche ihm Blutrache geschworen, überfallen und niedergehauen worden. Lächelnd sagte der Schah: „Dem Prinzen mag bei diesem Handel nicht besonders wohl zu Muthe gewesen sein.“ Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ein Mord im königlichen Garten nicht anders als auf ausdrücklichen höhern Befehl verübt werden kann. Somit haftet die meuchlerische Ermordung des Prinzen, der unter dem Schutze des Gastrechts stand, als einer der schwärzesten Flecken an der Person des Monarchen, es sei denn, daß man dem Großvezier, weil von ihm der unmittelbare Befehl ausging, allein die Schuld zuwälzen will.

Nach anderer Seite sich Befriedigung schaffend, setzte nun der Schah seinen Lieblingsplan, den ihm von einer ehemaligen Tänzerin geborenen Sohn Kassim Chan zum Kronprinzen zu erheben, ins Werk. Die Hofheraldiker mußten

beweiſen, daß die Tänzerin aus der Familie der Saſſaniden-könige ſtamme, und dem Sader-azam ward die Aufgabe, die Zuſtimmung der europäiſchen Mächte zu dieſem Staatsact zu erwirken. In der That fügten ſich dieſelben, im Widerſpruch mit dem von ihnen garantirten Hausgeſetz, kraft deſſen Naſſe-reddin ſelbſt zum Throne gelangt war, dem dringenden Wunſche des Königs, und bei den feſtlichen Gaſtmählern, welche aus Anlaß der Ernennung am Hofe ſtattfanden, tranken ihre Repräſentanten auf das Wohl des illegitimen Thronerben.

Die wegen der Räumung Herats zwiſchen dem perſiſchen und engliſchen Cabinet eingetretene Spannung ſteigerte ſich unterdeß immer mehr. Verſchiedene an ſich unbedeutende und kleinliche Reibereien verſchärften den Conflict. Namentlich war es das Schutzrecht der Engländer, was dem perſiſchen Hofe beſtändigen Vorwand zu erbitterten Noten gab. Ein unter engliſchem Schutz ſtehender ſehr reicher Kaufmann, Namens Hadſchi Abdul Kerim, deſſen Schätze ſchon längſt die begehrlichen Blicke des Schah auf ſich gezogen, pfändete auf Grund einer Geldforderung das Haus des königlichen Schwiegervaters, wobei engliſche Farasche (Diener) mit Gewalt in den Harem drangen. Ein von dem Großvezier wegen Widerſpenſtigkeit entlaſſener Mirza aus dem Stamme der Nuri, Haſchim Chan, fand im Bureau der engliſchen Geſandtſchaft Aufnahme und gute Bedienſtung. Ein Bruder des engliſchen Conſuls Stevens weigerte ſich, einige Tauſend Dukaten, die er angeblich der Familie des Großveziers ſchuldig war, zu bezahlen, und reizte dadurch den Zorn des geizigen Miniſters aufs höchſte. Dieſer und der ebengenannte Conſul Stevens, ein äußerſt ſchlauer Diplomat, wurden deshalb geſchworene Feinde, und ihren beiderſeitigen Bemühungen, die Flamme der Zwietracht zu ſchüren, iſt hauptſächlich der Ausbruch des engliſch-perſiſchen Krieges zuzuſchreiben.

Nachdem die Engländer ſchon mehrmals mit Einziehen

ihrer Flagge gedroht hatten, gab eine in besonders unziemlichem Ton abgefaßte Note den Ausschlag.

Im Herbst 1856 verließ die britische Gesandtschaft Teheran und begab sich über Kurdistan nach Bagdad. Mit der politischen Vertretung der Interessen englischer Unterthanen wurde die französische Gesandtschaft beauftragt; zur Ausübung der Consularfunctionen aber blieb Herr Stevens zurück, dessen Anwesenheit natürlich nicht zur Beilegung der Mishelligkeiten dienen konnte. Erst als ihm die Nachricht zuging, daß englische Schiffe gegen Bender Buschir abgeschickt seien, entfernte er sich heimlich, die Rache des Sader-azam fürchtend, aus der Stadt und erreichte glücklich die russische Grenze. Kaum war seine Abreise bekannt geworden, als eine officielle Proclamation der persischen Regierung erschien, worin alle Beschwerden gegen die Engländer Punkt für Punkt aufgezählt, sie unter anderm beschuldigt wurden, die Heiligkeit des Hauses und des Harem verletzt zu haben, und sodann der Flucht des Consuls Stevens Erwähnung geschah mit dem Hinzufügen, dieselbe sei durchaus überflüssig gewesen, da man die Gebote des Völkerrechts genugsam achte, um den Vertreter einer auswärtigen Macht, selbst wenn man sich mit ihr im Kriege befinde, unbelästigt abreisen zu lassen, es wären ihm sogar Pferde zur Verfügung gestellt worden. Trotz dieser nachträglichen Versicherungen dürfte es indeß Herrn Stevens auf offenem Wege schwerlich gelungen sein, mit heiler Haut aus Persien zu entkommen.

Kurz darauf gelangte die Kunde von der Landung englisch-ostindischer Truppen auf der Rhede von Bender Buschir nach Teheran. Man erfuhr, daß der Nomadenhäuptling Bagher Chan Deschti nur schwachen Widerstand geleistet habe, daß dessen Sohn im Kampfe geblieben, die befestigte Stadt Buschir ohne Schwertstreich genommen, die Besatzung, aus zwei Regimentern bestehend, entwaffnet und entlassen, dagegen der

Dariabeghi (Admiral in partibus) gefangen nach Bombay geschickt worden sei. Diese Nachrichten verbreiteten Schrecken in der Hauptstadt. Erst jetzt fing man an ernstlich an den Krieg zu glauben; man fürchtete, daß die Engländer sich der Stadt Schiraz bemächtigen würden, denn der Süden war fast ganz von Truppen entblößt und man wußte, wie sehr der Ilchani, der Anführer des mächtigen Nomadenstammes der Kaschgai, den Engländern zugeneigt und wie wenig auf die Treue der übrigen Bevölkerung jener Gegenden zu rechnen war. Allerdings wäre dies der vernünftigste Plan gewesen, den die Engländer hätten verfolgen können. Die Einnahme von Schiraz hätte den Krieg mit Einem Schlage ohne Blutvergießen beendigt; von dort aus konnten sie den Persern ihre Bedingungen dictiren, namentlich die Entlassung des Saderazam peremtorisch verlangen, ihr Ansehen in Asien wäre nicht gesunken, und es ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Meuterei in Indien nicht zum Ausbruch gekommen wäre. Allein die Sachen nahmen einen ganz andern unerwarteten Gang, und es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob die Engländer oder die Perser den Krieg planloser angefangen und geführt haben. Erstere glaubten, mit der Einnahme Buschirs sei der Feind hinlänglich eingeschüchtert, wie überhaupt nicht ein Krieg sondern nur eine Demonstration in ihrer Absicht lag. Sie blieben daher in Buschir stehen und begnügten sich, einige Verschanzungen daselbst aufzuwerfen. Von den Asiaten wurde aber ihre Unthätigkeit als Schwäche ausgelegt; es hieß, die Engländer wagen nicht, sich vom Meere zu entfernen, und der Schah sagte von ihnen: „Sie sind Enten, die wohl im Wasser Muth haben, sich aber nicht getrauen, zu Lande einem iranischen Kriegsheer gegenüberzutreten.“ Befangen in dieser Meinung, ließ er die Rüstungen eifrig betreiben, sodaß endlich Truppen gegen den Süden entsandt werden konnten. Die im Lande zurückgebliebenen

Schützlinge der Engländer wurden bedroht und gezwungen, dem englischen Schutze zu entsagen. Von einem Armener ward der Gedanke angeregt, den Krieg als einen heiligen, einen Religionskrieg (dschenge dschæhāt) zu proclamiren, worauf der Schah und sein Vezier um so bereitwilliger eingingen, als sie darin ein treffliches Mittel erblickten, unter dem Vorwande, der Islam sei in Gefahr, von den Unterthanen Geld zu erpressen. Die Mulas suchten in den Moscheen durch Versammlungen und Predigten den Fanatismus anzufeuern, doch ohne die gewünschte Wirkung, denn sehr bald merkte das Volk, daß es nur auf seinen Beutel abgesehen sei. Immerhin kamen im Anfang nicht unbedeutende Summen ein, die sämmtlich in den Seckel des Großveziers flossen.

Die persischen Truppen, auf die Unthätigkeit der Engländer bauend, lagerten sich einige Meilen von Buschir bei Burazdschan, wurden aber sofort von den ausrückenden Engländern, unter Zurücklassung des ganzen Lagers, aus ihrer Position vertrieben. Auch ein Ueberfall (schæb-chun), den sie in der folgenden Nacht ausführten, mislang. In derselben Nacht bezogen die Engländer, weil sie glaubten, daß eine große Anzahl der irregulären Truppen ihres Freundes, des Ilchani, zu dem persischen Heer gestoßen sei, ein verschanztes Lager bei Dalaki. Als der Morgen anbrach, sahen die Perser das englische Lager nur 1000 Meter von sich entfernt. Sie wagten einen Angriff und wurden, obwol die Truppen sich mit mehr als gewöhnlichem Muthe benahmen, besonders durch die englische Cavalerie gründlich geschlagen. Uebrigens vermochten die Engländer den errungenen Vortheil nicht zu benutzen. Herabströmender Regen, welcher den Boden völlig aufweichte, eine besonders ihren indischen Truppen empfindliche Kälte, der Mangel an Zelten oder anderm Obdach, alle diese mislichen Umstände nöthigten sie, sich schleunigst nach

Buſchir zurückzuziehen. Ihr Rückzug glich ſo ſehr einer Flucht, daß die Perſer infolge deſſelben ſich den Sieg zuſchrieben. Der commandirende Obergeneral Sudſchah emmulk, ein Nuri, Neffe des Großveziers, berichtete ſogar an den Schah: „Hätten wir hinlängliche Cavalerie zur Verfolgung gehabt, kein Mann von den Feinden wäre uns entronnen.“ War dies allerdings eine arge Uebertreibung, ſo ſteht doch feſt, daß die Engländer bei weitem nicht mit der Energie auftraten, welche allein den Orientalen Reſpect einzuflößen vermag. Darum legte man auch den Selbſtmord zweier höhern engliſchen Offiziere, die an dem Treffen theilgenommen, als Zeichen einreißender Muthloſigkeit aus. In welchem Lichte den Perſern vom militäriſchen Standpunkt aus die ganze Affaire erſchien, zeigt folgender Schlachtbericht eines perſiſchen Offiziers:

„Schlachtfeld von Chuſchkab, den 27. Redſcheb 1857.

„Den 7. Dſchemädrel ſäni l. J. erfuhren die Perſer in ihrem Lager, daß die Engländer aus Buſchir ausgerückt ſeien und raſch gegen Burazdſchan marſchirten. Sogleich faßte der Obergeneral Sudſchah emmulk den Entſchluß, ihnen entgegenzuziehen und ſie noch in der Nacht anzugreifen. Gegen Abend ſetzte ſich das ganze Lager in Bewegung. Kaum aber befanden wir uns auf dem Marſche, als ein fürchterlicher Regen herabſtürzte, der nicht nur unſere Kleider und Munition gänzlich durchnäßte, ſondern auch den Weg nach Tſchaekuta unpaſſirbar machte, ſodaß wir zur Umkehr gezwungen waren. Im Lager wieder angelangt, erhielten wir durch einen Kurier des Bagher Chan Deſchti die Meldung, daß die Hauptmacht der Engländer, aus 13,000 Mann Infanterie, 1000 Mann Cavalerie und 28 Stücken beſtehend, im Anzuge ſei und uns am nächſten Tage eine Schlacht zu liefern beabſichtige. Infolge dieſer für wahr und verbürgt gehaltenen Nachricht änderte unſer General ſeinen ſtrategiſchen Plan; der ver-

ſammelte Kriegsrath erklärte es für thöricht, mit 3000 Mann und 15 Stücken einen viermal überlegenen Feind erwarten zu wollen, und beſchloß, ſich auf die Engpäſſe von Naniſek und Dalaki zurückzuziehen.

„Gegen Mittag marſchirte Subſchah emmulk mit den regulären Truppen gegen Dalaki, der Ilchani von Schiraz mit ſeiner Reiterei und den Füſilieren gegen Naniſek. Eine Stunde ſpäter zogen die Engländer, ohne einen Schuß gethan zu haben, in unſer Lager ein, wo ſie nichts weiter vorfanden als einige Zelte und einige Kiſten Munition, die wir zurücklaſſen mußten, weil zwei Tage vorher eine große Zahl Laſtthiere nach Dalaki geſchickt worden war, um Mundvorrath von dort zu holen.

„Für dieſe Affaire, welche die Engländer und ſelbſt einige Perſer als eine Art Sieg verkünden, verdient nach meiner Meinung unſer Commandant nur großes Lob. Denn im Lager von Burazdſchan wären wir ſchutzlos dem Feuer der engliſchen Artillerie ausgeſetzt, unſer Verluſt wäre ein enormer, ja wahrſcheinlich wäre alles verloren geweſen; hingegen ward durch das Verlaſſen des Lagers faſt alles gerettet, indem wir dem Feinde den Paß nach Schiraz verlegten und ihn zwangen, ſich in zweckloſen Strapazen zu ermüden.

„Abends erreichten wir in guter Ordnung Dalaki. Schon am zweiten Tage ging uns von allen Seiten die ſichere Kunde zu, daß die Macht der Engländer bei weitem überſchätzt worden, daß ſie höchſtens 5000 Mann Infanterie und 700 Mann Cavalerie nebſt 7 Stücken von kleinem Kaliber betrage. Hierdurch wieder mit Hoffnung erfüllt, den Feind zu ſchlagen, beſchloß Tags darauf unſer Obergeneral einen nächtlichen Ueberfall. Er ſchickte einen Kurier an den Ilchani mit der Ordre, ſich gegen 3 Uhr morgens zum Angriff bereit zu halten; ein Kanonenſchuß vom Gebirge ſolle ihm als Signal dienen, daß er ſeinerſeits die Attake beginne.

„Die Vorbereitungen wurden so geheim als möglich betrieben, und gegen 6 Uhr abends setzten sich 2400 Mann mit 8 Feldstücken in Marsch gegen Burazdschan. Dennoch war durch irgendeinen Böswilligen, dergleichen es leider sehr viele in hiesiger Gegend gibt, unser Angriffsplan den Engländern verrathen worden, sodaß sie, wie wir später erfuhren, schon acht Stunden vor unserm Auszug von allem unterrichtet waren. Nach zweistündigem Marsch ließ Sudschah emmulk auf dem Berge, welcher die Ebenen von Dalaki und Burazdschan trennt, das verabredete Kanonensignal geben. Unmittelbar darauf überzeugte er sich, daß sein Plan, den Feind zu überraschen, vereitelt war. Damit jedoch nicht der Ilchani, durch das Signal zum Angriff verführt, etwa allein dem Feuer des Feindes ausgesetzt sei, ward der Befehl erlassen, zwar vorsichtig, aber mit größtmöglicher Eile vorwärts zu gehen.

„Als wir etwa 3000 Meter vom englischen Heere entfernt waren, hörten wir den Ruf: „Jā Ali!“: ein Zeichen, daß die Truppen des Ilchani heranstürmten, und um sie von unserer Nähe zu benachrichtigen, feuerten wir unsererseits drei Kanonenschüsse ab. Der Schlachtruf von der einen und unser Signal von der andern Seite machte die Engländer stutzig. Sie scheuten die Gefahr, zwischen das Feuer zweier Feinde zu gerathen, deren Kräfte sie nicht kannten, und hielten es daher für gerathen, statt eine Schlacht zu wagen, den Rückzug gegen Tschakuta anzutreten.

„Von diesem Momente an begann eine glänzende Verfolgung des Feindes, welche 3½ Stunde dauerte und der Unerschrockenheit und Tapferkeit unserer Truppen alle Ehre macht. Die Engländer wurden unausgesetzt beunruhigt, von dem Wege nach Tschakuta abgeschnitten und gezwungen, sich gegen Schif zu wenden. Wäre es möglich gewesen, alle unsere Truppen auf einem Punkt zu vereinigen, so wären meines Erachtens wenige Engländer in dieser Nacht entkommen. Ich

habe nie in meinem Leben Soldaten mit so unermüdlicher Ausdauer die Strapazen eines forcirten Marsches ertragen und von so unwiderstehlicher Kampfbegier erfüllt gesehen. Sechs Stunden Wegs hatten sie im Laufe zurückgelegt und doch wollten sie von Ruhe nichts hören. „Führt uns gegen den Feind!“ war ihre einzige Antwort, und die Offiziere, von demselben Geist beseelt, ließen sie immer weiter vordringen.

„Nur durch unsere Unbekanntschaft mit den Wegen auf der weitgestreckten Ebene und unterstützt von der Dunkelheit der Nacht, konnte es den Engländern zuletzt gelingen, uns mittels einer Kriegslist über ihre Bewegung zu täuschen. Dieselben feuerten nämlich plötzlich alle ihre Geschütze ab und begannen gleichzeitig ein wohlgenährtes Gewehrfeuer auf unsere leichten Truppen. Während diese nun ein wenig zurückwichen, änderten sie, unbemerkt von uns, die Richtung ihres Marsches. Um sie wieder aufzufinden, dechargirten wir ein Dutzend Kanonen. Die Geschosse richteten in der That, wie ich später erfuhr, in ihren Colonnen großen Schaden an; aber aus Furcht, ihre Position zu verrathen, erwiderten sie das Feuer nicht, sodaß unser General glaubte, die Kugeln hätten den Feind nicht erreicht, und den Tag zu erwarten befahl.

„Beim Anbruch des Morgens gewahrten wir zu unserm Erstaunen, daß der Feind nur 2000 Schritt von uns entfernt war. Hinter drei Hügeln in der Tiefe der Ebene lag die englische Infanterie, ihr zur Rechten in einem Dattelwald hatten 1200 Mann Cavalerie Posto gefaßt, die Zwischenräume zwischen den Hügeln waren durch 18 Kanonen schweren Kalibers vertheidigt. Die ganze Position war sehr gut gewählt, während wir in der Ebene ganz schutzlos dastanden. Trotzdem erweckte der Anblick des Feindes neue Kampflust in unsern Soldaten. Etwa 500 Mann Schirazer, Kaschkai und Araber stürmten, ohne Befehl von

ihrem Chef abzuwarten, auf den nächsten Hügel los und eröffneten dort die Schlacht durch ein lebhaftes Feuer gegen die englische Infanterie. Diese erste Attake, obwol mit großer Bravour ausgeführt, verdarb jedoch den Schlachtplan unsers Generals, da er sich hierdurch gezwungen sah, augenblicklich die Schlacht gegen einen weit stärkern und überdies wohlverschanzten Feind aufzunehmen. Denn um die Anstürmenden am Fuße des Hügels nicht im Stich zu lassen, mußte er auch die andern Truppen, welche aus 500 Mann vom Regiment Chasseh und 500 Mann vom vierten Regiment bestanden, dorthin entsenden. Das Regiment Karaguslu von Hamadan erhielt den Befehl, sich mehr nach links aufzustellen, um als Reserve zu dienen und zugleich nöthigenfalls die Flanke zu decken.

„Unsere zuerst anstürmenden Truppen wurden von den Engländern mit einem fürchterlichen Feuer empfangen, das große Verheerung unter ihnen anrichtete; dennoch gingen sie unaufhaltsam vorwärts. Schon waren die Schirazer fast am Fuße des Hügels angelangt, als zwei mit Kartätschen geladene Kanonen in ihrem Rücken zu spielen begannen und gleichzeitig auch die englische Cavalerie im Carrière rechts und links sich entfaltete, ihnen jeden Succurs abschnitt und sie mit dem Säbel in Stücke hieb. Nun richteten sich die Geschosse auf dem Hügel mit voller Heftigkeit gegen das Regiment Chasseh und gegen das vierte Regiment. Es war unmöglich für die Unserigen vorzudringen; doch wichen sie nicht zurück, sondern harrten einige Minuten in dieser verzweifelten Lage aus, die tödlichen Wunden erwartend, bis der Befehl zum Rückzug kam. Anfangs versuchte die Cavalerie uns zu verfolgen, sie kehrte jedoch bald wieder um und schwenkte links ab mit der Absicht, uns zu umgehen und alle zu Gefangenen zu machen. Allein hier traf sie auf das Regiment Hamadan, welches ihren Angriff mit dem Bajonnet zurückschlug und ihr

bedeutende Verluſte beibrachte. Erſt als der Feind zwei Feldſtücke in der Nähe aufpflanzte, ward auch dieſes brave Regiment genöthigt, den Widerſtand aufzugeben und ſeine Stellung zu verlaſſen. So hatte weder die Artillerie noch die Cavalerie unſere Truppen in Unordnung zu bringen vermocht; die Angriffe der Cavalerie koſteten ihr ſelbſt viele Leute, und nur vier Gefangene fielen in ihre Hände. Wir kamen gegen Mittag in Burazdſchan an, der Feind verſchanzte ſich wieder hinter den Wällen von Bender Buſchir.

„Das iſt der wahre Hergang der Schlacht von Chuſchkab, wie ich ihn vom Anfang bis zu Ende beobachtete. Dem Anſcheine nach haben wir die Schlacht verloren, denn wir wurden gezwungen uns zurückzuziehen; doch iſt nicht immer der Rückzug das entſcheidende Merkmal. Auch die Engländer haben ſich zurückgezogen, und ſo ſind wir in dieſer Hinſicht quitt. Nach meiner Meinung iſt es der Verluſt an Todten und Verwundeten, welcher den Ausſchlag gibt. Daß die Engländer nicht Sieger waren, beweiſt ihr plötzlicher Abmarſch nach Buſchir, das Aufgeben von Burazdſchan, der Selbſtmord ihres Generals und die kleine Anzahl Gefangener, die ſie machten. Im ganzen kann die Schlacht nur als ein zufälliges Treffen betrachtet werden, nach welchem alle Vortheile auf unſerer Seite blieben, und ich bin überzeugt, daß die Engländer ſelbſt ſich nie wieder einen ſo zweifelhaften Sieg wünſchen werden. Unſer Verluſt an Todten betrug beiläufig 300, an Verwundeten 200 Mann; die Verluſte der Engländer ſollen nicht geringer ſein.“

Das engliſche Volk, müde die Koſten eines Krieges zu tragen, deſſen Urſache ihm, wie aller Welt, unverſtändlich war, drang auf Frieden, und ſo wurden unter Fürſprache des Kaiſers Napoleon vom Cabinet Unterhandlungen mit dem damals in Paris reſidirenden perſiſchen Geſandten Ferruch Chan eingeleitet, die einen

um so bessern Fortgang nahmen, als beide Parteien nichts Wesentliches voneinander verlangten. Damit aber Englands Name in Asien nicht allzu sehr an Gewicht verliere, mußte vorher noch irgendeine siegreiche Waffenthat ausgeführt werden. Zu dem Zweck erschien die englische Flotte vor Muhammereh, wo der Oheim des Schah Chanler Mirza, Gouverneur von Arabistan, an der Spitze von 10,000 Mann ein Lager innehatte. Von den Schiffen aus wurde das Lager bombardirt; die Kugeln trafen Schlag auf Schlag, und alsbald lief das ganze Heer unter Zurücklassung einer großen Anzahl von Todten und Verwundeten in wilder Flucht auseinander. Mag das Bombardement von Muhammereh als ein Act politischer Klugheit betrachtet werden, vom Standpunkt der Humanität bleibt es, da der Commandant der englischen Flotte bereits die sichere Nachricht vom Abschluß des Friedens hatte, eine nicht zu entschuldigende Barbarei.

Wenige Tage später überbrachte ein Kurier dem Hofe von Teheran den Friedenstractat. Als der Schah den Artikel las, in welchem England auf jede Entschädigung für Kriegskosten Verzicht leistete, brach er in die Worte aus: „Al hamdu lilah!" (Gott lob) so billig glaubte ich nicht davon zu kommen!" Wie mit dem Beginn und der Führung des Krieges begingen die Engländer auch bei Stipulation der Friedensbedingungen politische Fehler, welche grobe Unkenntniß der asiatischen Zustände bekundeten und sicher sehr viel zum Ausbruch des indischen Aufstandes beigetragen haben. Es lag von Anfang an kein Grund zum Kriege vor. Durch diplomatische Gewandtheit und einige wohlangebrachte Geschenke hätte dasselbe, ja mehr erreicht werden können, als in den Friedensartikeln gewährt wurde. Mit Recht sagt der Araber: „Die letzte der Listen ist das Schwert." Was die strategischen Operationen betrifft, so mußte bei der Langsamkeit und Unvollkommenheit, womit Nachrichten im Orient sich weiterverbreiten, die

Demonstration auf einen so fernen Punkt wie Buschir ohne alle Wirkung bleiben; hingegen wäre durch die Einnahme von Schiraz, einer in ganz Asien bekannten Stadt, der Krieg mit Einem Schlage beendigt worden, der Schah hätte sich jeder Bedingung, selbst der Forderung, seinen Großvezier zu entlassen, gefügt, und man wäre nicht in den Fall gekommen, die bons offices des Tuilerienhofs ansprechen zu müssen, durch welche überdies der Schah mit Recht sich gegen Frankreich zu Dank verpflichtet fühlte. Bei den Friedensbedingungen endlich mußten die Engländer vor allem auf die Absetzung des Sader azam bestehen, welcher, einst ihr Schützling, jetzt am feindseligsten gegen sie agitirte. Daß man keine Entschädigung für Kriegskosten verlangte, war großmüthig, aber im höchsten Grade unpraktisch; denn der Orientale hält sich nur dann für überwunden, wenn er Geld oder Land an den Sieger herausgeben muß. In einem Artikel des Friedensvertrages entsagte England seines Schutzrechts, wodurch es seiner Autorität in den Augen der Chane wie des Volks viel vergeben hat. Die errungenen Vortheile dagegen sind schon um deswillen precär, weil Verträge von den Orientalen nur so lange gehalten werden, als man nicht die Macht besitzt, sie zu brechen. In der That wurde gleich nach Schluß des Friedens von neuem gegen die Engländer intriguirt, denn eine Gesandtschaft, bestehend aus zwei Offizieren und einem Arzte unter Führung des Colonel Taylor, welche sie in Absicht einer Demonstration gegen Persien nach Herat schickten, fand dort sehr schlechte Aufnahme und mußte unverrichteter Sache nach Teheran zurückkehren. Auf der Durchreise wurde ihr die einer Gesandtschaft gebührende Achtung, sogar die Gewährung eines Mehmendars und der Gulams versagt.

Kurze Zeit nach Beendigung des Krieges, am 29. Juni 1858, starb infolge plötzlich eingetretenen Siechthums der neuernannte Kronprinz Kasem Chan. Der Schah war untröstlich,

er ſtieß den Kopf gegen die Mauer und nahm mehrere Tage faſt gar keine Nahrung zu ſich. Alle ſeine übrigen Kinder vernachläſſigend und mit Abneigung betrachtend, hatte er zu dieſem Sohne eine ſo leidenſchaftliche Liebe gefaßt, daß er kaum einen Augenblick deſſen Gegenwart entbehren mochte. Er war ſogar mit dem Gedanken umgegangen, ſobald Kaſem Chan das ſiebzehnte Jahr erreicht haben würde, zu Gunſten deſſelben vom Throne zu ſteigen. Wenigſtens ſagte er oft zu mir: „Hekim, in einigen Jahren, wenn mein Valieht erwachſen ſein wird, will ich in schallah! eine Reiſe nach Frankiſtan (Europa) unternehmen. Du wirſt mich begleiten.“ Einmal ging ich näher auf ſeine Reiſeprojecte ein. Ich ſetzte ihm auseinander, daß der bequemſte Weg nach Europa der über Tiflis ſei; da verfinſterte ſich aber ſofort ſeine Miene, wahrſcheinlich weil Tiflis einſt zu Iran gehört hatte, und kurz abbrechend ſprach er: „Ich werde einen andern Weg wählen.“

Der damals noch mächtige Großvezier wurde, gewiß mit Unrecht, beſchuldigt, den Tod des Prinzen veranlaßt zu haben; Palaſtintriguen beuteten dieſe Gerüchte aus, und im Herbſte deſſelben Jahres erfolgte ſein Sturz ſowie natürlich der ſeiner ganzen Familie. Der Schah hatte den Saderazam, obgleich er ihn öffentlich ſeinen Wohlthäter, Vater und Vormund nannte, im Herzen doch immer gehaßt; jener wußte ihn aber in der Meinung zu erhalten, daß kein anderer das Land regieren könne und daß ſeiner Abſetzung allgemeine Revolution auf dem Fuße folgen werde. Voll ängſtlicher Beſorgniß begab ſich daher der Schah, nachdem er den Befehl zur Verhaftung gegeben, unter ſtarker Begleitung auf die Jagd. Erſt als ihm die Nachricht von der vollzogenen Feſtnahme überbracht worden war, kehrte er in ſein Luſtſchloß Niaveran zurück. Auch hier ſpähte er noch furchtſam durchs Fenſter, ob nicht die Volkshaufen ſich ſeiner untenſtehenden

Pferde bemächtigen würden, und da nichts dergleichen geschah, rief er endlich freudig aus: „Ich hätte nie geglaubt, daß der Sturz meines Veziers so ruhig ablaufen werde, sonst hätte ich ihn schon vor mehrern Jahren vom Amte entfernt."

Aus den bisherigen Erfahrungen belehrt, wie gefährlich es sei, alle Macht in Einer Hand zu concentriren, faßte Nassereddin den Entschluß, das Amt eines Großveziers von nun an gar nicht mehr zu besetzen. Er ernannte Fachminister für die einzelnen Zweige der Verwaltung, für die äußern Angelegenheiten, für das Innere, die Justiz, den Handel, den Krieg, und außerdem in der Person des Mirza Dzafer Chan, der mehrmals Gesandtschaftsposten in Europa bekleidet hatte, einen Minister ohne Portefeuille, sich selbst die Ueberwachung der verschiedenen Dikasterien vorbehaltend. Eine Zeit lang conferirte er mit den Secretären und andern untergeordneten Beamten; er bildete sich ein, auf diese Weise nicht nur zu herrschen, sondern auch zu regieren. Wie sich bald ergab, hatte er jedoch abermals nur den Herrn gewechselt. Die Königin Mutter und einige Höflinge gewannen jetzt um so unbeschränktern Einfluß auf ihn, je mehr er das Ansehen der Minister untergrub und sie als nutzlose Diener behandelte. Unter diesen Umständen war es eine lächerliche Idee, ein Ober- und Unterhaus errichten zu wollen; der Unterschied zwischen den beiden Häusern sollte darin bestehen, daß dem Oberhause einige Schüsseln Reis zum Frühstück mehr geliefert würden. Was das Land von einer solchen Repräsentation zu hoffen hätte, kann man sich denken.

In der jüngsten Zeit nahmen die Einfälle der Turkomanen wieder sehr überhand; ganze Gegenden wurden durch sie entvölkert und die Bewohner als Sklaven nach Chiva und Buchara verkauft. Man rüstete endlich im Winter 1860 eine Expedition gegen Serächs aus. Die persischen Truppen besetzten ohne Widerstand die Stadt und machten sie zu einem

festen Waffenplatz. Allein man schickte ihnen, wie gewöhnlich, keine Verstärkung nach, sondern überließ sie ihrem Schicksal. Es währte nicht lange, so gelang es den Turkomanen, durch Abschneiden der Zufuhr die Besatzung auszuhungern. Sie mußte sich ergeben und sämmtliche Soldaten wurden in die Sklaverei verkauft. Der Expedition war ein europäischer Photograph zugetheilt, damit er die Siege der glorreichen Armee photographisch aufnehme. Statt dessen sah sich nun der Unglückliche gezwungen, viele Monate Sklavendienste als Kamelhüter zu thun, bis man ihn durch ein hohes Lösegeld befreite.

In Vorstehendem gab ich eine flüchtige Skizze der bemerkenswerthesten Ereignisse, welche sich, mit Einschluß des im ersten Theil erzählten Attentats der Babis, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich das Land verließ, unter der Regierung des Nassereddin Schah zutrugen. Ich schließe hieran eine kurze Schilderung seiner Persönlichkeit. Der Schah stand damals im 32. Lebensjahre. Er ist von mittlerer Größe, eher mager als beleibt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval mit dunkelbraunen Augen, stark gewölbten und über der Nase zusammengewachsenen Brauen, etwas kurzem Kinn und umrahmt von einem üppigen, nach türkischer Weise kurz geschorenen Bart, wogegen der Schnurrbart sehr lang über den Mund herabhängt. Seine Hände sind schön geformt, dagegen die Unterschenkel nach einwärts gebogen, welcher Fehler, zwar durch weite Beinkleider verdeckt, sich doch im Gange bemerkbar macht. Zu Pferde ist seine Haltung kühn und elegant. Abgerechnet eine schwache Verdauung und eine erbliche Anlage zu Hämorrhoidalleiden, erfreut er sich guter Gesundheit. Er spricht sehr rasch; abgebrochen und stoßweise — eine Eigenthümlichkeit des Kadscharenstammes —, weiß aber im Gespräch nach persischer Manier jedem etwas Verbindliches zu sagen. Vor seiner Thronbesteigung wortkarg und unbeholfen, drückt er sich

jetzt geläufig in türkischer wie in persischer Sprache aus; auch spricht und schreibt er ziemlich gut französisch, worin ihm Dr. Cloquet und ich Unterricht ertheilten. Seines Talents zum Zeichnen und der Sucht, die Lächerlichkeiten oder Gebrechen anderer durch Caricaturen zu verspotten, ward schon früher gedacht, ebenso seiner poetischen Versuche wie seiner Kenntnisse in der Landesgeschichte und der neuern Geschichte Europas seit Friedrich dem Großen. Wohlwollende herzliche Zuneigung bezeigt der Schah für niemand, weder für seine Frauen, die von ihm bis auf die eine, mit welcher er gerade lebt, vernachlässigt werden, noch für die Stammesgenossen, in deren Pensionen er nur eine unnütze Belastung der Staatskasse erblickt, weshalb er auch die Nachkommen Feth Ali Schahs nicht als legitim anerkennt, noch für die eigenen Kinder, seitdem der abgöttisch geliebte Sohn Kasem Chan gestorben ist. Vielmehr sind hervorstechende Züge seines Charakters: Geiz und Habsucht; besonders reizen Edelsteine, der Lieblingsbesitz jedes Orientalen, seine Habgier. Unter allerlei Vorwänden sucht er das Vermögen reicher Unterthanen an sich zu bringen, das seiner nächsten Blutsverwandten nicht ausgenommen. Er sammelt. jedoch nicht für seine Privatchatoulle, sondern speichert alles Geld im Staatsschatz (chasineh) auf, den er mit Argusaugen hütet und wozu er die Schlüssel in persönlicher Verwahrung hat. Gewissenhaft zahlt er die Summen zurück, die er zum eigenen Gebrauch daraus entlehnt. Ist der Schatz zu einer gewissen Höhe angewachsen, so wird an die Ausrüstung einer Expedition zum Zweck der „Mehrung des Reichs" gedacht; denn der Ehrgeiz des Schah überwiegt fast noch seine Geldgier. Unablässig träumt er von Wiederherstellung der alten Grenzen Irans; er überschätzt die Kräfte des Landes sowie die Leistungsfähigkeit der Armee und vernachlässigt über dem Trachten nach äußerer Vergrößerung die innern Interessen des Reichs. Sehr hohe

Verehrung zollt er dem verstorbenen Czaren Nicolas, welcher ihn als Kind, bei einer Zusammenkunft am Araxes, auf den Schos genommen, und nicht geringere dem Namen Napoleon; es schmeichelt ihn, wenn Louis Napoleon den Titel Schah mit „Kaiser" übersetzen läßt und ihn in Briefen „Bruder" anredet. Nicht grausam von Natur, spart er doch kein Blut, wenn ihm seine persönliche Sicherheit oder das Staatswohl gefährdet scheint, wie die Hinrichtung seines Lehrers und Wohlthäters des Emir, die Ermordung des Prinzen Jussuf von Herat, die massenhaften Executionen der Babis und zahlreiche andere Fälle beweisen. Seit dem Attentat der Babis schwebt er in beständiger Furcht; kein Unbekannter, die Europäer ausgenommen, darf sich ihm auf Schußweite nähern. Oft war ich auf unsern Reisen Zeuge, wie Landleute, welche sich, von Neugier getrieben, etwas zu nahe herangewagt, sofort auf königlichen Befehl mit Ruthenstreichen gezüchtigt wurden. Zieht der Schah durch eine Stadt, so werden die Dächer aller Gebäude von seinen Dienern besetzt, um jeden Unberufenen fern zu halten.

Infolge der Untreue von Personen, die er durch Wohlthaten sich verbunden zu haben glaubte, namentlich des Verraths seitens seines ehemaligen Busenfreundes Pascha Chan, welcher dem Großvezier von der geheimen Correspondenz Mittheilung machte, hat er überhaupt das Vertrauen zu den Menschen eingebüßt. Eigennutz gilt ihm für die alleinige Triebfeder menschlicher Handlungen. So äußerte er zu mir, als von den in Rußland entdeckten Unterschleifen während des Krimkrieges die Rede war: „Die Welt ist überall dieselbe, man stiehlt und ißt das Geld in Europa ebenso wie in Iran." Auch keinem seiner Diener und Beamten traut er Gutes zu. Wenn er ihnen schmeichelt, sie beschenkt und mit Lob überhäuft, so geschieht es nur aus Besorgniß, daß sie ihn sonst verrathen oder ihm schaden möchten. Darum

bezeigt er sich am gnädigsten gegen diejenigen, deren Sturz er bereits beschlossen hat. Sie sollen bis zum letzten Augenblick ihr Verderben nicht ahnen, damit sie nicht etwa nach dem Spruche Saadi's: „Der Verzweifelnde greift nach der Schärfe des feindlichen Schwerts", zu einem Act verzweifelter Rache schreiten. In natürlicher Wechselwirkung traut andererseits niemand am Hofe dem Schah und seinen Worten; jeder ist bereit ihn zu verrathen, sobald er seinen Vortheil dabei findet. Es ist klar, daß auf diese Weise gerade die Gefahren, denen er vorbeugen will, vom Schah selbst heraufbeschworen werden.

Je autokratischer die Regierungsform eines Landes, desto geringer ist die Achtung vor dem Gesetz. Ein Despot muß, weil alle Gesetze Ausfluß seines persönlichen Willens sind, consequenterweise jede kleinste Uebertretung als Auflehnung gegen seine Person ansehen und mit der Strafe des Hochverraths ahnden. Da er jedoch nicht durch fortwährende Executionen sein Land und seinen Hof entvölkern kann, so leidet seine Autorität, und er muß es geschehen lassen, daß seine Befehle unvollzogen bleiben. So ist auch Nassereddin Schah trotz seiner zahllosen Dienerschar der am schlechtesten bediente Herr. Seine Gesetze werden nicht befolgt, seine Verfügungen, in der officiellen Zeitung proclamirt, kommen nicht zur Ausführung. Allerdings wird jeder seiner Befehle mit der Unterwerfungsformel „Beli kurban schæwæm" („Ja ich will dein Opfer sein") beantwortet, nichtsdestoweniger aber unter irgendeinem Vorwande umgangen oder gänzlich unbeachtet gelassen. Er weiß das auch sehr wohl, und um nicht beständig wegen Ungehorsams strafen zu müssen, fragt er fast nie nach dem Vollzug der ertheilten Befehle. Absichtlich gibt er sich vielmehr, unterstützt durch den Mangel jedweden offenen Widerspruchs, dem täuschenden Wahne hin, als ob er allein und selbständig regiere, während er in der That stets der Spiel-

ball in den Händen anderer ist, sei es seiner Mutter, seiner Frau, seiner Minister oder irgendeines Höflings, der es versteht, ihm die Umstände und Thatsachen in solchem Lichte darzustellen, daß er nothwendig zu der von jenem gewollten Schlußfolge gelangen muß und doch nach eigenem Antriebe zu handeln glaubt. Uebrigens ist seine Herrschergewalt an und für sich keine völlig unumschränkte. Das theo-demokratische Gesetz des Korans, das Ansehen der Priester, die öffentliche Meinung, welche auch in Persien bis zu einem gewissen Grade Einfluß übt, endlich die Scheu vor dem Urtheil der europäischen Zeitungen, deren Stimmen um so mehr beachtet werden, als man sie für den Meinungsausdruck hochgestellter Personen hält, setzen seinem despotischen Willen mannichfache Grenzen.

Außerdem mildert das im Orient noch alle Verhältnisse durchdringende patriarchalische System die Strenge des Despotismus. Der Schah bekümmert sich theilnehmend um die Familienangelegenheiten seiner Diener, um ihre Heirathen, ihr directes und indirectes Einkommen (mædächel). Er schlichtet ihre kleinen Streitigkeiten, indem er die Parteien vor sich kommen läßt, ihre Klagen anhört und zu einem billigen Ausgleich mahnt. Will dann eine Partei sich nicht dabei beruhigen, sondern die Verhandlung fortsetzen, so beginnt der Schah ein anderes Gespräch, um anzudeuten, daß die Sache erledigt sei. Manchmal zeugen seine Urtheile von nicht gewöhnlichem Scharfsinn. Einst klagte ihm einer seiner Günstlinge, daß ein Kaufmann wegen einer unbegründeten Forderung von 400 Dukaten ihn durch die Mulas mit Processen quälen lasse. Der König erwiderte: „Ich kann unmöglich glauben, daß man es wagen würde, einen Mann, der meine besondere Gunst besitzt, ohne Grund zu quälen; bezahle die 400 Dukaten und du bist den ärgerlichen Handel los.“ Nicht selten überreicht ein Diener der untersten Kategorien dem Schah ein Lamm, einen Hut Zucker oder eine Schüssel

Candis; der Schah nimmt das Geſchenk gnädig auf, erkundigt ſich nach dem Anliegen des Gebers und erfährt gewöhnlich, daß derſelbe ſich verheirathen wolle, in welchem Fall er ihm eine angemeſſene Beiſteuer zu den Hochzeitskoſten gewährt.

Die orientaliſche Sitte erheiſcht, daß niemand mit leeren Händen vor dem Antlitz des Königs erſcheine, ſelbſt derjenige nicht, welcher ſich eine Gabe von ihm erbitten will. Hiernach richten ſich auch ſeit jeher die nach Perſien kommenden Geſandtſchaften, ſowol die aſiatiſchen wie die europäiſchen: jene bringen Pferde, Shawls, Reis, Taback, Woll- und Seidenſtoffe, dieſe Orden, europäiſche Waffen, Gemälde, Kryſtalle u. ſ. w. als Ehrengaben mit. Sie empfangen dafür beim Abſchied ein entſprechendes Gegengeſchenk unter dem Namen Chalat. Die mitgebrachten Geſchenke werden dem Schah in feierlicher Audienz auf ſilbernen und goldenen Plateaux überreicht und huldvoll von ihm entgegengenommen. Sobald die Geſandtſchaft ſich entfernt hat, tritt der Schatzmeiſter hinter einem Vorhange (perdeh), wo er bis dahin gewartet, hervor, um jedes Stück, jeden Diamanten in der Faſſung eines Ordens genau nach dem Geldwerth zu taxiren.

Als Symbol für Anerkennung der Souveränetät des Schah über eine Stadt gilt erſtens das Gebet für den Schah (chutbehi benâme schâh) in der Hauptmoſchee, zweitens die Geldprägung in ſeinem Namen (sikkeh). Zu den übrigen königlichen Prärogativen ſind zu rechnen: die Negâreh-châneh (das Muſikchor des Königs); der Diamantreiher auf der ſpitzen Mütze (dschiggeh); zwei Läufer (schâtir), ſowie eine Anzahl Farasche und Mirkæzæbs (Nachrichter) mit Ruthen (fasces), welche ihn auf allen ſeinen Reiſen und Umzügen begleiten; die durch Henna erzeugte goldgelbe Farbe ſeines Leibroſſes und eine goldene Kugel (gu) am Schweife deſſelben; ein rothes Zelt und ein rother Regenſchirm.

Ferner ſteht dem Schah die Verleihung des Sonnen-

und Löwenordens (schire-churschid) zu. Es gibt verschiedene Grade und Kategorien: mit und ohne Band (hæmäil), für Inländer und für Fremde (letzterer heißt sitarehdär). Die Verleihung ist stets von einem Firman begleitet. Den höchsten Würdenträgern wird die Decoration gewöhnlich mit dem von Diamanten eingefaßten Bildniß des Königs (timsāl) verliehen. Die Farbe des Bandes soll zwar je nach dem Ordensgrade verschieden sein; allein man nimmt eine Farbe, wie sie sich eben im Bazar vorfindet. Ein Löwe mit darüber aufgehender Sonne bildet auch das Wappen des Landes; bestimmte Landesfarben kennt man nicht.

Die höchste amtliche Würde ist die des Großveziers; sie wird durch verschiedene Titel bezeichnet: Emir eddauleh, Itemad eddauleh, Sader-azam, Emir, Kaimakam. Ihm sind nach Umständen bei- oder untergeordnet: der Vezier der auswärtigen Angelegenheiten (vezir dāwelet chāredscheh); der Vezier des Innern (mustāfi el memālek); der Vezier der Finanzen (muajir el memālek); der Vezier der Justiz (vezir adālet); der Vezier des Handels (vezir tedschāret); der Vezier für die Verwaltung der Fundationen (vezir maukufāt); der Minister ohne Portefeuille (muschir eddauleh); der Kriegsminister (sepāh sālār); der Minister der Wissenschaften (vezir ālum); der Polizeimeister der Hauptstadt (kalanter). In gleichem Range stehen noch die beiden Admirale in partibus (dæriābeghi), welche am Kaspischen Meer und am Persischen Meerbusen stationirt sind, obwol die Regierung nicht eine einzige Schalupe besitzt.

In den Provinzen gehören zu den Würdenträgern (arkan u æjāneh daulet, die Pfeiler und Stützen des Reichs): die Gouverneure (hākem), welche wieder Veziere für die einzelnen Verwaltungszweige zur Seite haben. Der Gouverneur wird vom Schah selbst auf ein Jahr ernannt, die Subgouverneure können von dem Gouverneur ein- und abgesetzt werden.

Das Land iſt jetzt in 20 Gouvernements (hākemneschin oder vilājet) getheilt: 1. Azerbeidſchan mit der Hauptſtadt Tabris; 2. Chamſeh mit der Hauptſtadt Saendſchan; 3. Hamadan; 4. Kaswin; 5. Teheran; 6. Kum; 7. Kaſchan; 8. Iſpahan; 9. Schiraz; 10. Yezd; 11. Kirman; 12. Malāir-tuſirkan; 13. Charaſſan mit der Hauptſtadt Meſchhed; 14. Arabiſtan mit der Hauptſtadt Schuſchter; 15. Kirmanſchah; 16. Kurdiſtan mit der Hauptſtadt Senneh; 17. Aſtrabad; 18. Gilan mit der Hauptſtadt Reſcht; 19. Maſanderan mit der Hauptſtadt Sari; 20. Burudſchird.

Jedes Gouvernement zerfällt in Bezirke (bæluk und keschwer), mit Städten (schæhr), Flecken (kæsæbeh), kleinen Flecken (kæsæbdscheh) und Dörfern (deh). Der Ortsvorſtand einer Stadt heißt der Kalanter, einer kleinern Ortſchaft der Kætchudā.

Die Nomaden ſtehen nicht unter der Jurisdiction des Gouverneurs, ſondern unter der ihres Chef, des Ilchani, welcher eine coordinirte Stellung zum Gouverneur einnimmt und ebenfalls zu den Stützen des Reichs (arkane daulet) gezählt wird.

Bei den Hofbeamten und der Hofdienerſchaft (naukere chās) unterſcheidet man folgende Klaſſen: die Pischchedmets (Kammerdiener und Kammerherren) tragen dem Schah die Speiſen auf, leſen ihm vor, begleiten ihn auf ſeinen Spaziergängen, beſchäftigen ſich, mit einem Wort, um ſeine Perſon; die Gulāms, an ihrer Spitze der Serkeschiktschi bāschi, halten die Wache im Schloſſe und bilden auf Reiſen des Schah in einer Anzahl von 200 — 300, zu Pferde und mit Flinten bewaffnet, unter Führung des Jessāul bāschi den Vortrab, um ihn vor einem etwaigen plötzlichen Ueberfall zu ſchützen, während einer von ihnen mit der königlichen Standarte, einer etwa 15 Fuß hohen mit rothem Tuch überzogenen Lanze, unmittelbar vor dem König herreitet; die

Tufenktschis (Büchſenſpanner), geübte, mit vortrefflichen Gewehren verſehene Schützen, treiben dem Schah das Wild zu und ſpielen die Rolle der Leibjäger; die Færäsche, unter dem Befehl des Færäsch bäschi, ebenen den Lagerplatz, ſchlagen die königlichen Zelte auf und belegen ſie mit Teppichen (farsch); die Farāsch chælvet haben für die Teppiche in den Gemächern des königlichen Schloſſes zu ſorgen; die Abdār führen auf Reiſen Waſſer, Eis, Früchte, Süßigkeiten, überhaupt den Mundvorrath nach; die Aschpæs (Köche), an der Spitze der Aspas bäschi, ſtehen nebſt den Abdars unter der Oberaufſicht des königlichen Intendanten (Nazire chās), welchem der Titel Ayn el mulk (Auge des Reichs) zukommt, und werden wegen der Gefährlichkeit ihres Amts vom Schah mit beſonderer Schonung behandelt; der Kahwedschi bäschi hat den Schah mit Thee, Kaffee und Nargileh zu verſorgen; der Issik agassi baschi (Ceremonienmeiſter) führt die Geſandtſchaften bei den Salams zur Audienz ein; der Gutschi baschi (Großfalconier); die Hekim bäschi (Leibärzte); der Muterdschim baschi (Dragoman); der Melek-esch-schuera (Hofpoet); der Vaḳāieh neḳār (Chroniſt); der Nækkäsch bäschi (Hofmaler); der Nizam el ulemā (Chef der Gelehrten); die Schātir (Läufer) mit der Schellenkappe, unter ihrem Chef Schātir bäschi; die Reitknechte mit ihrem Chef, dem Mirāchur; der Muhrdār (Großſiegelbewahrer), Sandukdār (Garderobier) und Chazinehdār (Schatzmeiſter), meiſt in einer Perſon vereinigt; der Zerger bäschi (Gold- und Juwelenarbeiter), gewöhnlich ein Armener; die Gulām betscheh (Pagen); die Chādscheh (Eunuchen) mit ihrem Chef dem Chadscheh bäschi; der Kaptschi bäschi (Thürſteher); die Mir-kæzæb oder Nasaktschi (Scharfrichter) mit ihrem Chef dem Nasaktschi bäschi; der Munedschim bäschi (Hofaſtronom); der Lessān em mulk (Hofhiſtoriker).

Die diplomatiſchen Vertreter Perſiens an fremden Höfen heißen, je nach ihrem Range, Iltschi, Vezir mukim (Miniſterreſident), oder Vezir muchtār (Bevollmächtigter Miniſter), oder Mæslæhæt-guzār (Botſchafter). Ständige Geſandte reſidiren: in Paris für Frankreich und England, jetzt in der Perſon des Haſſan Chan Kerus; in Konſtantinopel, jetzt Huſſein Chan, der tüchtigſte Diplomat, welchen Perſien beſitzt; und am Hofe zu St.-Petersburg. Ihre Stellung iſt meiſt eine ſehr undankbare und gefahrvolle. Nicht nur daß ſie nach der Rückkehr oft auf empfindliche Weiſe zur Verantwortung gezogen werden, man ſchmiedet auch während ihrer Abweſenheit Kabalen gegen ſie, welche nach dem Sprichwort: „Die Abweſenden haben immer unrecht", ihren Feinden leicht gelingen. Und ſchon die Entfernung von ſeiner Familie fühlt jeder Perſer äußerſt ſchmerzlich; eine Frau ins Ausland mitzunehmen, iſt aber unter keiner Bedingung geſtattet, ſelbſt nicht nach Konſtantinopel.

Von europäiſchen Staaten unterhalten in Teheran Geſandtſchaften: Rußland, England, Frankreich und die Türkei. Kurze Zeit hatte auch Preußen einen Botſchafter daſelbſt, er wurde aber wieder abberufen. Die Unterhaltung einer Geſandtſchaft in Teheran iſt allerdings keine leichte Sache. Erſtens erfordert ſie, wenn ihr Land nach orientaliſchen Begriffen würdig repräſentirt werden ſoll, enorme Ausgaben. Es iſt unerlaßlich, eine große Anzahl Diener und Pferde zu halten; die Koſten für Teppiche und Zelte, für Kuriere und Trinkgelder verſchlingen bedeutende Summen, noch bedeutendere die Geſchenke und Beſtechungen, ohne welche ſie ganz iſolirt daſtehen und nichts von den Vorgängen am Hofe erfahren würde. Sodann wird eine Geſandtſchaft im Orient nur dann ſich in achtunggebietender Stellung behaupten, wenn ihr Land im Fall von Inconvenienzen oder Intereſſenverletzung nicht blos zu drohen, ſondern auch zuzuſchlagen

bereit und im Stande ist. Andernfalls muß sie Beleidigungen stillschweigend hinnehmen oder sich an eine befreundete Macht, z. B. an England oder Rußland wenden, um Genugthuung zu erlangen: beides im höchsten Grade erniedrigende Alternativen. Aus diesen Gründen werden immer nur Gesandtschaften von den beiden großen Nachbarstaaten Rußland und der Türkei und nächstdem die von England, solange es sein Uebergewicht zur See und den Besitz von Indien behauptet, mit Nutzen in Teheran residiren können. Schon die von Frankreich beruht eigentlich blos auf Convention und Duldung wegen der Achtung, die der Schah dem Namen Napoleon zollt. Eine unter Louis Philipp nach Persien gekommene, vom Grafen Sartiges geleitete französische Gesandtschaft sah sich bald wieder zur Rückkehr genöthigt.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die allgemeine Lage des Landes, so finden wir eine Dynastie, welche bis jetzt nur schwache Wurzel gefaßt hat, einen König, dem zwar nicht guter Wille abgesprochen werden kann, der aber weder Kraft noch Ausdauer besitzt, um seine Absichten durchzuführen, und eine entartete Priesterkaste, von welcher der Schah nicht als legitimer Herrscher anerkannt wird, weil er nicht aus der Familie des Propheten stammt, die in ihren Augen allein zum Chalifat berechtigt ist. In den Provinzen, den Bedrückungen der Gouverneure preisgegeben, herrscht Unzufriedenheit: der Süden war jeher schwer zu regieren und stets in halber Empörung; der Osten ist von Turkomanen und Chiwanern bedrängt und durch Wegführung der Bewohner entvölkert; die reichen und ergiebigen Provinzen am Kaspischen Meere wurden durch lange Misregierung dahin gebracht, daß sie nichts sehnlicher als eine russische Occupation wünschen und in der That auch schon zweimal darum anhielten; selbst die der Dynastie bisher treueste Provinz Azerbeidschan haben die Gouverneure durch systematisches Aussaugen zur Verzweiflung

getrieben; kurz nirgends findet sich eine Spur von Liebe und Anhänglichkeit an König und Thron. Die Industrie liegt danieder, weil sie mit den Fortschritten der europäischen nicht concurriren kann. Aus alledem möchte man schließen, daß mit der Zeit das Land eine Beute der europäischen Mächte werden, daß namentlich das Gebiet am Kaspischen Meer unvermeidlich an Rußland fallen müsse. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung wäre allerdings ein Zug von 10000 Mann, wie zu Zeiten Xenophon's, nichts Unmögliches, ja die Hälfte dürfte vielleicht genügen, um ganze Provinzen zu erobern. Anders stellt sich die Frage, ob und wie das Eroberte auf die Länge zu erhalten sein würde. In einem alten Culturlande kann man nicht tabula rasa machen. Mag der Sieger die unterjochte Nation mit Güte oder mit Strenge behandeln, sie wird die Erinnerung an ihre Selbständigkeit nicht aufgeben und aus der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, immer neue Kraft zum Widerstand schöpfen.

Man sagt, es sei das Fatum von Großstaaten, daß sie, ohne es zu wollen, ihre Grenzen beständig erweitern müssen. Sie können Beleidigungen von kleinen Nachbarstaaten nicht ungerächt ertragen; es kommt zu Beschwerden, zu Drohungen, endlich erfolgt die Besitznahme. So werde auch Rußland über kurz oder lang Peter's des Großen Idee, das Kaspische Meer zum russischen Binnensee zu machen, verwirklichen müssen. Sei dem wie ihm wolle, es wird Rußland nie gelingen, diese Provinzen sich zu assimiliren, auch nicht durch Errichtung einer Secundogenitur im Kaukasus, die übrigens dem Mutterlande keinesfalls großen Segen bringen könnte.

Betrachte ich die reichen Hülfsquellen, welche Persien besitzt, vor allem aber die kräftige und aufgeweckte

Rasse seines Volks, so kann ich nicht umhin, an die Wiedererhebung des Landes aus seiner gegenwärtigen Lethargie zu glauben. Ein Reich geht unter, wenn die Masse seiner Bewohner der Depravation verfiel. Dies ist in Persien nicht der Fall, und darum steht ihm noch eine Zukunft bevor. Dasjenige Volk jedoch, welchem wegen seiner Bildungsfähigkeit, seines kriegerischen Muths, seines Selbstvertrauens und Unabhängigkeitsgefühls mit der Zeit die Herrschaft über Centralasien zufallen wird, dürften die Afghanen von rein iranischer Abstammung sein.

II.

Das Reiſen in und nach Perſien.

Beſchaffenheit der Wege. Mangel an gebahnten Straßen. Brücken. Folgen der erſchwerten Communication. Karavanſerais. Verſchiedene Arten des Transports. Kurierpoſt. Die wichtigſten Karavanenwege. Reiſerouten von Deutſchland nach Perſien. Geſundheitsregeln für Reiſende. Sicherheit des Reiſens mit der Karavane. Unſichere Gegenden. Maßregeln zum Schutz der Reiſenden. Zeitweilige Unſicherheit. Raubſucht der Soldaten.

In wenigen Ländern ſetzt die Natur der Anlage von Straßen und Bahnen ſo geringe Schwierigkeiten entgegen wie in Perſien. Die langgeſtreckten Hochebenen, der feſte Boden, der einen Unterbau faſt entbehrlich macht, die Seltenheit von Regen und ſonſtigem Waſſerniederſchlag, der gänzliche Mangel großer breiter Ströme, die reichhaltigen Kohlen- und Eiſenerzlager, die Vortrefflichkeit der Pferde und Maulthiere, kurz alles würde den Straßenbau in jeder Weiſe begünſtigen und erleichtern.

Und doch gibt es in ganz Perſien keine gebahnte Straße. Man reiſt auf denſelben Karavanenwegen, die ſchon vor Jahrtauſenden beſtanden haben, über Hügel und Berge, an Sturzbächen entlang, durch Schluchten und Waſſerriſſe immer die möglichſt gerade Richtung verfolgend.

Eine einzige kurze Strecke, von der Station Imamzadeh Haſchem am Sefidrud durch den Gilaner Wald bis Reſcht, wurde vor einigen Jahren auf dringende Verwendung des ruſſiſchen Conſuls zu Reſcht, des Herrn Tegoborsky, gebaut. Der Boden des alten Weges war nämlich ſo aufgewühlt und ausgetreten, daß zur Regenzeit ruſſiſche Waaren unmöglich von Enzeli nach Teheran transportirt werden konnten. Man lichtete an dieſer Stelle den Wald, zog Abzugsgräben und machte eine Unterlage aus Holzkohlen, die dann mit Flußkies bedeckt wurden. Von Reſcht aus bis zum Kanal Pirebazar*) führt aber immer noch der Weg eine deutſche Meile weit durch Moraſt und Dickicht. Der Kanal ſelbſt iſt ſo ſchmal und flach, daß zwei mäßig große Kähne nur ſchwer einander ausweichen können, und wird außerdem durch die vom Ufer hineinreichenden Baumäſte verengt; denn es darf bei Strafe des Handabhauens kein Aſt heruntergeſchlagen werden.

Shah Abbas der Große ließ einige Karavanenwege am Kaſpiſchen Meer und den Uebergang über den Kaflankuh auf dem Wege nach Tabris mit großen Steinen pflaſtern (chiābān). Da aber ſeit etwa 200 Jahren nichts für die Ausbeſſerung geſchah, ſind von jenen Arbeiten kaum noch dürftige Spuren zu finden.

Unter den Urſachen der Verabſäumung von Straßenbauten ſteht natürlich obenan die Indolenz der Regierung, welche die reiche Productionsfähigkeit des Landes nicht zu benutzen weiß und von dem Umfang der trotz aller Hemmniſſe beſtehenden Ausfuhr von Roh- und Kunſterzeugniſſen keinen Begriff hat. Der Schah äußerte einmal zu mir: „Perſien beutet den Schatz ſeiner edeln Metalle nicht aus, wir gewinnen unſer Gold und Silber durch Alchemie.“ Die

*) Dieſer Kanal, etwa eine Meile lang, mündet in das Murd-ab (todtes Waſſer), welches durch Haffbildung vom Meere geſchieden iſt.

Kaufleute wissen freilich besser, woher die edeln Metalle kommen. Ein zweiter Grund liegt in der thörichten Furcht, dem Feinde einen bequemen Zugang ins Land zu bereiten. Ferner bildet der Mangel an Holz und Eisen ein bedeutendes Hinderniß. Denn das Holz aus den großen Urwäldern am Kaspischen Meer kann auf den jetzigen ungebahnten Wegen nicht von der Stelle geschafft werden, und ebenso bleiben die Schätze der reichhaltigen Eisen- und Kupferminen gleichwie die der mächtigen Steinkohlenlager ungehoben im Schos der Erde liegen. Endlich ist es der Besitz seiner vortrefflichen Lastthiere: der Pferde, Maulesel, Esel und Kamele, ihre Kraft und Ausdauer, ihre Sicherheit des Ganges, was dem Perser alle andern Communicationsmittel entbehrlich erscheinen läßt. Ich ritt einst im Gefolge des Schah eine Höhe von 12000 Fuß hinauf; oben angekommen, fragte er mich, ob unsere europäischen Pferde wol eine solche Tour auszuhalten vermöchten? Als ich es verneinte, meinte er: „Hättet ihr unsere Pferde, so würdet ihr auch keine Straßen anlegen."

Die einzige Verkehrserleichterung von Menschenhand gewähren die an den unvermeidlichsten oder gefährlichsten Punkten befindlichen Brücken (pul). Sie werden lediglich aus dem Ertrag von Legaten und Stiftungen gebaut, und auch nie wieder reparirt oder erneuert, als bis nach vielfältigen Unglücksfällen ein frommer oder reuiger Sterbender das Geld zu ihrer Instandsetzung vermacht. Fast alle befinden sich daher, zumal sie der von den Gebirgen herabströmenden reißenden Frühlingswasser wegen auf hohen Spitzbogen ruhen müssen, im kläglichsten Zustande; die Decken sind ausgetreten, ja an vielen Stellen ganz durchgebrochen, und man zieht, wo es irgend angeht, das Uebersetzen mittels einer Fähre vor. Ein Sprichwort sagt: „Die Brücken sind Warnungszeichen, daß man sie nicht passiren soll." An Orten jedoch, wo kein anderer Ueber-

gang möglich ist, hemmt die Schadhaftigkeit einer Brücke oft für lange Zeit die gesammte Communication.

Im Sommer 1854 kehrte ich von Masanderan längs des Flusses Häras nach Teheran zurück. Da dieser Fluß zwischen steilen Felswänden sich durchwindet, wäre das Thal unzugänglich, wenn nicht Schah Abbas einige Stellen in den Kalkfelsen eingehauen und so, bald das rechte bald das linke Flußufer benutzend, eine Art Straße geschaffen hätte. Allein viele der Brücken und Dämme sind bereits verfallen, und der Weg ist nur noch im Sommer bei trocknem Wetter, und auch da nur unter großen Schwierigkeiten und Gefahren zu passiren. Eine Stunde vor der Station Ask überfiel uns ein heftiger Regen, an das Fortsetzen der Reise war nicht zu denken, die Karavane blieb in einem elenden Karavanserai; wir aber mußten wegen Mangel an Platz in einer Höhle, dergleichen zu diesem Zweck an verschiedenen Orten künstlich in den Lehmhügeln eingegraben sind, Unterkunft suchen. In der Nacht wurde die vor uns liegende Brücke weggeschwemmt, sodaß nichts übrigblieb als auf improvisirten Wegen an den schroffen Felswänden hinzuklimmen. Anfangs versuchte ich, zu Fuß weiter zu kommen, doch ich bemerkte bald, daß mein Pferd weit sicherer ging als ich selbst, und überließ mich reitend meinem Schicksal; ja ich gab sogar, da ich schon mehrere Nächte schlaflos zugebracht, zeitweise der unüberwindlichen Neigung zum Schlafe nach, erst beim Erwachen gewahr werdend, über welch gefahrvolle Stellen das Thier mich glücklich hinweggetragen hatte. Seit dieser beschwerlichen Reise fand ich keinen Weg mehr schlecht und unpraktikabel. Nach zehnstündigen Kreuz- und Querzügen gelangten wir endlich in das Städtchen Ask. Von der Karavane, welche sehr zahlreich war, denn die Thalbewohner bezogen eben, von Amel in Masanderan kommend, ihr Yeylok (Sommerquartier) in den Bergen von Laridschan am Demawend, verunglückte aber eine

Mutter mit zwei Kindern und ein mit Orangen beladenes Maulthier; erstere wurden todt aus dem Abgrunde geholt, letzteres lebte noch einige Stunden.

Sehr schön sind die Brücken bei Ispahan, Schiraz, Amel und die bei Balafrusch in Manschil über den Sefidrud, welche erst in jüngster Zeit von Hadschi Mula Resi gebaut wurde; sie zählen jedoch zu den vereinzelten Ausnahmen.

Natürlich hat der Mangel an Communicationswegen die verderblichsten Folgen. Obgleich bei der Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Landes niemals die Ernte überall misräth, kommt es doch häufig vor, daß in einer Provinz Hungersnoth herrscht, während in andern das Getreide fast gar keinen Werth hat. So verkaufte die fruchtbare Provinz Azerbeidschan im letzten russisch-türkischen Kriege ihre reichen Vorräthe sammt allen Lastthieren um hohen Preis; das nächste Jahr wurde sie von anhaltender Dürre heimgesucht und es entstand in Tabris eine furchtbare Hungersnoth, trotzdem in Kaswin, 45 Meilen südlicher, und in Hamadan Frucht im Ueberfluß vorhanden war.

Vor einigen Jahren befahl der König, daß eine Baumwollspinnfabrik angelegt werde. Man erbaute sie mitten in der Wüste, wo Wasser und Brennmaterial fehlen und wegen der großen Hitze vier Monate im Jahre nicht gearbeitet werden kann. Da in Persien noch der Glaube an die alte Lehre von den vier Elementen besteht, wies ich von vornherein darauf hin, daß der Fabrik alle vier Elemente abgehen würden. Dennoch entschied man sich für den Bau in der Wüste, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil in der Nähe das Jagdrevier des Königs liegt und das Etablissement einen bequemen Platz zum tämäschā (Spectakel) bietet. Die Dampfmaschinen und Apparate mußten vom Kaspischen Meere auf dem kürzesten, jedoch beschwerlichsten Wege durch Menschenhände herbeigeführt werden. Ganze Ortschaften wurden auf-

geboten, ein ganzer Bezirk zerstört und entvölkert, und 50 Menschen kamen dabei ums Leben. Selbstverständlich muß das mit enormen Kosten begründete Unternehmen ohne allen Ertrag und Nutzen bleiben.

Auch beim Transport von Kanonen und Munitionswagen in die fernen Provinzen wird viel Kraft, Zeit und Menschenleben vergeudet. Steinkohlen, welche in unerschöpflichen Massen sechs Meilen von der Hauptstadt zu Tage liegen, werden auf dem Rücken von Eseln transportirt. Daher ist der Preis der Kohle in Teheran etwas höher als in Wien; 530 wiener Pfund werden durchschnittlich mit 1 — 1⅕ holl. Dukaten bezahlt.

Der König und einige Große des Reichs besitzen des Pompes halber Kutschen (koliskā), so schwerfällig dieselben auch fortzubewegen sind. Die Diener müssen den Wagen an abschüssigen Stellen zu beiden Seiten mit Stricken halten und über Wasserrisse nach echt argonautischer Weise auf ihren Schultern hinübertragen.

Selbst von der Hauptstadt bis in das nächste Lustschloß des Schah, Niaveran am Fuße des Elburz-Gebirges nur 1½ Meile in der Ebene entfernt, wird trotz der bedeutenden Frequenz keine Straße unterhalten; Gerölle, Erdrisse und offene Wasserleitungen durchschneiden an vielen Stellen den Weg.

Um die Felder zu bewässern, namentlich die Reisfelder am Kaspischen Meer, leitet man nicht selten das Wasser von einem zum andern quer über den Weg und verwandelt dadurch lange Strecken in einen grundlosen Sumpf. Die Karavanen mögen sehen, wie sie sich weiter helfen. Paßt es dem Landmann, so benutzt er den öffentlichen Weg zum Anbau oder zur Vereinigung zweier Grundstücke, und die Aufgabe der Reisenden ist es dann, sich einen neuen Weg zu suchen.

Gasthäuser im europäischen Sinne des Worts sind un-

bekannt. Jeder führt die auf der Reise unentbehrlichsten Gegenstände mit sich: Bettzeug, Teppiche, Eß- und Trinkgeschirre u. s. w. Der Europäer versäume ja nicht, ein Trinkgefäß bei sich zu tragen; er erhält nirgends eins geliefert, weil nach dem Glauben der Perser jedes Gefäß unrein wird, sobald es ein Nichtgläubiger benutzt.

Im Sommer bei dem heitern Himmel und der trockenen Luft bietet das Uebernachten keine Schwierigkeiten. Man lagert sich an einer Quelle oder einem Bächlein im Schatten einer Weide, Ulme oder Pappel, schlägt das kleine Reisezelt auf oder breitet wenigstens einen Teppich aus, fügt dann einige Steine zusammen und entzündet unter dem Kupfertopfe ein lustiges Feuer aus den harzigen Reisern der Wüste, um von den mitgebrachten Vorräthen an Reis und Butter eine der beiden Lieblingsspeisen, Tschillaw oder Pillaw, zu kochen. Kresse und Münze, welche man am Bache findet, würzen das Mahl; ein Trunk frischen Wassers und, wenn ein Dorf oder eine Hürde in der Nähe ist, saure Buttermilch stillen den Durst; die Müdigkeit und die frische kühle Abendluft laden zum Schlafe ein, und bereits um Mitternacht geht die Reise weiter.

Im Winter aber, bei Regen und in wasserlosen Gegenden ist man auf die Einkehr in eins der öffentlichen Karavanserais angewiesen, die an den Karavanenwegen in einer Distanz von fünf zu fünf Meilen angetroffen werden und entweder der frühern Dynastie der Safavieh oder Privatstiftungen ihr Dasein verdanken. Sie sind nebst den Moscheen fast die einzigen soliden, aus Ziegel- und Quadersteinen aufgeführten Gebäude, ein regelmäßiges Viereck bildend mit einem gewölbten Portal, über dem ein die Aussicht auf die umliegende Gegend beherrschender Erker, schāh-neschin (der Königssitz) genannt, hervorragt. Durch das Thor gelangt man in einen viereckigen Hof. In dessen Mitte erhebt

ſich ein würfelförmiger Sockel, welcher den Knechten zur Lagerſtatt dient, oft auch eine Ciſterne bedeckt. Rings um den Hof laufen kleine Logen, durch eine Eſtrade miteinander verbunden und mit Kaminen zur Bereitung der Speiſen verſehen. An der Rückſeite des Gebäudes befinden ſich die Stallungen und Magazine.

In dem ganzen Bauwerk iſt kein Stückchen Holz verwendet, theils um Feuersgefahr zu verhüten, theils damit das Holz nicht ausgebrochen und als Brennmaterial verbraucht werde. Ein Karavanſerai hat daher weder Thüren noch Fenſter.*)

Das Hauptbedürfniß der Reiſenden beſteht in Trinkwaſſer für Menſch und Thier. Die Beſchaffung deſſelben iſt in den Salzwüſten mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft; ſo konnte z. B. die Station Hauze-Sultan auf dem Wege nach Kum nur durch eine vier Meilen lange unterirdiſche Leitung ſpärlich mit Waſſer verſorgt werden. Wo aber die Leitung abſolut unausführbar iſt, da wird eine mächtige Ciſterne angelegt, die, im Winter mit Regen- und Schneewaſſer gefüllt, den Bedarf für den Sommer liefern muß. Um ihre Wände waſſerdicht zu machen, werden ſie mit einem aus ungelöſchtem Kalk, feiner Badehausaſche**) und dem Papus von Arundo donax bereiteten Kitt beſtrichen. Dieſer Cement hält ſich an feuchten Orten vortrefflich, bröckelt jedoch, wenn er trocken wird, leicht ab und ſpringt im Froſte. Iſt daher die Ciſterne gut bedeckt, vor Sonnenſtrahlen und Froſt geſchützt, und wird ſie wenigſtens einmal im Jahre gut gereinigt, ſo erhält ſich darin das Waſſer den ganzen Sommer

*) Thüren und Fenſter bilden überhaupt die ſchwache Seite perſiſcher Baulichkeiten. Ein hochgeſtellter Diplomat führte auf Reiſen im Orient womöglich immer Thüren und Fenſter mit ſich.

**) Dieſe Aſche ſtammt von verbranntem Pferdemiſt und Stroh, enthält daher viel Silicium.

hindurch frisch und gut; viele ziehen sogar das ab-e-ambar (Cisternenwasser) jedem andern, besonders dem Brunnenwasser vor. Andernfalls aber wird es brackig, faulig und so dick mit animalischen Substanzen versetzt, daß nur der heftigste Durst zum Trinken desselben einzuladen vermag. Nach muselmanischer Satzung kann fließendes Wasser oder stehendes Wasser in einer bestimmten Quantität niemals unrein werden. Im Glauben an dieses Dogma trinkt der Perser das schlechteste Wasser, oder kocht seinen Thee und seine Speisen damit. Der Europäer aber, der an Trinkwasser andere als rituelle Ansprüche macht, ist oft seinen Ekel nicht zu überwinden im Stande. Im August 1859 war ich wegen Müdigkeit der Lastthiere gezwungen, in dem Karavanserai Schur-ab, der letzten Station vor Kum, Einkehr zu halten. Zu essen fand sich dort nichts vor als gesalzener Käse. Ohne an den Durst zu denken, sättigte ich mich damit; als ich darauf zu trinken verlangte, brachten mir die Diener ein dickflüssiges, grünliches, animalisirtes Wasser, das ich trotz aller Gewohnheit nicht hinabwürgen konnte. Ich war glücklich, nach zwölf Stunden durch das Salzwasser der Wüste von meinem Durste befreit zu werden!

Ohne Unterschied des Standes und Herkommens hat jeder Ankömmling das Recht, so viel Raum im Karavanserai zu occupiren, als er braucht, und so lange zu weilen, wie ihm gut dünkt; Zahlung ist dafür nicht zu entrichten. Zur Aufrechthaltung der Ordnung ist ein Thorwächter (dāläṅdār) angestellt, der gewöhnlich Futter für die Thiere, auch manchmal Brot, Reis, Butter, Käse, Holz und Melonen zu verkaufen hat. Doch kann der Reisende darauf nicht rechnen; er thut vielmehr jedenfalls gut, von der nächsten Stadt einigen Mundvorrath mitzunehmen.

Im Aeußern zeigen viele Karavanserais verschwenderische Pracht: mit Marmor bekleidete Façaden, geschmückte Portale

und darüber eine Votivtafel mit dem Namen des Stifters und dem Jahr der Erbauung. Doch wie der Orientale überhaupt zwar Sinn für das Bauen, aber nicht für das Erhalten hat, so ſind auch die ſchönſten Gebäude dieſer Art Ruinen oder drohen es zu werden, obgleich oft eine geringe Summe hinreichen würde, ſie wieder in Stand zu ſetzen. Z. B. das Karavanſerai Mädere-Schah in der Nähe von Ispahan, ein durch Eleganz und Solidität ausgezeichnetes Bauwerk, geht ſeinem Verfall entgegen: die Waſſerleitung iſt verſchüttet, die Marmorplatten löſen ſich ab oder werden von frevleriſcher Hand zerbrochen; „Charāb u wirān est", ſagt der Perſer, d. h. es iſt im Verfall und Ruine.

Reiche und Vornehme, namentlich die Gouverneure und andere hohe Würdenträger reiſen mit eigenen Pferden und in Begleitung einer zahlreichen Dienerſchaft. Den Zug eröffnen zwei bis vier reichgezäumte und mit ſchwerem indiſchen Shawl bedeckte Pferde (jedek), von berittenen Dienern an der Leine geführt. Hierauf folgt eine Anzahl mit charaſſaner Flinten bewaffneter Schützen (tufenktschi). In einigem Abſtande davon reitet der Gouverneur oder Chan, auf einem hohen Turkomanenroſſe ſitzend; der türkiſche Sattel liegt hohl auf dem Rücken des Pferdes und bildet eine Erhöhung von mehrern Zoll, die Bügel ſind kurz geſchnallt, ſodaß der Reiter, zumal wenn er ſich erhebt, mit ſeiner hohen Tatarenmütze die Umgebung weit überragt und einen langen Schatten wirft, ſomit den perſiſchen Wunſch: „Nie möge Euer Schatten (Schutz) ſich mindern!" wörtlich in Erfüllung gehen ſieht. In ſeiner nächſten Umgebung reiten die Schreiber (mirzas), Falconiers (gutschi), Kammerdiener (pischchedemets), der Mundſchenk (ābdār), welcher Speiſen, kleine Leckerbiſſen, Eiswaſſer und Scherbets reicht, und der Kalianträger, deſſen Obhut das Waſſer- und Feuerbecken zur Bereitung des Nargileh anvertraut iſt. Auf den erſten Wink des Herrn iſt das

Nargileh bereit und mit frischen Kohlen versehen; dieser nimmt das flexible Rohr in den Mund, während die Pfeife, solange er raucht, von einem neben ihm reitenden Diener gehalten wird. Wieder in einer gewissen Entfernung schließt der Troß der Maul- und Lastthiere, welche die Zelte, Koffer, Teppiche u. s. w. tragen, den weitgestreckten Reisezug. Zur Unterbringung der Effecten dienen Koffer (jæchdān) oder zu beiden Seiten der Thiere herabhängende Ledersäcke (mæfræsch) von gleichmäßigem Gewicht; letztere sind zum Transport von Teppichen und Bettzeug besonders zweckmäßig und deren Anschaffung daher jedem Reisenden zu empfehlen. Hinten am Sattel ist noch ein Bisac (churdschin) befestigt, der die momentanen Bedürfnisse der Reise enthält. Alle diese Utensilien werden solid und billig im Lande verfertigt.

An jeder Station, wo der Gouverneur halt macht, wird zu seinem Empfange von dem Ortsrichter (kätchudā) ein Schaf geschlachtet (ḳurbān). Wegen des großen Gefolges sind übrigens die Reisen der Gouverneure so kostspielig, daß sie trotz der Erpressungen, welche sich diese Herren auf dem Wege erlauben, ein bedeutendes Vermögen zerrütten können.

Eine Karavane (ḳāfeleh, karawān) besteht aus etwa 100—200 Last-, meist Maulthieren. Voran geht das erfahrenste und deshalb besonders gut genährte und gepflegte Pferd; es kennt genau den Weg, hält den rechten Schritt ein, und kein anderes Thier macht ihm den Vortritt streitig. Jedes Lastthier ist mit einem Gewicht von etwa 240 Pfund beladen, das sich rechts und links in zwei gleiche Hälften vertheilt. Durch Kamelkaravanen werden in der Regel schwere Lasten von Getreide, Früchten, Holz u. s. w. transportirt. Ein Kamel vermag auf seinem Rücken 3—5 Centner zu tragen, und da diese Thiere sich unterwegs von dürren und salzigen Wüstenkräutern ernähren, ist der Transport mittels Kamelen der billigste. Auf sumpfigem und steinigem Boden, für weite

Wege mit wechſelndem Terrain ſind ſie jedoch nicht zu gebrauchen. In der Wüſte von Kirman werden zur Sommerzeit bisweilen Kurierritte auf Dromedaren unternommen, ſo von Siſtan nach Jezd und Ispahan. Man ſoll mit ihnen an 20 Farſach täglich zurücklegen können. Andere Thiere ſind hier des mangelnden Waſſers wegen nicht verwendbar; will man ſich nicht der Dromedäre bedienen, ſo muß man auf einem weiten Umwege die Wüſte an ihrem Rande umgehen.

Die Miethpreiſe für Laſtthiere ſind verhältnißmäßig ſehr gering; ſie variiren je nach Billigkeit oder Theuerung des Futters, nach dem geringern oder ſtärkern Verkehr, nach der Befrachtung auf der Hin- und Rückreiſe. Auf dem frequenteſten Wege, von Teheran nach Tauris, 16 Tagereiſen, zahlt man 1—2 holländiſche Dukaten für ein Thier, ſodaß mit allen Nebenſpeſen eine einzelne Perſon die Reiſe höchſtens 3 Dukaten koſtet.

Die Karavane geht in der Regel nachts und macht täglich eine Station von 6 Farſach, etwa $5\frac{1}{4}$ deutſche Meilen. Der Karavanenführer (tschährwädär) und die Knechte folgen in kräftigem Schritt zu Fuße nach. Wenigſtens alle zehn Tage hält die Karavane einen Raſttag. Am erſten Tage wird nicht mehr als eine Meile zurückgelegt, damit die Thiere allmählich, nach perſiſchem Ausdruck, aus der Roheit herauskommen.

Das Reiſen im Tächtravan oder, wie er in Indien heißt, Palankin, der von zwei vorn und hinten eingeſpannten Maulthieren getragen wird, iſt bequem, aber, weil es viel Dienerſchaft und Thiere erfordert, ſehr theuer, außerdem auf abſchüſſigen und ſchlechten Wegen gefährlich oder gar nicht practicabel. Es eignet ſich vorzüglich für den Transport von Kranken und Verwundeten.

Für Frauen und Kinder iſt die Kedſchaweh beliebt, zwei zu beiden Seiten eines Maulthiers befeſtigte Körbe, in

welchen je eine Perſon auf perſiſche Weiſe hockt. Europäerinnen würden ſich an dieſe beſchwerliche Art zu ſitzen nicht gewöhnen können; auch bedroht jede Verſchiebung des Gleichgewichts die im Kedſchaweh Sitzenden mit Gefahr.

Von dem ſeinem Lande leider zu früh entriſſenen Emir Nizam ſtammt neben mancher andern wohlthätigen Inſtitution auch die Einrichtung der Poſten in Perſien. In Diſtanzen von einer Tagereiſe befinden ſich Poſthäuſer (tschæpærchāneh), wo Pferde zunächſt für die Kuriere, aber auch ſonſt für jeden mit einer Reiſekarte verſehenen Paſſagier zu beſtimmten Taxen geliefert werden. Man reiſt auf dieſe Weiſe ſehr ſchnell; ich legte mit Poſtpferden gewöhnlich 20 deutſche Meilen des Tags zurück. Kuriere reiten von Teheran bis Trapezunt, etwa 37 Tagereiſen, in 10 Tagen, von Teheran nach Schiraz, 23 Tagereiſen, ſogar in 5 Tagen.

Durch die Poſten und Kuriere verkehrt die Regierung mit den einzelnen Provinzen, die Geſandtſchaften mit ihren Höfen und Conſuln. So expedirt und empfängt die engliſche Geſandtſchaft ein- bis zweimal im Monat Briefe und Packete nach und aus Tabris, Trapezunt, Buſchir, Bagdad und Reſcht, von Zeit zu Zeit auch von Meſchhed; die ruſſiſche faſt alle acht Tage von Tiflis, alle zwei Wochen von Reſcht und Aſtrabad; die franzöſiſche und die osmaniſche Geſandtſchaft ſchicken alle Monat einen Kurier nach Trapezunt; die preußiſche Regierung hat mit der ruſſiſchen eine Uebereinkunft bezüglich der perſiſchen Poſt abgeſchloſſen. Kurz, es vergehen nie acht Tage, ohne daß Nachrichten aus Europa nach Teheran gelangen.

Allein auch die Einrichtung der Poſten, ſo wichtig ſie für das Land iſt, geht von Tag zu Tag mehr zurück. Obgleich die Taxen ziemlich hoch ſind (0,075 holländiſche Dukaten für den Farſach), ſo fehlt es doch ſtets an Pferden, oder die vorhandenen ſind ſo unbrauchbar, daß der Kurier oft einen Theil ſeines Weges zu Fuß zurücklegen muß. Die Diſtanzen

ſollten verringert und die Zahl der Pferde vermehrt werden, denn wenige Pferde halten es lange Zeit aus, täglich 6 — 12 Meilen zu galopiren; es wurden auch der Regierung mehrmals Vorſchläge dieſer Art gemacht, jedoch nie von ihr beachtet, wie ſie überhaupt die ganze Einrichtung fallen ließe, wenn nicht die europäiſchen Geſandten auf deren Fortbeſtand drängten. — In den letzten Jahren wurde eine telegraphiſche Verbindung mit Tiflis hergeſtellt, und die Linien nach Buſchir und Bagdad ſind in Angriff genommen.

Irgendwelchen geſetzlichen Beſchränkungen unterliegt der Reiſende in Perſien nicht. Nur auf dem Wege nach Gilan erhob der Gouverneur, ein Onkel des Schah, eigenmächtig eine Abgabe von den Durchreiſenden. Von Reiſepäſſen (teskere), die der Emir eingeführt hatte, iſt man wieder abgekommen. Auch die Quarantäne, welche beim Uebertritt aus Perſien über die türkiſche Grenze, bei Bajazit und bei Bagdad, zu beſtehen war, wurde auf Verwendung des perſiſchen Geſandten in Konſtantinopel Mirza Huſſein Chan vor einigen Jahren aufgehoben. Und zwar mit vollem Recht; denn niemals ward bisjetzt die Peſt von Perſien nach der Türkei eingeſchleppt, ſondern immer umgekehrt, und es wäre daher weit eher eine Quarantäne für die aus der Türkei nach Perſien eingehenden Perſonen und Waaren am Platze.

Alle Theile des Landes werden von Karavanen durchzogen; die wichtigſten Karavanenwege aber ſind die, auf welchen ſich der Handel mit dem Auslande, mit Konſtantinopel, Bagdad, Rußland und Indien bewegt, ferner diejenigen, welche nach den berühmten Wallfahrtsorten führen. Als ſolche Hauptarterien (schahrāh, Königsſtraße) müſſen die folgenden bezeichnet werden:

1) Von Teheran nach Konſtantinopel, über Kaswin, Sendſchan, Mianeh, Tabris, Choi, Erzerum und Trapezunt — im ganzen 37 Tagereiſen;

2) von Teheran nach Benderbuschir und Indien, über Kum, Kaschan, Ispahan, Kamischeh, Schiraz, Benderbuschir — 30 Tagereisen;

3) von Teheran nach Bagdad und Kerbelah, über Hamadan und Kirmanschah — 22 Tagereisen;

4) von Teheran nach Meschhed, über Damgan und Sabsawar;

5) von Teheran nach Rescht und ans Kaspische Meer, über Kaswin und Maenschil — 7 Tagereisen;

6) von Teheran nach Masanderan, über Stadt Demawend, Amel, Balafrusch — 8 Tagereisen; die beiden letztern vermitteln den Handel mit Rußland, vorzüglich mit Astrachan, Baku und Nischni-Nowgorod;

7) von Ispahan nach Benderabbas, über Jezd und Kirman, für den Handel mit Maskat und Indien;

8) von Tabris nach Tiflis, wo man in Booten über den Araxes setzt.

Die Reise von Europa nach Persien ist noch immer eine der beschwerlichsten, kostspieligsten und zeitraubendsten, die es geben kann. Nehmen wir Wien als Ausgangspunkt und Teheran als Bestimmungsort an, so können folgende Routen eingeschlagen werden:

1) Ueber Triest oder Galatz nach Konstantinopel und Trapezunt und von da durch Armenien. Von Trapezunt nach Erzerum rechnet man 7, von Erzerum nach Tabris 14, von Tabris nach Teheran 16, im ganzen 37 Karavanentage. Da jedoch die Karavane öfters Rasttage hält, so wird der Weg beinahe nie in weniger als 50—60 Tagen zurückgelegt, besonders während des Frühjahrs, weil in dieser Zeit die Thiere von Grünfutter leben und daher nicht übermüdet werden dürfen. Ein Karavanenführer unternimmt selten die ganze Reise, sodaß man in der Regel drei verschiedenen Karavanen: in Trapezunt, Erzerum und Tabris, sich anschließen muß.

2) Von Trapezunt über Batum nach dem russischen Hafen Poti, von dort mittels Dampfers auf dem Reihan (Phasis) nach Maran, von Maran mit der russischen Post oder mit den Omnibuswagen der deutschen Colonisten nach Tiflis; von Tiflis entweder a) mit der Karavane, über den Araxes, nach Tabris 9, von Tabris nach Teheran 16, zusammen 25 Karavanentage; oder b) mit der Post nach Baku am Kaspisee, von Baku auf dem russischen Dampfer, der laut Programm alle 15 Tage, in Wirklichkeit aber ziemlich unregelmäßig abgeht, in den persischen Hafen Enzeli, von dort mittels Barke über das Haff (murdab) nach Pirebazar und nach Rescht; von Rescht nach Teheran sind noch 7 Stationen; oder c) von Baku mit der Karavane die Küste des Kaspisees entlang über Lenkoran und Astara nach Rescht. Dieser Weg von 7 — 9 Stationen ist zwar beschwerlicher, bietet jedoch Gelegenheit, das schöne Talischland mit seiner üppigen Vegetation, seinen Wäldern und Triften zu bewundern.

3) Ueber Moskau nach Twer; von dort mit Dampfer auf der Wolga nach Nischni-Nowgorod, dann nach Astrachan am Kaspischen Meere und nach Enzeli (2 b).

4) Ueber Alexandrien und Suez nach Bombay, und, da auf der Hinreise die Schiffe im persischen Golf nicht anlegen, von Bombay auf der Rückreise nach Buschir; von Buschir mit der Karavane nach Schiraz 7, von Schiraz nach Ispahan 11, von Ispahan nach Teheran 10 — 12, zusammen etwa 28 Stationen.

Von diesen Routen ist die durch Armenien (Erzerum, Tabris) die relativ billigste und sicherste; die über Tiflis und Rescht die schnellste und am wenigsten beschwerliche, aber kostspieligere und, wenn man nicht mit einem besondern Recommandationsschreiben von der Behörde versehen ist, langsamere; die über Buschir und Schiraz die interessanteste, weil man Persepolis, Nachsche-Rustam, Schiraz, Ispahan, Kaschan

und Kum zu beſehen bekommt. Je nachdem die eine oder die andere Tour benutzt wird, kommen die Reiſenden aus Europa bald von Norden, bald von Süden, bald von Weſten her ins Land, welcher Umſtand natürlich viel dazu beiträgt, die Begriffe der Perſer von der geographiſchen Lage Europas zu verwirren, und oft wurde die Frage an mich gerichtet, in welcher Himmelsgegend Frengiſtan eigentlich liege.

Nächſt den Beſchwerden und Ungemächlichkeiten, welche die ſchlechte Beſchaffenheit der Wege mit ſich bringt, ſind es die ſchädlichen Einflüſſe des Klimas, womit der in Perſien reiſende Europäer zu kämpfen hat. Sie bedrohen unfehlbar Geſundheit und Leben, wenn er es an dem erforderlichen diätetiſchen Verhalten fehlen läßt. Leider muß ich hier wiederholen, was ich ſchon im Vorwort ausgeſprochen: der Europäer pflegt im Orient ſein Pferd richtiger zu behandeln als ſeinen eigenen Körper. Er weiß z. B., daß er nach einem ſtarken Ritt dem Thiere nicht ſogleich den Sattel abnehmen und es nicht eher in den Stall führen darf, als bis das erhitzte Blut nach und nach wieder ruhiger geworden; er ſelbſt aber entledigt ſich ſogleich der Kleider und ſucht die kühlſte Stelle auf, um ſich zur Ruhe zu legen: ein Verfahren, dem Fieber, Ruhr und andere Krankheiten faſt immer auf dem Fuße folgen. Am ungeſundeſten iſt die Zeit von Mitte Auguſt bis Ende October; dieſe Monate ſollten nie von einem Europäer, der nicht bereits durch mehrjährigen Aufenthalt im Lande ſich acclimatiſirt hat, zu einer Reiſe ins Innere benutzt werden. Selbſt der Perſer zieht für ſeine Reiſen die Wintermonate, obgleich ſie in anderer Beziehung größeres Ungemach bieten, der ſogenannten ſchönen Jahreszeit vor. Als Hauptregel iſt zu empfehlen, daß der Reiſende, ſobald er die erſten Spuren von Erkrankung an ſich wahrnimmt, ungeſäumt eines der hochgelegenen Gebirgsdörfer zu erreichen ſucht. In einer

Höhe von beiläufig 6000 Fuß verliert das Klima vollständig seine verderbliche Wirkung.

Weit überschätzt werden gewöhnlich die Gefahren für die Sicherheit der Person und des Eigenthums, denen der Reisende in Persien ausgesetzt ist. Ich habe das Land in den verschiedensten Richtungen durchreist, in Karavanen, blos in Begleitung meiner Diener, auf Postpferden, oft nachts viele Meilen weit durch Steppen und Einöden, und nie ist mir etwas Erhebliches auf dem Wege zugestoßen. Meines Wissens wurde in den letzten zehn Jahren kein Europäer gewaltsam des Lebens oder Vermögens beraubt.

Die meiste Sicherheit bezüglich der Person sowol wie des Guts gewährt der Anschluß an eine Karavane. Nur höchst selten kommt es vor, daß eine Karavane mit Gewalt angegriffen wird, und, wenige Fälle ausgenommen, werden dann die Räuber sehr bald entdeckt und zur Strafe gezogen. Denn da der gesammte Handel des In- und Auslandes durch Karavanen vermittelt wird, muß die Regierung auf deren Schutz bedacht sein und jede Beraubung derselben aufs strengste ahnden. In den weiten Ebenen kann ein Ueberfall nur zu Pferde, und wegen der Stärke der Karavane nur durch eine Schar von 20—30 Berittenen ausgeführt werden. Nun sind aber fast alle Dörfer mit hohen Mauern umgeben, aus welchen ein einziges des Nachts verschlossen gehaltenes Thor ins Freie führt. Es ist also unmöglich, daß ein Haufen Berittener ohne Wissen und Zustimmung der ganzen Einwohnerschaft aus- und einpassire. Ebenso wenig können von weitem herkommende Räuber unentdeckt bleiben, wenn der Gouverneur des Bezirks die erforderlichen Maßregeln ergreift. Aus diesem Grunde wird man die Einrichtung ganz praktisch finden, daß wenn eine Karavane geplündert worden, zunächst der Gouverneur den Schaden ersetzen muß. Besonders können Europäer, weil die Regierung die Reclamationen der Gesandt-

ſchaften fürchtet, faſt immer darauf rechnen, das geraubte Eigenthum zurückzuerhalten. Wird eine Karavane von Räubern überfallen, ſo thun die Paſſagiere am beſten, da die Angreifer ſich ſtets in bedeutender Uebermacht befinden, auf jede Gegenwehr zu verzichten. Sie werden dann zwar ausgeplündert (lucht kerden, nackt machen, heißt es in der perſiſchen Gaunerſprache); aber die Räuber bedrohen nicht ihr Leben, ſondern laſſen ihnen noch einige Kleidungsſtücke und einen Zehrpfennig. Darum iſt es überflüſſig, daß der Europäer Waffen mit ſich führt, wenigſtens muß er ſie gut im Reiſegepäck verbergen, denn europäiſche Waffen liebt der Orientale dermaßen, daß er ſchwer der Verſuchung, ſie ſich anzueignen, widerſtehen kann. Bevor die Räuber ſich entfernen, durchſchneiden ſie allen Pferden der Karavane die Fußſehnen, damit man ihrer Spur nicht folgen kann.

Der Karavanenführer übernimmt das Gut nach dem Gewicht und kümmert ſich nicht darum, was es enthält; nie wird ein Colli von ihm geöffnet. Man vertraut ihm Ballen Baumwolle, Taback u. ſ. w. an, deren Inneres Geldſummen von 2 — 5000 Dukaten birgt, überzeugt, daß ſie wohlconditionirt an den Ort der Beſtimmung gelangen.

Als wirklich unſicher ſind jedoch folgende Gegenden berüchtigt.

1) Ein Theil des Weges nach Meſchhed. Hier werden häufig die Wallfahrer von Turkomanenhorden überfallen. An den betreffenden Stationen warten daher die Pilger, bis eine Karavane von 3 — 400 Perſonen und Laſtthieren ſich geſammelt hat, welche dann unter militäriſcher Escorte und mit einigen Kanonen verſehen von dort aufbricht. Schon ſeit undenklichen Zeiten wird das öſtliche Grenzland, eins der ſchönſten und fruchtbarſten des Reichs, von den feindlichen Einfällen der Turkomanen heimgeſucht. Antipathie der turaniſchen gegen die iraniſche Raſſe, ſpäter noch durch Sekten-

haß verstärkt, da die Perser Schiiten, die Turkomanen Sunniten sind, vor allem aber Raubsucht ist der Grund dieser ewigen Feindseligkeiten, welche durch die offene Lage des Landes, die an der Grenze sich weithin dehnenden Steppen, sowie durch die Schnelligkeit und Dressur der turkomanischen Pferde begünstigt werden. Die bei einem solchen Raubzug (tschapäul) erbeuteten Gefangenen schleppen die Turkomanen in ihre befestigten Orte Serachs und Merw, um sie von da nach Buchara oder Chiwa in die Sklaverei zu verkaufen. Befinden sich Personen aus wohlhabenden Familien oder Europäer darunter, so verlangen sie für deren Freigebung ein hohes Lösegeld, oft mehrere tausend Dukaten. Alle bisherigen Schritte der Regierung, diesen das Land entvölkernden Räubereien der wilden Nachbarn ein Ende zu machen, waren fruchtlos, weil man es stets an dem gehörigen Nachdruck fehlen ließ. Mehrmals besetzten zwar persische Truppen Serachs und Merw, aber man schickte ihnen keine Verstärkung nach, und so gelang es den Turkomanen, der Besatzung die Zufuhr abzuschneiden und sämmtliche Soldaten gefangen zu nehmen, die sie dann ebenfalls als Sklaven verkauften.

2) Die Umgegend von Astrabad, wohin die Turkomanen auf kleinen Schiffen kommen, um Salz und Erdöl zum Verkauf zu bringen, gelegentlich aber auch Menschenraub auszuüben. Vor einigen Jahren wurde ein russischer Arzt, der in der Dunkelheit aus Versehen auf eine ihrer Barken gerathen war, in die Gefangenschaft geführt und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben, das jedoch später zurückgezahlt werden mußte.*) Der frühere Gouverneur, der Dschafer Kuli Chan Buschnurdi, welcher in seiner Jugend, ehe er in persische Dienste trat, selbst die Raubzüge der Turkomanen

*) Fraser's „Reisen in Turkistan"; Murawieff's „Reise nach Chiwa", ein höchst interessantes Werk.

mitgemacht, verstand es, durch seine Energie dem Unwesen Einhalt zu thun; er wurde aber am Hofe verdächtigt und von der Regierung absichtlich nicht unterstützt. Sein Nachfolger, ein Prinz und Onkel des Schah, ist diesem wichtigen Posten in keiner Weise gewachsen; unter ihm wagen sich die Räuber wieder bis dicht an die Thore der Stadt.

3) Die Landstriche im Südwesten des Reichs, in deren Gebirgen Kurden, Bachtiari und Luren sich niedergelassen haben. In ihren unzugänglichen Bergfesten spotten diese Stämme der Autorität des Schah; sie gehorchen nur ihren Chanen, unter deren Anführung sie auf Wegelagerei ausziehen. Die Chane, meist Leute von ziemlicher Bildung, treiben den Straßenraub ganz nach Art unserer Raubritter des Mittelalters. Sie schämen sich nicht, von den ausgeführten Tschapäuls zu erzählen. Einer derselben lud einst einen mir bekannten Europäer ein, dem Ueberfall einer Karavane beizuwohnen. Letzterer nahm die Einladung mit dem Beding an, daß den Reisenden kein Leid zugefügt und das geraubte Gut zurückgestellt werde, und in der That ward das Schauspiel auf die bedungene Weise in Scene gesetzt. Früher waren Reisen durch das Gebiet dieser Stämme fast unmöglich; man konnte sich nicht ohne Gefahr über die nächste Umgebung von Ispahan hinauswagen. Erst in neuerer Zeit hat der kräftige Gouverneur Muhamed-eddaule mehrere Chane getödtet oder gefangen genommen und ihre Raubnester zerstört. Andere wurden durch List und Versprechungen in die Falle gelockt, indem ihnen die Regierung einen versiegelten Koran zuschickte, was als Symbol völliger Straflosigkeit gilt. Obgleich die punica fides der Kadscharen bekannt ist und ein solcher Koran deshalb sprichwörtlich der „kadscharische" heißt, ließen sich doch einzelne dadurch bethören: so der gefürchtete Anführer der Solar in Charhassan und der Chan der Tschehar-leng, eines Bachtiaristammes. Letzterm hatte ein Onkel des Schah,

der Chanler Mirza, den versiegelten Koran überbracht. Dennoch wurde er, in Ispahan angelangt, ins Gefängniß geworfen, aus dem er sich jedoch durch List und Geld zweimal wieder befreite. Bei der zweiten Flucht that er das Gelübde, nie im Schatten eines Mauerwerks ruhen zu wollen. Infolge dessen, statt in seinem befestigten Hause, in einem Zelte schlafend, ward er darin überrascht und abermals gefangen. Seitdem ist er mit Ketten beladen und aufs strengste bewacht; unternimmt der Gouverneur eine Reise, so führt er ihn, an ein Maulthier gefesselt, mit sich. Ich sah ihn im Winter 1859 in seinem Gefängniß zu Ispahan, wo er sich mit Branntwein betäubt und auf neues Entrinnen sinnt. Oefters ließ er sich bei mir theilnehmend nach dem Befinden des kranken Gouverneurs erkundigen, natürlich nur in der Absicht, die Verwirrung, welche beim Ableben eines Gouverneurs zu entstehen pflegt, zur Flucht zu benutzen. Sein Stamm, der lange durch die frechsten Räubereien den Weg nach Ispahan unsicher gemacht hatte, verhält sich jetzt ruhig; denn er weiß, daß der erste Tschapäul die Hinrichtung des gefangenen Chans zur Folge haben würde: eine Eventualität, welche der herrschende patriarchalische Geist herbeizuführen verbietet.

4) Einige Bezirke Kurdistans, besonders zu Zeiten, wo die einzelnen Stämme miteinander in Fehde begriffen sind. Die Räuber finden leicht Zuflucht bei ihren Stammes- und Religionsgenossen — alle Kurden sind Sunniten — in Türkisch-Kurdistan; denn dieses Nomadenvolk hat seine Weideplätze abwechselnd auf persischem und auf türkischem Gebiet. Es gibt eine Sekte unter ihnen, bei welcher das Gesetz den Diebstahl streng verpönt, den Raub an Todten aber ausdrücklich für erlaubt (hälal) erklärt. Leider lassen sich die Bekenner derselben hierdurch zu der unseligen Consequenz verleiten, daß sie den Eigenthümer ermorden, nur um sich auf eine nach ihren

Begriffen gesetzlich erlaubte Weise seiner Habe zu bemächtigen. Im übrigen haben die Kurden etwas Ritterliches in ihrem Charakter; ihrer Gastfreundschaft und dem zugesagten Geleit kann man fest vertrauen.

Früher unterhielt die Regierung an den bedrohtesten Punkten, z. B. auf dem Wege nach Schiraz, mit Militärposten (rāhdār) besetzte Wachthäuser zum Schutz der Reisenden. Jetzt werden nur Rahdar vom Gouverneur ausgeschickt, wenn in seinem Bezirk ein Raubanfall vorkam. Dieselben erhalten die Aufgabe, den Weg zu säubern, und zum Beweis, daß sie ihre Pflicht gethan, ergreifen sie immer einige Individuen, gleichviel ob es die Schuldigen sind oder nicht. Mir drangen sich bisweilen dergleichen Rahdar zur Begleitung auf, die von fürchterlichen Greuelthaten erzählten, mit diesen Erdichtungen aber natürlich nur auf meinen Beutel speculirten. Von gutem Nutzen ist die Empfehlung an einen Chan der Nomadenstämme. Der Reisende wird dann durch einen oder mehrere Tufenktschi (berittene, mit Flinten bewaffnete Leute) mit voller Sicherheit von einem Stamm zum andern geleitet; jeder Tufenktschi muß eine Bescheinigung von dem ihm anvertrauten Schützling mit zurückbringen, daß er denselben richtig an den nächsten Tribus abgeliefert habe. Weniger Schutz gewähren die von der Regierung zu Teheran ausgestellten Geleitbriefe, welche der Europäer durch Vermittelung der Consuln sich verschaffen kann; denn da, wo das Ansehen der Regierung respectirt wird, ist ein besonderer Geleitbrief unnöthig; wo dies nicht der Fall, bleibt er ohne Wirkung. Unter Umständen kann er sogar zum Nachtheil gereichen. Die armen Landleute nämlich, gewohnt von den Beamten und Commissaren der Regierung zur unentgeltlichen Lieferung von Nahrungsmitteln und Futter für die Thiere gezwungen zu werden, verstecken mistrauisch ihre Vorräthe, während sie sonst dem europäischen Reisenden in der Aussicht

auf Bezahlung gern das Nothwendige zum Kauf anbieten. Im ganzen genommen thut man gut, einen Geleitbrief der Regierung auf der Reise bei sich zu tragen, ihn aber nur im Nothfall vorzuweisen. Ich war stets mit einem solchen versehen, kam aber nie in den Fall, davon Gebrauch zu machen. Chardin theilt in seinem Buche „Reisen in Persien" einige Originalschreiben der Art mit; ich lasse hier von den in meinem Besitz befindlichen das einfachste und kürzeste — es wurde mir zur Reise von Resicht nach Teheran ausgestellt — in wörtlicher Uebersetzung folgen:

„Den Herren Hütern und Aufsehern des Weges zur Hauptstadt wird kundgegeben, daß, da Sr. Wohlgeboren der geehrte hochgestellte 2c. General Dr. Polak, Leibarzt Sr. geheiligten beglückten Majestät des Weltgeistes 2c. 2c., die Absicht hat, in die Hauptstadt zurückzukehren, demselben in jeder Station, wo er hinkommt, die gebührende Achtung und Ehrerbietung gezollt, ihm und seiner Dienerschaft überall eine gute Unterkunft und Herberge bereitet, ihm volle Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit erwiesen werden soll, damit es ihm in jeder Beziehung nach Wunsch ergehe, ihm und seinen Thieren nichts mangele und er mit voller Ruhe und sorgenlosem Gemüth die Reise zurücklege." (Folgt das Siegel des Gouverneurs.)

Gesandtschaften und Deputationen gibt die Regierung einen Mehmandar (Quartiermeister) mit, gewöhnlich einen hohen Offizier, dem die Sorge obliegt, den Reisenden Quartier zu schaffen und sie mit allem möglichen Comfort zu versehen. Die Begleitung eines Mehmandar verbürgt allerdings ausreichenden Schutz, ist aber wegen der unvermeidlichen Geschenke und wegen der Unterschlagungen, die er sich erlaubt, sehr kostspielig, wegen seiner ewigen Betheuerungen von Freundschaft und Einigkeit lästig, und wegen der Erpressungen, die er unterwegs an den armen Bauern verübt, den Europäern beson-

ders widerwärtig. Wenn irgend thunlich, ſucht man ſie daher abzulehnen; bei officiellen Reiſen hilft freilich alles Proteſtiren nichts.

Daß Kuriere unter ſtarker Bedeckung reiſen, verbietet ſchon der Mangel an Poſtpferden. Doch iſt die Beraubung eines Kuriers faſt unerhört, weil er der Vorſchrift gemäß nur Briefe und Schriften, aber durchaus keine Werthſachen befördern darf. Nur einmal während meiner Anweſenheit in Perſien wurde ein Kurier ausgeplündert. In ſeiner Begleitung reiſte nämlich der Sohn des franzöſiſchen Geſandten Baron Pichon, und im Vertrauen, durch deſſen Perſon vollkommen geſchützt zu ſein, hatte er wider die Inſtruction 2000 Dukaten an Geld und Geldeswerth mitgenommen. Die Polizei kam den Räubern auf die Spur, und Baron Pichon erhielt vollen Erſatz für alles ihm geſtohlene Gut; dem übrigen Raube jedoch ward nicht weiter nachgeforſcht.

Obwol faſt in allen Provinzen Regierungskuriere hin- und hergehen, welche Briefe an Privatperſonen zur Beförderung übernehmen, iſt doch die Briefexpedition ſo wenig geordnet, daß man es in den meiſten Fällen vorzieht, eigene Boten zu ſchicken, welche den Weg oft mit erſtaunlicher Schnelligkeit zurücklegen. Wichtige Briefe traut man den Regierungskurieren auch aus dem Grunde nicht an, weil man fürchten muß, daß ſie die Behörde öffnet und nach Umſtänden unterſchlägt. Europäer wie Perſer benutzen daher lieber die zuverläſſigern Kuriere, welche von den europäiſchen Geſandtſchaften auf deren Koſten unterhalten und dem Publikum bereitwillig zur Verfügung geſtellt werden.

Auf dem Straßenraub ſteht Todesſtrafe. Die Delinquenten werden entweder geköpft oder vor der Kanone weggeblaſen und ihre zerſtückten Glieder zum abſchreckenden Beiſpiel an die Stadtthore genagelt. Chane und Tribuschefs, die ſich der Wegelagerei ſchuldig gemacht, läßt man in dem Kerker Ambar zu Teheran umkommen.

Faſt jeder Gouverneur pflegt beim Antritt ſeines Poſtens einige des Räuberhandwerks verdächtige Individuen einfangen und hinrichten zu laſſen. Nach perſiſchen Begriffen iſt dieſe barbariſche Sitte eine nothwendige Sicherheitsmaßregel, und von einem Gouverneur, der ſie verabſäumt, ſagt man, er verſtehe nicht, ſich in Reſpect zu ſetzen (bi urze). Als Sultan Murad Mirza, der Sieger von Herat, das Schirazer Gouvernement übernahm, wurden auf ſeinen Befehl gegen 30 Perſonen hingerichtet, was eine nie dageweſene Sicherheit der Wege zur Folge hatte. Den Winter 1859 verbrachte ich in Ispahan. Der dortige Gouverneur Chanler Mirza, welcher in ſeinem frühern Gouvernement, in Arabiſtan, ſich als einen ſehr energiſchen Beamten gezeigt hatte, war krank und deshalb wol milder geſtimmt; auch gab es gerade keine Veranlaſſung, mit beſonderer Strenge aufzutreten. Da er einige Tage nicht öffentlich erſchienen war, verbreitete ſich in der Stadt das Gerücht von ſeinem Tode. Sogleich waren Diebſtähle und Raufereien an der Tagesordnung. Eines Morgens ſagte er zu mir: „Geben Sie Acht, auf welche Art ich das ſchädliche Gerücht widerlegen werde.“ Hierauf ließ er eine Anzahl Fleiſchhauer und Bäcker vor ſich kommen, ſchalt ſie wegen des Verkaufs theuerer und ſchlechter Lebensmittel und verurtheilte die einen zu hohen Geldſtrafen, die andern zu mehrern hundert Streichen auf die Fußſohlen. Als das Volk die Beſtraften über den öffentlichen Platz führen ſah, rief es aus: „Der Gouverneur lebt, er lebt!“ und die Ruhe war wiederhergeſtellt.

Namentlich während des Interregnums, das bisjetzt bei jedem Thronwechſel eintrat, nimmt die Unſicherheit des Eigenthums in den Städten wie auf dem Lande in erſchreckender Weiſe überhand. In ſolcher Zeit ſind auch die Kuriere nicht vor Beraubungen ſicher; die Reiſenden wagen nicht, die Station zu verlaſſen; Handel und Wandel ſteht ſtill; jeder

ſchließt ſich womöglich in ſein Haus ein, bis die Handhabung von Geſetz und Ordnung wieder befeſtigt iſt. Ja es genügt eine Reiſe des Schah, um Gerüchte auszuſtreuen und dadurch Unordnungen zu erzeugen. Im Jahre 1854 beſuchte der Schah den Großvezier in ſeinem Luſtſchloß Dawudieh, das nur eine Meile von Teheran entfernt iſt. Alsbald hieß es, der König ſei todt. Vergebens ließ der Polizeimeiſter einer Anzahl Unruhſtifter die Ohren abſchneiden und die Baſtonnade ertheilen; die Wahrheit fand keinen Glauben. Da machte der König, von ſeiner Garde begleitet, eine Spazierfahrt in die Nähe der Stadt. Mismuthig wegen der ſtattgefundenen Exceſſe ſaß er zurückgelehnt im Wagen und kehrte bald wieder um. Abends flüſterte mir ein Offizier von der reitenden Garde zu, er habe bisher nicht an das Gerücht geglaubt, nachdem er aber den königlichen Wagen begleitet, ſei er feſt überzeugt, daß ſtatt des Königs eine ausgeſtopfte Puppe darin geſeſſen. Zur Verhütung weiterer Unordnungen ſah ſich der König genöthigt, eher als er beabſichtigt hatte zu Pferde in die Stadt zurückzukehren und ſich in einem öffentlichen Salam dem Volke zu zeigen.

Leider vermehren auch die Soldaten bisweilen die Unſicherheit des Eigenthums in den Dörfern und auf der Landſtraße. Vorzugsweiſe berüchtigt wegen ihrer Gewaltthätigkeiten ſind: ein Regiment der königlichen Leibwache, das Regiment Firuskuh, das Regiment Schagoji und einige Kurdenregimenter. Auf ihren Märſchen fallen ſie nicht nur wie Heuſchrecken über die Früchte der Obſtbäume her, ſie hauen die Bäume ſelbſt um und verbrennen ſie ſammt allem Holzwerk, was in und an den Bauerhäuſern zu finden iſt; kein Fenſter, keine Thür, kein Dachſparren, kein hölzernes Geräth wird von ihnen verſchont. Nahen ſich Truppen einem Dorfe, ſo flüchten daher die Einwohner mit ihren Habſeligkeiten in das Gebirge. Von ſeiten der Offiziere geſchieht nichts, um die

Mannſchaft vom Stehlen abzuhalten. Im Gegentheil ſehen ſie es nicht ungern, wenn der Soldat auf fremde Koſten lebt, weil ſie dann faſt ſeinen ganzen Sold in ihre Taſche ſtecken können. Ja ſie verſchmähen nicht, geraubte Pferde und Maulthiere für ſich ſelbſt als den ihnen zukommenden Antheil an der Beute in Anſpruch zu nehmen. Ein Sultan (Kapitän) erzählte mir einſt ganz unbefangen: „Mit meinem Regiment nach Schiraz marſchirend, begegneten wir unterwegs eine Karavane. Ein mit zwei Kiſten beladenes Maulthier war etwas hinter dem Zuge zurückgeblieben und wurde von den Soldaten als gute Priſe angehalten. Ich ließ ſogleich vom Wege ablenken. Hinter den Ruinen eines verlaſſenen Dorfes raſteten wir. Hier öffnete man die Kiſten und fand ſie mit einem ſtarken Gewürz gefüllt, wovon meine Leute etwas zum Brote aßen. Das Uebrige verkaufte ich in Schiraz für eine Bagatelle, weil ich den Preis der Waare nicht kannte; erſt ſpäter erfuhr ich, daß es eingemachter indiſcher Ingwer geweſen. Das Maulthier blieb in meinem Beſitz.“ Noch ein Beiſpiel von vielen: Ich reiſte in Begleitung mehrerer Soldaten nach Ispahan. Drei Meilen vor der Stadt trafen wir nachts auf einen graſenden Eſel. Im Nu ſetzte ſich einer von meinen militäriſchen Begleitern, nachdem er ihm den Packſattel aufgelegt, auf ſeinen Rücken. Wir waren eine kurze Strecke weiter gekommen, da begegnete uns der Eigenthümer des Eſels, der ſein Thier reclamirte. Der Soldat aber behauptete keck, er ſei ſchon von Schiraz aus auf demſelben geritten, und es blieb dem Bauer nichts übrig, als für eine kleine Geldſumme ſeinen Eſel zurückzukaufen. — Es iſt klar, daß Truppen von ſo laxer Disciplin mehr zum Schrecken der Einwohner als zum Schutze des Landes dienen.

III.

Oeffentliche Sicherheit in den Städten. Asyle.

Waarenniederlagen. Respectirung des Siegels. Barate (Schuldscheine). Hausdiebstähle und Mittel zur Wiedererlangung des Gestohlenen. Die Sicherheitspolizei. Bestrafung der Diebe. Asyle, beschränkte und unverletzliche. Asyle für Bittsteller. Das Asylrecht der europäischen Gesandtschaften.

Die Waarenniederlagen in den Städten gleichen in der Bauart den auf den Reisestationen errichteten Karavanserais, nur daß sie mit Thüren und Jalousiefenstern versehen sind. Sie gehören aber Privatpersonen, welche die einzelnen Logen nebst dahinter befindlichen geräumigen Magazinen gegen einen monatlichen Zins von 1—2 Dukaten an Kaufleute und Gewerbtreibende vermiethen. In der Regel umfaßt ein Karavanserai die Producte und Industrieerzeugnisse einer bestimmten Gegend, z. B. von Jezd, Kaschan u. s. w. Des Nachts werden die Locale geschlossen und von eigens angestellten Wächtern gehütet. Ferner sind an den Straßenecken Nachtwächter (kezmeh) mit großen Hunden stationirt; in einzelnen Stadttheilen befinden sich auch militärische Wachthäuser (karäul chäneh). Wer nach 10 Uhr auf der Straße geht, muß mit einer Laterne

verſehen ſein und auf Befragen über das Ziel ſeines Weges Rechenſchaft geben. Während meines neunjährigen Aufenthalts in Teheran hörte ich nur dreimal, daß mittels Einbruch Waaren entwendet wurden; in allen Fällen gelang es den Nachforſchungen der Polizei, die Diebe ausfindig zu machen.

Verreiſt ein Kaufmann, ſei es auch auf mehrere Monate, ſo ſchließt er einfach ſeinen Laden, legt ein leichtes Vorlegeſchloß an die Thür und befeſtigt an demſelben mit einem Bindfaden ſein in Wachs abgedrucktes Siegel. Er zahlt die Miethe für die Dauer ſeiner Abweſenheit voraus und kann ſicher ſein, bei der Rückkehr alles in unverletztem Zuſtande wieder vorzufinden. Denn die Unverletzlichkeit des Siegels iſt ein Fundamentalſatz orientaliſcher Sitte; Fälſchung oder Verletzung deſſelben wird mit Abhauen der Hand beſtraft. Das Siegel tritt überall an Stelle der Namensunterzeichnung, welche nicht üblich iſt, und wird mittels einer Art Tuſchtinte unter die Documente gedruckt, die hierdurch geſetzliche Gültigkeit erlangen. Kommt jemandem ſein Siegel abhanden, ſo läßt er öffentlich verkünden, daß er ſich von nun an eines andern bedienen werde. Einen Beweis für das hohe Alter des Gebrauchs liefern die zahlreichen gravirten Siegelſteine, welche man unter dem Schutt verfallener Städte, z. B. unter den Ruinen von Ekbatana (Hamadan) und Perſepolis (Iſtachir) begraben findet (1 Moſes, 38, 18: Juda und Thamar). In die älteſten ſind Thierbilder und verſchiedene ſymboliſche Figuren eingravirt; die aus der Parther- und Saſſanidenzeit zeigen die Bruſtbilder der Regenten oder Statthalter mit einer Umſchrift; ſeit Beginn der muſelmaniſchen Epoche vermeidet man ſcrupulös jede bildliche Darſtellung, ſondern beſchränkt ſich darauf, den Namen des Beſitzers oder einen charakteriſtiſchen Spruch aus dem Koran und die Jahreszahl in den Karneol zu graviren, durchzieht aber die Schrift, um Nachahmungen vorzubeugen, mit künſtlich verſchlungenen

Arabesken. Es gibt Steinschneider in Persien, welche es in ihrem Fach zu großer Meisterschaft gebracht haben.

Der Engros-Verkauf von Waaren geschieht meist gegen gesiegelten Barat (Schuldschein) auf 6 Monat Ziel mit Zuschlag von 12 Procent Discont. Im allgemeinen ist der Kaufmannsstand solid, und die eingegangenen Verbindlichkeiten werden, wenn auch nicht immer zur festgesetzten Zeit, redlich erfüllt. Bankrotte kommen äußerst selten vor, sodaß es bei Abwickelung kaufmännischer Geschäfte fast nie der Intervention des Handelsministers (gegenwärtig Mahmud Chan Karaghuslu, früher Botschafter am Hofe zu St.-Petersburg) oder eines europäischen Consuls bedarf. Nicht so prompt pflegen die Chane und die Beamten, welche oft Gelder gegen Barat mit enormen Zinsen aufnehmen, ihren Zahlungsverbindlichkeiten nachzukommen. Sie machen zur Verfallzeit Einwendungen, oder verreisen, oder sind inzwischen infolge von Erpressungen seitens ihrer Vorgesetzten verarmt. Von den Gläubigern werden dann langwierige Processe geführt und die europäischen Consuln um Vermittelung angegangen, die ihnen aber, da es sich meist um wucherische Darlehne handelt, nicht gewährt werden kann. Daher jene häufige unbegründete Klagen, die Consuln vernachlässigten die Interessen ihrer Nationalen und Schutzbefohlenen. Früher waren es besonders Armener, russische Unterthanen, welche dergleichen Wuchergeschäfte betrieben und viele Familien dadurch zu Grunde richteten. Dank den anerkennenswerthen Bemühungen eines russischen Diplomaten haben sich jedoch in den letzten Jahren diese Verhältnisse wesentlich zum Vortheil verändert.

Auch die Regierung stellt bei ihren Ankäufen und Bestellungen von Tuch, Waffen und andern Armeebedürfnissen einzelnen, gewöhnlich europäischen Kaufleuten Barate aus, die auf den Steuerertrag einer bestimmten Provinz angewiesen und immer honorirt werden. Ebenso erhalten die in per-

fischen Diensten stehenden Europäer Barate für die ihnen contractlich zugesicherten Emolumente. Unter der Regierung Mehmet Schahs waren diese Verschreibungen oft nur auf Einschreiten der fremden Gesandtschaften zu realisiren; unter dem jetzigen Schah aber, welcher alles, was den auswärtigen Mächten Anlaß zur Einmischung geben könnte, ängstlich vermeidet, kommen die an Europäer verabfolgten Barate höchstens mit einer Verspätung von 3—4 Monaten zur Auszahlung. Hingegen müssen Inländer häufig Jahre lang auf Bezahlung warten, und in vielen Fällen werden die Beträge ihnen ganz vorenthalten oder von Beamten, durch deren Hände sie gehen, unterschlagen.

Wenn man sieht, wie alle höher gestellte Personen nur zu Pferde und nur in Begleitung einer zahlreichen, mit Dolchen und Flinten bewaffneten Dienerschaft sich in den Straßen zeigen, so möchte man zu dem Schluß gelangen, es stehe sehr übel um die öffentliche Sicherheit der persischen Städte. Dem ist jedoch nicht so. Die zahlreiche Begleitung dient lediglich zum Prunk (teschachus). Ein Attentat auf offener Straße, selbst des Nachts, gehört zu den beispiellosesten Vorkommnissen. Als einzige Ausnahme, die aber die Fremden nicht berührt, bildet die Straße zuweilen den Schauplatz von Gewaltthaten, wenn zwischen zwei Familien „Blut ist", d. h. wenn sie Erbrache aneinander verüben. Desgleichen sind Einbrüche von Dieben, obgleich durch die Construction der Häuser, die breiten ebenerdigen Fenster und schwachen Thüren begünstigt, keineswegs häufig.

Förmlich organisirt dagegen sind die kleinen Diebereien der Hausdienerschaft. Der persische Diener eignet sich alles zu, was er für seinen Herrn entbehrlich hält; sein Grundsatz heißt nicht „Eigenthum ist Diebstahl", sondern „Diebstahl ist Eigenthum". Stillschweigend duldet der Perser diese einmal nicht zu ändernde Entwendung von Hausrath, Brennmaterial

Lebensmitteln und sonstigen Gegenständen des täglichen Bedarfs; und auch der im Lande lebende Europäer thut am besten, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Selbst meine Schüler huldigten der süßen Gewohnheit des Stehlens; oft mußte ich eins oder das andere meiner chirurgischen Instrumente aus dem Bazar zurückkaufen.

Hat in einem Hause ein Diebstahl von Werthsachen stattgefunden, so wird selten die Hülfe der Polizei angerufen. Man will dem Diebe die Schande ersparen, nach dem persischen Axiom „Stehlen ist keine Schande, nur das Ertapptwerden." Demgemäß bedient man sich eigenthümlicher Hausmittel, um das Gestohlene wiederzuerlangen. Nachdem alle Diener versammelt sind, wird jedem ein Häufchen Erde in den zusammengefalteten Schos seines langen Gewandes gestreut; hierauf passiren sie einzeln ein leeres Zimmer, auf dessen Fußboden jeder die Erde niederlegt. In einem der Häufchen findet sich gewöhnlich der vermißte Gegenstand, und nun ist keiner der Schuldige, vielmehr erhalten alle zur Ehrenrettung ein neues Nankingkleid. Diese Procedur heißt chāk ændāsi (Erdaufwerfen). Dem Schah kam einmal im Harem sein kostbarer Türkisenring abhanden, als er ihn, um zu beten, von sich gethan. In diesem Falle mußten sich die Frauen dem Chāk-ændāsi unterziehen, wobei auch wirklich das verschwundene Kleinod wieder zum Vorschein gebracht wurde. Ein anderes dieser Hausmittel, kāsseh nechin (Schaffsitzen) genannt, besteht in folgendem Verfahren. Vor einen Mula, der sich vorher mit allen Umständen und dem gesammten Personal der Dienerschaft bekannt-gemacht hat, wird ein mit Wasser gefülltes Schaff (kāsseh oder teschi) auf den Boden gestellt. In dasselbe muß ein Knabe, den Blick unverwandt auf einen Punkt gerichtet, hineinschauen. Währenddem spricht der Mula seine Beschwörungsformeln; er wiederholt unzählige mal den Namen Suliman's, der die Geister unter Schloß

und Riegel hält. Durch die monotone Rede des Mula und durch die Intuition verfällt der Knabe, ähnlich den Nabelguckern des Mittelalters, in einen Zustand der Verzückung; in welchem ihm die Geister erscheinen und den Dieb verrathen sollen. Dieser jedoch pflegt, im Glauben an die Allwissenheit der Geister, dies nicht abzuwarten, sondern das Gestohlene unbemerkt herbeizubringen. Gleichen Erfolg hat die Furcht vor den Schlangenbeschwörern; denn es herrscht der Glaube, daß sie Nattern nach verschiedenen Richtungen aussenden können, welche den Thäter ausfindig machen.

Die Polizei in Teheran hat ihre heimlichen, organisirten Verbindungen unter den Dieben selbst, sodaß ihr, wenn sie den ernsten Willen zeigt, die Verüber eines Diebstahls nicht verborgen bleiben können. Allein häufig steckt sie mit den Dieben unter einer Decke, und in solchen Fällen liegt ihr natürlich nichts daran, die gehörigen Nachforschungen anzustellen. So benutzt sie z. B. die Findertaxe, welche für verlorene und wiedergefundene Gegenstände entrichtet werden muß, zu einer reichlich fließenden Erwerbsquelle für sich, indem sie den Bauern, von denen mancher 10 — 12 mit Producten beladene Esel zu Markte treibt, im Gedränge einen oder mehrere derselben entführen läßt und die Thiere dann als verloren gewesen gegen Finderlohn wieder ausliefert.

Bis vor dem letzten englisch-persischen Kriege war die Polizei verpflichtet, die einem Europäer gestohlenen Gegenstände, wenn sie solche nicht in einer bestimmten Zeit wieder herbeischaffen konnte, demselben nach ihren Werthe zu ersetzen. Solange dieser Brauch bestand, erfreuten sich die Europäer vollkommener Sicherheit vor Dieben. Seitdem er aber, auf Anlaß eines französischen Diplomaten, aufgehoben worden, fanden schon bedeutende Gelddiebstähle in europäischen Häusern statt, und niemals entdeckt jetzt die Polizei den Thäter. Bezeichnet man eine bestimmte Person als verdächtig, so wird

gefragt, ob man wolle, daß der Angeschuldigte der Tortur unterworfen werde, um ihn zum Geständniß zu bringen, oder ob man beschwören könne, daß er der Thäter sei. Falls man beides ablehnt, ist dem Angeschuldigten der Reinigungseid gestattet. Nun gilt aber dem Perser ein Schwur (kassam) nicht für heilig, jedenfalls nicht den Ungläubigen gegenüber. Er schwört wegen der geringfügigsten Kleinigkeit. Auch kennt das Gesetz keine Strafe für den Meineid, und nur der Aberglaube, daß Menschen, unmittelbar nachdem sie einen falschen Schwur auf den Koran geleistet, dem Tode verfallen seien, bildet eine schwache Schranke.

Nach dem persischen Strafrecht geht der Dieb frei aus, wenn ihm der Bestohlene verzeiht. Andernfalls werden verurtheilten Dieben die Finger oder beide Hände abgehauen. Leichtere Eigenthumsvergehen werden damit bestraft, daß der Dieb an einem durch den Nasenknorpel gezogenen Strick (mähär kerden) vom Büttel durch die Straßen geführt und dann aus der Stadt gewiesen wird. Vor jedem Laden hält der Büttel an, um ein kleines Geschenk entgegenzunehmen, auch wol eine Pfeife zu rauchen, wobei gastfreundliche Sitte auch dem Delinquenten die Pfeife nicht versagt. Der Ausgewiesene setzt in einer andern Stadt seine Gaunereien fort oder tritt, wenn er einige Schriftkenntnisse besitzt, als Arzt oder Mula daselbst auf.

Ausführliche Erwähnung verdienen die Asyle (best), in denen sowol überführte Verbrecher als Angeklagte und Verdächtige vor jeder Verfolgung des Gesetzes zeitweiligen Schutz finden.

In Ländern ohne geordnete Rechtspflege, wo der Machtspruch des Despoten, bevor irgendeine Untersuchung stattgefunden, Strafe verhängen und augenblicklich vollstrecken lassen kann, sind Verbrecherasyle eine nothwendige Schutzwehr der stets bedrohten persönlichen Sicherheit. Darum hat

auch die mosaische Gesetzgebung das Asylrecht für Todtschläger sanctionirt.

Früher wurde in Persien jede Imamsade (Begräbnißstätte eines der nächsten Descendenten Ali's) sammt ihrem Umkreise als Asyl geachtet. Ein Traumgesicht gab gewöhnlich die Veranlassung zu Nachgrabungen; natürlich stieß man an vielen Stellen auf Knochen. Mochten es nun Thierknochen sein, die man aus osteologischer Unkenntniß für menschliche Gebeine nahm, oder hatte frommer Betrug dergleichen untergeschoben, genug ein neues Prophetengrab war gefunden. Auf diese Weise vermehrten sich die Imamsaden ins Unzählige. Das ganze Land ist damit bedeckt, und manche liegen an sehr unbequemen, fast unzugänglichen Orten, so z. B. die Imamsade Dawud in der Nähe von Teheran auf einem 8000 Fuß hohen steil emporsteigenden Kegel des Elburzgebirges, dessen Spitze, obgleich der Weg etwas ausgehauen worden, nur während fünf Monaten im Jahre erreichbar ist, wohin also der Prophet zu damaliger Zeit nicht ohne ein Wunder gelangen konnte.

Außer den Imamsaden waren auch die Moscheen, die Pferdeställe und das Zeughaus unverletzliche Asyle.

Die große Menge der Asyle erwies sich jedoch zuletzt äußerst nachtheilig für die öffentliche Sicherheit. Gesindel aller Art hauste im Rayon der Moscheen, um nachts auf Raub auszuziehen und sich dann wieder unter deren Schutz zu bergen. Aufrührerische Priester boten mit solchen stets zu Excessen geneigten Banden der Autorität der Regierung Trotz, ja der Scheik-ul-Islam von Tabris setzte sich einst an der Spitze von nicht weniger als 20000 Lutis in Marsch gegen die Hauptstadt. Unter der Regierung des vorigen Königs Mehmed Schah erhob der Imam-Dschumah von Ispahan, ein verschmitzter und gewaltthätiger Priester, ebenfalls gestützt auf zahlreiche Haufen von Lutis, offen die Fahne der Empö-

rung. Nach blutigen Kämpfen, worin von beiden Seiten Tausende getödtet wurden, mußte die Regierung sich zu einem Compromiß verstehen, und derselbe Mann behauptet gegenwärtig noch sein hohes kirchliches Amt, mit seinem Anhang von Lutis sowol der Macht des Hofes imponirend, als die ehrbaren Einwohner von Ispahan einschüchternd.

Durch diese Vorgänge bewogen, unternahm es Hadschi Mirza Agassi, Vezier des verstorbenen Königs, dem Unwesen zu steuern. Infolge seiner Anordnungen, die später von dem Emir-Nizam Mirza Taghi Chan energisch aufrecht erhalten und durchgeführt wurden, bestehen jetzt im ganzen Lande nur drei für alle Fälle unverletzliche Asyle: die Imamsade zu Schah-Abdul-Azim unweit Teheran, wo die alte Stadt Rages stand, die zu Kum, und das Grab des Imam Reza zu Meschhed. Die ersten beiden Orte lernte ich aus eigener Anschauung kennen.

Man erzählt sich, der Imam-Dschahmeh von Teheran habe, als Hadschi Mirza Agassi die Asyle aufhob, zu diesem gesagt: „Wenn du die Ställe zerstörst, so siehe zu, daß du wenigstens für dich eine Krippe behältst!" Und in der That entging der Vezier nach dem Tode Mehmed Schahs nur dadurch dem gewissen Tode, daß er in die Imamsade von Schah-Abdul-Azim flüchtete. Von dort aus konnte er mit dem neuen Vezier unterhandeln und sich die Erlaubniß auswirken, nach Kerbelah bei Bagdad ins Exil zu gehen.

Wegen Diebstahls, Defraudation, selbst Todtschlags Verfolgten bietet die ganze Stadt Meschhed Asyl. Die Flüchtlinge bilden hier eine Colonie, treiben unbehindert Gewerbe und Handel, und können nicht einmal zur Herausgabe des unrechtmäßigen Besitzes angehalten werden. Notorische Mörder und Hochverräther hingegen, namentlich solche, nach deren Schätzen der Schah lüstern ist, genießen nur in der unmittelbaren Umgebung des Grabes (sahneh) Schutz. An einem

entferntern Punkte innerhalb des Rayons betroffen, dürfen sie, zwar nicht auf Geheiß der Regierung, aber auf Befehl des Mutewali bäschi (Tempelvorstand) verhaftet und weggeführt werden. Auf dem Grabe selbst wird niemand angetastet; höchstens kann der Mutewali Baschi verbieten, daß man einem Verbrecher Lebensmittel zuträgt, sodaß ihn Hunger zum Verlassen der geheiligten Stätte nöthigt. Doch stehen die Asyle in so hoher Achtung beim Volke, daß sich immer fromme Gläubige finden, welche trotz des Verbots ihn heimlich mit Nahrung versehen. Man rechnet es sich als ein verdienstliches Werk an, Flüchtlingen Verzeihung zu erwirken oder durch Geldsummen Strafloſigkeit zu erkaufen.

Unter den außerhalb des Landes befindlichen heiligen Orten wird am häufigsten Kerbelah, in der Nähe Bagdads auf türkischem Gebiete liegend, die Grabstätte des Chalifen Ali, von den persischen Großen als Zufluchtsort benutzt. Eine große Anzahl von Verwandten des Königs und von misliebig gewordenen hohen Beamten lebt hier in vollkommener Sicherheit und Freiheit. Höflinge, die sich der drohenden Ungnade des Schah entziehen wollen, erbitten die Erlaubniß zu einer Wallfahrt nach Kerbelah, um dann für immer daselbst im freiwilligen Exil zu bleiben. Infolge dessen ist die Stadt von mehrern tausend persischen Familien bewohnt. Sie gilt den Schiiten Persiens, Indiens und des Kaukasus als die heiligste Stätte nach Mekka.

Uebrigens gewähren allen, die sich eines kleinen Vergehens schuldig oder verdächtig gemacht, immer noch auch die Moscheen, die Ställe und das Zeughaus eine Freistatt. Es genügt sogar zum augenblicklichen Schutz, daß der Verfolgte einen Pferdekopf oder eine Kanone mit der Hand berühre.

Eine Art Asyl suchen ferner Leute auf, welche von der Regierung etwas erbitten wollen, indem sie sich in den Stall einer einflußreichen Person einquartieren und ihn nicht eher

wieder verlaſſen, als bis durch deren Verwendung ihr Anliegen genehmigt worden. Es wäre gegen Anſtand und Sitte, ſie mit Gewalt daraus zu vertreiben; der Beſitzer hat vielmehr die moraliſche Verpflichtung, während der Zeit für ihren Unterhalt zu ſorgen. Am meiſten werden die Ställe der Favorite-Sultanin, des Großveziers und anderer dem König naheſtehender Perſonen in dieſer Weiſe heimgeſucht.

In meinen Stall kam ein Bauer aus der Umgegend von Tabris, dem man wider Fug und Recht das Waſſer von ſeinem Felde abgegraben und dadurch die Möglichkeit der Bebauung entzogen hatte. Bei der Ankunft ſprach er die gebräuchliche Formel „Penāh be-chānet āwurdem" („Ich ſuche Zuflucht in deinem Hauſe"). Ich verwandte mich beim Premierminiſter für ſeine gerechte Sache, und es gelang mir, alles nach ſeinem Wunſch zu ordnen. Sowie er aber den günſtigen Beſcheid in der Taſche hatte, verſchwand er, ohne Abſchied zu nehmen und für die genoſſene Gaſtfreundſchaft zu danken. Das Gefühl der Dankbarkeit ſcheint überhaupt dem Perſer fremd. Ueber die maßen unterwürfig und kriechend, ſolange er ſich um eine Gunſt bewirbt, iſt ihm das Bewußtſein, von jemand eine Wohlthat oder eine Gefälligkeit empfangen zu haben, unerträglich.

Ein andermal ſtahlen mir die Diener des Nachbarhauſes, das vom Sohn des Miniſters bewohnt war, mein Holz und mishandelten noch obendrein meine Leute. Eine Beſchwerde beim Herrn der Uebelthäter blieb erfolglos. Da begab ich mich zum Miniſter und nahm mit der Formel „Penāh āwurdem" das Aſyl ſeines Hauſes in Anſpruch. Daß ein Europäer von dieſer perſiſchen Sitte Gebrauch machte, frappirte ihn, doch verſchaffte er mir unverzüglich durch Beſtrafung der Schuldigen die geforderte Genugthuung.

Hochſtehenden Perſonen vom Hofe, namentlich Prinzen des königlichen Hauſes, die ſich entweder wirklich durch Kron-

prätenſionen politiſch compromittirt hatten, oder ohne ihre Schuld von der despotiſchen Laune und Habgier des Herrſchers oder ſeines allmächtigen Großveziers an Leben und Eigenthum bedroht waren, dienten bis vor kurzem die Hotels der europäiſchen Geſandtſchaften als ſchützende Aſyle.. Onkel, Tanten, Brüder und andere Anverwandte des Herrſchers ſtellten ſich unter engliſchen oder ruſſiſchen Schutz. So rettete der Bruder des jetzt regierenden Königs, der damals vierzehnjährige Prinz Abbas Mirza, den man der Theilnahme an dem Complot der Babis verdächtigte, nur dadurch ſein Leben, daß er ſich in den Schutz der engliſchen Geſandtſchaft begab. Ebenfalls den Engländern verdankte der Großvezier Mirza Agha Chan die Umwandlung ſeines Todesurtheils in Verbannung nach Kaſchan. Als derſelbe Mann aber nach dem Sturz des Emir wieder zur Macht gelangte, vergalt er den genoſſenen Schutz durch erbitterte Feindſchaft gegen England, ja ſeinen Intriguen iſt unſtreitig die Hauptſchuld am engliſch-perſiſchen Kriege zuzuſchreiben. Kaum hatte der engliſche Geſandte Teheran verlaſſen, ſo wurde das Geſandtſchaftshotel, obgleich noch der Conſul daſelbſt reſidirte, nicht mehr als Aſyl geachtet. Einen Todtſchläger, der darin Schutz geſucht, entführte man mit Gewalt, um ihn zur Hinrichtung zu ſchleppen. Nach Ausbruch des Kriegs gaben ſodann faſt alle Schützlinge Englands von ſelbſt das Schutzverhältniß auf und unterwarfen ſich freiwillig wieder der perſiſchen Botmäßigkeit. Sie nahmen um ſo weniger Anſtand, ihre bisherigen Schutzherren zu verleugnen, da man in Perſien, von wo aus die bereits im geheimen ſich vorbereitende indiſche Empörung eifrig genährt wurde, Englands Sache in Aſien für verloren anſah. Unter den bisherigen Schützlingen der Engländer, welche ſich ſofort in ihre Feinde verwandelten, befand ſich z. B. auch der reiche Kaufmann Abdul Kerim, deſſen Forderungen an die Regierung von der engliſchen Geſandtſchaft ſo warm unterſtützt

worden waren, daß sie seinetwegen einmal die Flagge einzog. Solchen Erfahrungen gegenüber willigten beim Friedensschluß England und gleichzeitig Rußland ohne Widerstreben in die vertragsmäßige Beschränkung ihres Schutz- und Asylrechts.

Dennoch müssen wir das Aufhören dieser Institutionen für beide Theile als eine wesentliche Einbuße erachten. Wenn auch die europäischen Mächte weder Dank noch Gegenleistungen direct von den durch sie Beschützten empfingen, so verschaffte ihnen doch das Schutzrecht Einfluß und Ansehen beim persischen Volke, welches nun in dem Verzicht darauf eine erzwungene Demüthigung der Europäer erblickt. Andererseits verloren die persischen Unterthanen eine Zuflucht vor Gewaltthätigkeit und Willkür, die in vielen Fällen wirklich Unschuldigen Schutz gewährte und wieder zu ihrem Rechte verhalf. Die Folgen machten sich auch sehr bald bemerkbar. So wurde nach dem Tode des obengenannten Abdul Kerim, weil die Familie nicht mehr des englischen Schutzes genoß, ohne Scheu unter den nichtigsten Vorwänden sein ganzes Vermögen von der Regierung confiscirt, und bei meiner Abreise war man im Begriff, die Witwe Baba Chans, des reichsten persischen Unterthans, eine Tante des Königs, welche bis dahin unter russischem Schutze gestanden, aller ihrer Habe zu berauben. Ich kann daher nur wiederholen, daß Asyle, so nachtheilig und verwerflich sie in Staaten mit unparteiischer Handhabung der Gesetze sind, in einem despotisch regierten Lande als die oft einzige Rettung vor den Uebergriffen der Tyrannei eine nicht abzuleugnende, größere Uebel verhütende Berechtigung haben.

IV.

Viehzucht und Bodencultur.

Das Nomadenthum. Ursachen desselben. Sitten und Charakterzüge der Nomaden. Schafe. Ziegen. Rinder. Kamele. Esel und Maulthiere. Nomadenlager. Weideplätze. Abgaben. Das Pferd (Rassen. Gestüte. Geschlecht. Farbe. Preis. Dressur. Fütterung. Stallung. Sattelzeug. Hufbeschlag. Wartung. Krankheiten und Seuchen). Ackerbau. Künstliche Bewässerung. Dörfer. Besitzverhältnisse. Grundsteuer. Methode des Feldbaus. Heuschrecken und Wänzen. Viehstand. Körnerfrüchte. Gemüse. Wein und Obst. Seidenraupenzucht. Oelfrüchte. Farbepflanzen. Baumwolle. Rosen. Zuckerrohr. Wälder.

A. Die Nomadenwirthschaft.

Mehr als ein Drittheil der Bevölkerung Persiens besteht gegenwärtig aus Nomaden. Mancherlei Ursachen haben dazu mitgewirkt, daß in dem einst ganz von seßhaften, ackerbautreibenden Völkern bewohnten Lande das Nomadenthum sich ausbreiten konnte. Die hauptsächlichste darunter war das Eindringen der Religion Mohammed's, denn der Islam, von Wanderstämmen ausgegangen, entspricht vorzugsweise den Bedürfnissen des Nomadenlebens.

Die bis dahin in Persien herrschende Lehre Zerdusht's (Zoroaster's) leistete mit weiser Absicht der Bodencultur allen

möglichen Vorschub. Bei der Trockenheit des persischen Klimas ist die künstliche Bewässerung das erste Erforderniß zum Gedeihen der Vegetation. Es kommt darauf an, sowol das Wasser aus dem Schos der Erde zu fördern und durch Kanäle auf die Felder zu leiten, als auch den Wuchs des Baumes zu schützen, damit er die Feuchtigkeit aus der Luft an sich ziehe und mit seinem Schatten die Ausdörrung des Bodens verhüte. Zerduscht machte deshalb die Sorge für reines, fließendes Wasser und die Heilighaltung des Baumes zur religiösen Pflicht. Als drittes zur Zeitigung der Früchte nothwendiges Element wurde die belebende Wärme, und zwar in ihren Symbolen, der Sonne (sāl) und dem Feuer (ātesch), verehrt. Daß aber das Feuer nach der Lehre Zerduscht's als Gottheit angebetet worden, ist eine irrige Meinung; vielmehr protestiren deren heutige Bekenner, die Gebern, Dschaur und Parsi, entschieden gegen den Namen Feueranbeter (ātesch-perest). Die Zeitrechnung war genau dem Stande der Gestirne angepaßt, das Jahr begann mit dem 21. März, und jeder Tag hatte seinen Schutzheiligen, woran sich die Regeln für Aussaat, Pflanzung, Ernte und sonstige Feldarbeit knüpften.

Ganz anders der Islam. Mohammed gebot zwar auch den Gebrauch reinen Wassers zu den vorgeschriebenen täglichen Waschungen des Körpers; allein nach muselmanischen Begriffen ist jedes fließende Wasser gesetzlich rein, sei es noch so sehr versumpft und durch hineingeworfene faulige Substanzen verdorben. Mit dem Monotheismus des Propheten vertrug sich nicht die pantheistische Anschauung von den besondern Schutzgeistern der Quellen und Bäume, der Monate und Tage; wie der Glaube daran sich verlor, entbehrten fortan das die Felder erfrischende Wasser und der Schatten gebende Baum — die Grundbedingungen zum Landbau in Persien — der frommen Pflege. Die Folge davon war rasche Entwaldung des Landes, Verstopfung und Verfall der Kanäle, gänz-

liche Austrocknung des culturfähigen Bodens. Einst dichtbevölkerte Landstriche wurden zu Wüsteneien, wo kaum noch das Kamel und das Schaf dürftige Nahrung finden. Gegenden, welche durch ihre gesunde Lage zur Erbauung großer Städte besonders einluden, wie die von Istacher (Persepolis), Rages, Schiraz, Sultanieh, sind jetzt Sumpflöcher und Herde der gefährlichsten Miasmen. Wo sind die Zeiten hin, als Dichter die reine Luft von Schiraz in ihren Poesien besangen! Jetzt sterben Regimenter, die aus dem Norden, aus Hamadan oder Tabris, dorthin in Garnison kommen, zur Hälfte aus; der Rest muß in die Heimat zurückkehren, um nicht ebenfalls von Wechselfieber, Ruhr oder Medinawurm (pejuk) weggerafft zu werden. Auf der einst blühenden Ebene von Merdusch, der Umgebung des alten Persepolis, sah ich spärliche Nomadenhorden, dem türkischen Stamme der Buleverdi angehörig, ein sieches Dasein hinschleppen; namentlich litten fast alle an granulirter Augenentzündung.

Zugleich mit dem Islam wurde das Nomadenthum auch unmittelbar von außen in das Land hereingetragen. Von den erobernden Arabern blieben viele Stämme in den südlichen, einzelne selbst in den östlichen Provinzen des Reichs, z. B. um Meschhed, zurück, die zum Theil bis heute arabische Sprache, Tracht und Sitte beibehielten; desgleichen von den raub- und plünderungssüchtigen Turkotataren moguliſcher Rasse, welche unter Dschengis Chan und Tamerlan in Persien eingefallen waren, so die Karakuslu um Hamadan, die Affscharen um Sendschan, die Kaschkai aus Turkistan um Schiraz, deren Chef gegenwärtig in Schiraz residirt und sich noch seiner directen Abstammung von der Familie des Dschengis rühmt. Sie alle setzten ihr gewohntes Nomadenleben fort. Die seßhafte Bevölkerung jener Gegenden, die persischen Urstämme der Tadschik und Leg, fiel größtentheils unter dem Schwert der Eindringlinge; die Uebrigbleibenden sahen sich,

aus ihren festen Wohnsitzen verdrängt, ebenfalls zum Nomadenthum gezwungen und bilden heute die Nomadenstämme altpersischen Bluts: die Luren und die Bachtiari. Dazu kommen noch einzelne zersprengte Wanderstämme der Zigeuner (kaulis) in ihren schwarzen Zelten (karatschäder) und der Zergeri, welche letztere von den Macedoniern abzustammen behaupten; eine Behauptung, die allerdings wegen der Aehnlichkeit des Idioms einigermaßen berechtigt scheint.

Auch die geologische Beschaffenheit des Landes ist übrigens dem Nomadenthum günstig. Einerseits befinden sich in Höhen von 7000 — 9000 Fuß ausgebreitete Tafelstrecken, welche zwar nicht zum Landbau und zu festen Ansiedelungen geeignet sind, aber während dreier Monate im Sommer vortreffliche Weideplätze bieten; andererseits gibt es Niederungen, die im Sommer vollständig ausdörren und unbewohnbar werden, hingegen im Winter bis zum Beginn des Frühlings sich mit frischer Vegetation bekleiden. Die einen wie die andern können nur Nomaden zum wechselnden Aufenthalt dienen. So ziehen die Bewohner von Masanderan, wenn die Reisfelder bestellt sind, nach Laridschan am Fuße des Demawendgebirges, die von Laar nach den über Schiraz gelegenen Hochebenen von Asepas und Udschan.

Nicht minder beförderte die Unsicherheit des Landbesitzes das Nomadenthum. Eroberer und Gründer neuer Dynastien zwangen die widerstrebenden, der gestürzten Dynastie anhängigen Stämme, ihre Wohnsitze nach entfernten Gegenden des Reichs zu verlegen, und räumten die leergewordenen Bezirke den Angehörigen des eigenen Stammes ein. Jene wie diese ergaben sich, weil sie abermaligen Wechsel hofften oder fürchteten, dem Nomadenleben.

Schließlich trägt der despotische Druck, der auf den Unterthanen lastet und dem sich der Nomade eher als der Angesessene entziehen kann, viel dazu bei, daß nicht nur die

Nomaden keine Luſt verſpüren, ihrer wandernden Lebensweiſe zu entſagen, ſondern daß immer mehrere die feſten Wohnſitze verlaſſen und ſich dem Nomadenthum zuwenden.

Wir ſehen, ſowol die Religion wie die Regierungsform der Mohammedaner wirken der Baſis der menſchlichen Geſellſchaft, dem Ackerbau, entgegen. Hierin liegt die Schwäche, ja die Gefahr des Untergangs aller muſelmaniſchen Reiche, und es klingt daher der Ausſpruch keineswegs paradox, die Iraner könnten nur dann, wenn ſie wieder Gebern würden, zu einem geordneten Staatsweſen gelangen. Doch die Geſchichte kehrt nicht um! —

Ueber Sitten und Gebräuche der Nomaden enthalten die Werke von Sir John Malcolm, Fraſer und Morrier erſchöpfende Mittheilungen. In Bezug auf die geographiſche Verbreitung der verſchiedenen Stämme gibt das Buch der Lady Shiel*) die genaueſten Daten an die Hand.

Jeder Stamm (il) ſteht unter einem erblichen Chef (il-chāni), deſſen Autorität, und wenn er ein Säugling iſt, alle Glieder unbedingt anerkennen. Sein Befehl gilt ihnen mehr als der des Königs; ſie ſtehen für ihn ein und ſchützen ihn vorkommendenfalls mit Gut und Blut gegen anmaßende Forderungen der Krone. Im Sommer 1859 ritt ich durch die Steppe Udſchan, wo der Stamm der Kaſchgaï ſeine Zelte aufgeſchlagen hatte. Gleichzeitig mit mir zog ein perſiſcher Würdenträger mit zahlreicher bewaffneter Dienerſchaft deſſelben Wegs. Von einem Nomaden befragt, was der Zweck des kriegeriſch ausſehenden Zuges ſei, erwiderte der Perſer, um

*) Dieſem Buche, nach oberflächlichen Eindrücken jener hochgeſtellten Dame verfaßt, verleihen die gründlichen Noten ihres Gemahls, des Colonel Shiel, ehemaligen Miniſterreſidenten in Teheran, ſeine Bedeutung. Es wäre zweckmäßiger geweſen, die Noten als Text und den Text als Ballaſt zu geben; freilich aber läßt man Frauen gern den Vortritt!

ihn zu necken: „Es gilt, euern Ilchani nach Teheran abzuführen", worauf jener entgegnete: „Das dürfte in Schiraz keine leichte Sache sein, und zum Glück leben wir nicht in Irak." — Auf seinen Stamm ist jeder einzelne stolz; er rühmt sich, Il und Taïfe zu besitzen, d. h. einem Tribus von bestimmter Abstammung anzugehören. Selbst der Schah unterläßt nicht, weil die gegenwärtige Herrscherfamilie aus dem Il der Kadscharen hervorging, auf Münzen seinem Namen den Beisatz „der Kadschare" hinzuzufügen. Die Würde des Ilchani geht nach türkischem Brauch immer auf den Aeltesten in der Familie über. Nachträglich erfolgt dann pro forma die königliche Bestätigung durch Uebersendung des Ehrenkleids.

Wo Nomaden in größern Massen beisammenleben, sind sie kühn und räuberisch; doch verschmähen sie Hinterlist und Lüge und halten treu das gegebene Wort. Der Nomade sagt von sich: „Iliat em!" („Ich bin ein Nomade!" d. h. man kann mir vertrauen.) Sie leben meist in Monogamie und heirathen aus dem eigenen Stamm. Erst Feth Ali Schah, welcher sehr reichlich mit Töchtern gesegnet war, nöthigte die Häuptlinge, um sie an die Interessen der Krone zu fesseln, Prinzessinnen zu heirathen, was ihrem Ansehen im Stamme bedeutend geschadet hat. Die Weiber zeigen sich unverschleiert, sind aber keusch und sittsam und gehen fast nie, sei es auch unter den glänzendsten Verhältnissen, Ehen mit Stadtbewohnern ein.

Gewöhnlich mit guten Naturanlagen ausgestattet, ermangeln die Nomaden auch nicht aller Erziehung und Bildung. Inmitten der Steppe findet man Zelte, wo Schulmeister die Jugend im Lesen und Schreiben, im Koran und in Erklärung der Dichter unterrichten. Manche Chefs besitzen eine bedeutende Gelehrsamkeit in aribicis, und es kommt vor, daß ein Ilchani von der Regierung mit wichtigen diplomatischen Missionen ins Ausland betraut wird. Ich fand bei berüchtigten Wegelagerern Anstand, Würde, Feinheit des

Benehmens und Geſetzkenntniß, die mich wahrhaft in Erſtaunen ſetzten.

Eine unglückliche Tradition im Leben der Nomaden iſt die Erbrache, die entweder innerhalb des Stammes wüthet oder blutige Fehden zwiſchen verſchiedenen Stämmen veranlaßt und nicht ſelten mit der Ausrottung weitverzweigter Familien endet. Nicht eher als bis das gegenſeitige Morden ſolche Ausdehnung gewonnen, daß ein ganzer Stamm zu erlöſchen droht, kommt es zum Frieden. Der mächtigere Stamm bietet dann dem ſchwächern die Hand zur Verſöhnung und verſieht ihn mit Weibern, um dem Ausſterben des Stammes vorzubeugen. Schon die Bibel berichtet von einem derartigen Vernichtungskampfe gegen den Tribus Ephraim.

Die rechtliche Erwerbsquelle der Nomaden beſteht in der Viehzucht; ſie verkaufen: Schafe, Pferde, Eſel, Kamele, auch Rinder und Büffel, deren Producte: Butter, Käſe, ſaure Milch, Keſchk, Karagrut, Wolle, Felle, Talg, und einige rohe Fabrikate, wie Filz, Pferdedecken und grobe Teppiche.

Schafe (guſend) ſind faſt das einzige Schlachtvieh des Perſers. In der That iſt das Fleiſch des einheimiſchen Schafs, ovis tatarica, von vorzüglicher Güte und ohne jenen penetranten Geruch, der das Fleiſch des europäiſchen Schafs faſt ungenießbar macht. Auch blos in Waſſer abgeſotten, hat es ſammt der Brühe einen kräftigen Wohlgeſchmack. Dem tatariſchen Schaf wächſt ein Fettſchwanz in der Schwere von 5 — 10 Pfund, doch ſah ich ihn nie ſo groß, daß er das Thier erheblich beläſtigte oder durch einen Tragkarren unterſtützt werden mußte. Das Fett iſt ſchmackhaft, lipomartig, aber wenig ſtearinhaltig, daher zur Kerzenbereitung nicht tauglich. In dem Maße als der Fettſchwanz zunimmt, nimmt der Talganſatz im Netze ab, und umgekehrt. Die Schafe in den Küſtenländern am Kaſpiſchen Meere ſetzen das Fett nicht am Schwanze an, ſondern im Netze, und bei

Schafen, die aus Irak dahin gebracht werden, wenn sie nicht an Acclimatisationskrankheiten zu Grunde gehen, atrophirt der Fettschwanz und hängt zuletzt schlaff wie ein leerer Beutel herab.

Die jungen Lämmer (berre, daher das slawische beran), im nördlichen Persien in den Frühjahrsmonaten, im südlichen den ganzen Winter hindurch geworfen, werden mehr noch als des Fleisches halber des kostbaren Felles wegen geschätzt, besonders die schwarzen von Schiraz und Kum, welche die Bucharafelle zweiter Qualität geben (die erste Qualität kommt aus Buchara und Chiva). Je jünger das Thier, desto feiner gekräuselt ist die Wolle; hiervon schreibt sich die Fabel her, daß man das Mutterschaf tödte, um das Fell des noch ungeborenen Lammes zu erhalten. Durch Färben mit essigsaurem Eisen und Granatäpfelrinde wird den Fellen jene glänzende intensive Schwärze verliehen, die der Perser daran liebt.

Die Schafwolle hat weit geringern Werth als die Lammfelle, denn sie ist rauh, von schmuzigbrauner Farbe und eignet sich nur zum Fertigen grober Stoffe und zu Polstermaterial. Es wird daher weder auf Veredlung der Rasse noch auf die Schur der Wolle Sorgfalt verwendet. Eine bestimmte Zeit für die Schafschur gibt es nicht; jeder schert seine Thiere, ohne sie vorher zu waschen, mit einer gewöhnlichen Schere wann es ihm gutdünkt.

Da der Perser, wie gesagt, nur ausnahmsweise anderes Fleisch als Schaffleisch genießt, müssen zur Deckung des täglichen Bedarfs fortwährend große Massen geschlachtet werden. Auch die jungen Widder dienen als Schlachtvieh, man behält nur die zur Zucht nöthige Anzahl. Trotz des starken inländischen Verbrauchs an Fleisch findet übrigens ein ziemlich bedeutender Exporthandel damit über Kurdistan nach der Türkei und in den Kaukasus statt.

Ziegen (buz) liefern gute Milch und vortreffliche Wolle. Ihr Fleisch dient, da es purgirend wirkt, selten zur Nahrung. Die gröbere Wolle wird zu Stricken und Zeltbezügen, die feinere (kurk) zu weichen Filzen und Geweben verarbeitet. Aus der Flaumwolle der Kaschmirziege (murgus), die am besten in den Bezirken Kirman und Meschhed gedeiht, werden die feinen persischen Shawls gewebt; ein anderer Theil geht als Ausfuhrartikel über Yezd und Bender Abbas nach Indien.

Rinder (gāw) können bei dem dürren, kurzen und salzigen Grasfutter, auf das sie angewiesen sind, nicht gedeihen. Zudem vernachlässigt man ihre Pflege und Reinigung. Das Fleisch ist zäh und mager und wird nur von den ärmsten Klassen genossen. Rindvieh züchten daher die Nomaden in geringer Anzahl, lediglich zum Verkauf als Zugthiere. Da von polizeilicher Aufsicht in den Steppen keine Rede ist, tödtet oft die Rinderpest sämmtliches Hornvieh eines Bezirks, und nur dazwischenliegende Wüstenstrecken und der mangelnde Verkehr setzen ihrer weitern Verbreitung ein Ziel. Am Kaspischen Meere, in der Provinz Masanderan, findet sich das Buckelrind ziemlich zahlreich, wogegen es in dem trockenen Klima Iraks nicht auszudauern vermag. Ganze Horden von Büffeln (gāwmisch) bevölkern die Sümpfe Masanderans. Man schätzt die Milch des Büffels, besonders in gesäuertem Zustande; sein Fleisch aber hat einen widerlichen Geschmack, der es fast ungenießbar macht. Er dient in manchen Gegenden Persiens als Lastthier, und seine Klauen werden dann wie die Hufen des Pferdes mit Eisen beschlagen.

Für das unentbehrlichste Lastthier zum Transport ihrer Weiber und Kinder, der Zelte und sonstigen Habseligkeiten gilt aber den nomadisirenden Stämmen das Kamel (schutur), und zwar das baktrische zweihöckerige; denn es trägt bequem eine Last von 3—4 Centnern, in der Brunstzeit ladet man ihm sogar 5—6 Centner auf. Gleich nach der Geburt wird

das Thier durch Zusammenbinden der Füße dahin abgerichtet, daß es auf einen Wink sich niederkauert, um mit der Last bepackt zu werden. Auf der Wanderung koppelt man gewöhnlich 7 Stück aneinander (ḳättär), den Hals des einen an den Schweif des andern. Der Führer schreitet entweder voran und animirt die Thiere durch einen monotonen Gesang, bei dessen Aufhören sie stehen bleiben, oder er sitzt auf dem Rücken des vordersten, welchem dann die übrigen willig folgen. Im Frühling verliert das Kamel von selbst seine Wolle; sie wird sorgfältig gesammelt und zur Anfertigung eigenthümlich fettig anzufühlender, aber weicher und schmiegsamer Gewebe benutzt. Selten erreicht das baktrische Kamel in Persien ein Alter von 9 Jahren; für die kurze Dienstzeit entschädigt jedoch reichlich seine Tragfähigkeit und die außerordentliche Billigkeit seiner Ernährung. Das Dromedar (dschemāzeh) zeichnet sich vor dem Kamel, welches ohne Uebermüdung höchstens 5 Meilen des Tags zurücklegen kann, durch erstaunliche Raschheit und Ausdauer im Laufen aus, weshalb man sich desselben in den Sandwüsten der östlichen Provinzen zu Kurierritten bedient. Früher wurde die Kamelzucht in Persien viel stärker und ein beträchtlicher Handel ins Ausland, namentlich nach der Türkei, mit den jungen Thieren getrieben. Jetzt liefert Persien nur noch eine kleine Anzahl in den Kaukasus und bezieht im Gegentheil von Bagdad einen Theil des eigenen Bedarfs.

Pferde (asb) hält der Nomade weniger um ihrer selbst willen als zum Zweck der Erzeugung von Maulthieren. Da wir den verschiedenen Pferderassen einen besondern Abschnitt widmen, möge an dieser Stelle die Notiz genügen, daß im Viehbesitz der Nomaden Pferde selten einen namhaften Bestandtheil bilden.

Um so größer ist ihr Reichthum an Eseln (chær) und Maulthieren (ḳātir), deren Zucht wegen des allgemeinen

Bedarfs im Inlande und der guten Preise, die infolge davon gezahlt werden, den sichersten Gewinn abwirft. Man unterscheidet den großen weißen Esel von Bagdad und den kleinen chamoisfarbenen, auf dem Kreuze schwarz gezeichneten von Buschir. Letzterer trägt auf seinem Rücken die Baumaterialien und sämmtliche Lebensmittel zur Stadt, dient überhaupt für kürzere Strecken fast ausschließlich zum Transport von Lasten aller Art. Ersterer steht an Muskelkraft, Unermüdlichkeit und festem, sicherm Gang dem Maulthier nicht nach, weshalb er in Berggegenden einem edeln Pferde als Reitthier vorgezogen und oft ebenso theuer als dieses bezahlt wird. Von Dummheit und Indolenz, welche in Europa für unzertrennliche Attribute dieser Thiere gelten, zeigen die Esel in den trockenen, warmen Klimaten des Orients keine Spur. In feuchten Gegenden dagegen, z. B. in den Marschländern am Kaspischen Meer, kommen sie gleich dem Kamel gar nicht fort. In Alexandrien leisten sie schon weniger als in Kairo, und dort wieder weniger als in Oberägypten. Das Maulthier, wegen seiner Mäßigkeit, Ausdauer und Behutsamkeit vorzüglich geschätzt, macht im Karavanenschritt, mit einer Last von durchschnittlich 2 — 3 Centnern beladen, $4\frac{1}{2}$ — 5 deutsche Meilen den Tag.

Die Milch (schir) wird von den Persern nie frisch genossen, sondern zum größten Theil als saure Milch (jaürt oder mäst), in welchem Zustande man sie entweder zum Brod ißt, oder als Zuthat zu vielen Speisen verwendet, oder mit Wasser emulsionirt als kühlendes Getränk genießt. In ihrer mannichfachen Verwendung ist saure Milch das Lieblingsnahrungsmittel der Bevölkerung, besonders der nomadischen. Als beste Qualität gilt die aus der Milch von Büffelkühen bereitete. Einst fragte mich der Schah, ob auch den europäischen Monarchen täglich saure Büffelmilch vorgesetzt werde, und da ich es verneinte, rief er bemitleidend aus: „Ein

Monarch und keine saure Milch!“ Die Nomaden halten sie auch für ein wirksames Mittel gegen Dysenterie.

Aus der Buttermilch knetet man, nachdem sie geronnen, kleine Kugeln, welche kesehk heißen und ebenfalls als beliebte Zuthat zu verschiedenen Gerichten ausgedehnten Verbrauch finden. Schon Rubriquis erwähnt ihrer bei Beschreibung seiner Reise in die Tatarei. Da sie sich gut conserviren und ein vortreffliches antiscorbutisches Mittel sind, verdienen sie auch in Europa bei der Verproviantirung von Schiffen und Festungen Beachtung. — Nochmals eingesottene und dann getrocknete Molken und Buttermilch heißen karagrut.

Der Käse (pœnir) wird behufs der Aufbewahrung sehr stark mit Salz versetzt und widersteht deshalb dem europäischen Geschmack. Etwas wohlschmeckender ist der eingestampfte, der in Bockfellen zu Markte gebracht wird.

Die Butter, welche geschmolzen in Schläuchen zum Verkauf kommt, hat meist einen penetranten caprinsauren Geruch, an den sich der Europäer schwer gewöhnen kann. Nach Befriedigung des inländischen Consums bleiben, ebenso wie von Talg, nur geringe Quantitäten zur Ausfuhr übrig.

Die Wolle der Schafe, Ziegen und Kamele verstehen die Nomadenweiber zu färben und mit ziemlicher Kunstfertigkeit zu allerhand dauerhaften, mitunter hübsch gemusterten Stoffen, zu Zeltbezügen, Filzen, Pferdedecken und Teppichen zu verarbeiten, theils für den eigenen Gebrauch, theils zum Verkauf an die seßhafte Bevölkerung. —

Ein Nomadenlager hat stets ziemlich genau dieselbe, nach gewissen allgemein gültigen Normen construirte Einrichtung. An dem schönsten, gewöhnlich etwas hervorragenden Punkte steht das Zelt des Häuptlings, aus starker weißer Leinwand, auf der innern Seite mit gemustertem Indienne (ḳalamkār) ausgefüttert. Es wird von zwei Balken gestützt und ist geräumiger als die übrigen. Daneben besitzt der Chef

noch ein kleines kuppelartiges Zelt (aletschek) aus gebogenen Holzreifen und mit dickem Filz überzogen, welches ihm und seiner Familie bei rauhem Wetter zum Aufenthalt dient. Ringsumher, oft weit über die Steppe zerstreut, gruppiren sich die Zelte der einzelnen Familien des Stammes. Sie bestehen aus schwarzem Ziegenhaar und enthalten den geringen Hausrath nebst einigem Geflügel. Ihre vordere offene Seite wird durch einen im Halbkreis aufgeschichteten Steinwall abgegrenzt. An Verschluß seiner Habe denkt der Nomade nicht; denn Diebstahl im eigenen Stamm ist selbst bei den raubsüchtigsten Horden unerhört. Die Männer hüten den Tag über zu Fuß oder zu Roß, von ihren Hunden begleitet, die Heerden, während die Frauen sich mit der Milchwirthschaft und dem Hauswesen beschäftigen.

Ist ein Lagerplatz abgeweidet, oder nöthigt die rauhe Jahreszeit oder eine ausgebrochene Viehseuche zum Verlassen desselben, so packen sämmtliche Familien ihre Zelte zusammen und passiren gruppenweis mit ihren Heerden vor dem Chef die Revue (sān), welche bei zahlreichen Stämmen mehrere Tage dauert. Mit dem Zelt- und Hausgeräth sind die Kamele beladen; die Weiber und Kinder kauern auf Eseln, Pferden und Maulthieren; der Mann aber geht, mit einem dicken Stabe bewaffnet und von seinem Hunde begleitet, zu Fuß nebenher, denn es gibt stets etwas zur Erhaltung des Gleichgewichts an den Lasten zu ordnen, mitunter auch wol einen feindlichen Angriff abzuwehren. Zuletzt bricht der Chef selbst auf, und die bis dahin so belebte Gegend wird einsam und öde, sogar alle Vegetation scheint von ihr verschwunden; doch die zurückgebliebenen animalischen Stoffe befruchten den Boden für die nächstjährige Saison zum wiedererwachenden Leben.

Der weitausgedehnte Zug eines auf der Wanderung begriffenen Nomadenstamms bietet einen höchst malerischen An-

blick dar. Die schwerbeladenen, gemessenen Schritts hintereinander herschreitenden Thiere, die bewaffneten Begleiter mit ihren dunkeln, sonnverbrannten Gesichtern, die hockenden Weiber mit in der Jugend anmuthigen, im Alter aber harten und mumienhaft ausgedörrten Zügen, geben zusammen ein eigenthümlich interessantes Bild. Freilich sind auch, wie schon erwähnt, gerade während ihrer Wanderungen die Nomaden am meisten zu Raub und Plünderung geneigt, sodaß zu gewissen Zeiten die Gebiete, welche sie zu durchziehen pflegen, ganz von Reisenden gemieden werden müssen.

Jeder Stamm hat seine bestimmten Weideplätze, wo er sich abwechselnd in den verschiedenen Perioden des Jahres niederläßt. Entweder nimmt er ein durch das Alter sanctionirtes Recht darauf in Anspruch, oder sie wurden ihm von der Regierung, sei es zwangsweise, sei es auf sein Ansuchen, zugewiesen, oder endlich es sind Kronländereien (châlesse), die ihm gegen Pacht überlassen werden. Nur ausnahmsweise, bei anhaltender Dürre oder durch Kriegsnoth verdrängt, bezieht ein Stamm nach vorherigem Uebereinkommen mit einem befreundeten Tribus ein sonst von diesem occupirtes Terrain, und es heißt dann wie in der Bibel: „Ziehst du zur Rechten, so ziehe ich zur Linken; ziehst du zur Linken, so ziehe ich zur Rechten."

Die Abgaben und Leistungen an die Regierung, zu denen die Nomaden verbunden sind, bestehen theils in Geld, theils in Naturallieferungen und Stellung von Soldaten. Für das Weiderecht (hake-tscherā) ist zu entrichten: 0,20 bis 0,21 holl. Dukaten für eine Kuh, 0,07 bis 0,1 für ein Pferd; für Schafe und Ziegen wird die Steuer nach der Quantität der Butter und des Käses bemessen. Kamele und Esel zahlen keine feste Steuer; dagegen ist der Ilchani gehalten, alljährlich eine Anzahl dieser Thiere nach Teheran an den Hof zu liefern, wie überhaupt von Zeit zu Zeit außer

den fixirten Abgaben dem Schah sowol wie den Ministern Geld, Shawls, Pferde u. s. w. als unfreiwilliges Geschenk zu übersenden. Wo die Stückzahl des abgabepflichtigen Viehes von der Regierung nicht ermittelt werden kann, z. B. bei dem großen Stamm der Kaschgai, zahlt der Ilchani nach eigener Schätzung eine jährliche Abfindungssumme. Außerdem hat jeder Tribus ein Regiment zu den regulären Truppen zu stellen und eine Schwadron irreguläre Cavalerie (säwäre-radif) auszurüsten, welche zeitweilig den Dienst an den Landesgrenzen versieht. Ich sah mehrmals solche Reitertrupps auf dem Durchmarsch durch Teheran vor dem Schah die Revue passiren und bewunderte ihre prächtigen Pferde, ihre silberverzierten Waffen und die langen Flintenläufe aus Damascenerstahl. Viele Il, darunter die Legs und Bachtiaris in Arabistan, suchen sich jedoch der Oberhoheit des Schah zu entziehen und verweigern regelmäßig die Steuern, bis der Gouverneur einen Tschapaul gegen sie unternimmt und alles Vieh nebst sonstigem Besitzthum, dessen er habhaft werden kann, mit sich fortführt.

B. Das Pferd.

Das Pferd (asb, in zusammengesetzten Namen asp, wie Lorasp, Histasp: Ritter von . .) hat zwar keine unmittelbare praktische Bedeutung für den persischen Haushalt, insofern Kamele, Esel und Maulthiere zum Transport sowol von Sachen wie Menschen dienen und der Pflug ausschließlich von Rindern gezogen wird; dennoch greift das Pferd tief ins Nationalleben der Perser ein, die sich immer noch mit Stolz ein Reitervolk nennen. Pferd und Schwert (asb u schemschir) gelten ihnen für Zeichen des freien Mannes und sind in den meisten ihrer Traditionen unzertrennlich miteinander verwebt.

Auf den iranischen Hochebenen, in seinem ursprünglichen Vaterlande, wo noch jetzt sein Verwandter der wilde Esel sich frei herumtummelt, gedeiht das Roß bei mittlerer Pflege. Schon in den ältesten Zeiten genoß die persische Rasse weit verbreiteten Rufes, berühmt waren die Gestüte des Landes. Heutzutage jedoch zählt das einheimische Pferd nicht mehr zu den edeln (nedschib) Rassen, sondern die geschätztesten Luxuspferde stammen aus der Fremde oder sind wenigstens mit fremdem Blut gemischt (du-rek, zweiblütig). Ihrem Werthe nach rangiren die verschiedenen Rassen in folgender Reihe:

1) Das arabische Vollblutpferd (asbe arabi châlis) bewahrt in Persien, solange der Stamm rein erhalten wird, alle seine bekannten vorzüglichen Eigenschaften, während es in Europa derselben bald verlustig geht. Es ist sanft, folgsam, gelehrig, erträgt lange Zeit Durst und stürzt sich auch dann nie mit Gier auf den dargereichten Trunk. Wenig zu Krankheiten geneigt, erreicht es unter normalen Umständen ein hohes Lebensalter. In der Ebene sowol wie bergauf und bergab, überall leistet es gleich gute Dienste. Von Statur oft klein und unscheinbar, wird an dem intelligenten Kopf von Kennern sofort sein Werth erkannt. Der Araber sagt: feras min feräset, d. h. Pferd stammt von edler Physiognomie. Die besten arabischen Pferde kommen von Nedschef über Bagdad nach Persien.

2) Das turkomanische Steppenpferd (asbe turcoman), von Turkistan über Chorassan und Asterabad ins Land kommend, hat auffallend hohe Beine, plumpe Hufe, eine schmale Brust, einen ziemlich dicken Kopf, sehr langen Hals und nackten schwieligen Kamm ohne Mähne. Die Mähnenhaare fallen ihm nämlich aus, wenn sie etwa $1^1/_2$ Zoll lang geworden, man entfernt sie aber in der Regel schon vorher durch sorgfältiges Ausrupfen. In ihren heimatlichen Steppen werden diese Pferde von den Turkomanen zum Gebrauch bei

deren raſchen Raubzügen, wobei ſie oft 100 geographiſche Meilen in 6 — 8 Tagen zurücklegen müſſen, erzogen. „Das Pferd muß Knochen und Sehne werden" ſagt der Turkomane, und er gewöhnt es daran, daß es ſich unterwegs mit etwas Gerſte und mit Fettſchwanz zur Stillung des Durſtes begnügt, daß es ſich nie von dem Haufen trennt*) oder zurückbleibt, und daß es ſich durch Beißen und Ausſchlagen mit den Hufen am Kampfe betheiligt. Unter der Behandlung der Perſer hingegen degenerirt die Raſſe; ſie wird ſtörrig, dumm, iſt auf unebenem Terrain, beſonders bergab kaum zum Reiten zu brauchen, bedarf um die Hälfte mehr Futter als das arabiſche Roß und leidet häufig an Katarrh und andern Krankheiten. Demungeachtet ſind die Turkomanenpferde bei den perſiſchen Großen zum pomphaften Ritt durch die Straßen der Stadt ſehr beliebt. Bei Feſten und religiöſen Spielen läßt man dieſelben, reich angeſchirrt, als Handpferde (jedek) umherführen, und auf Reiſen der Gouverneure, Prinzen und Geſandten dem Zuge vorausgehen. Gute Reſultate ergibt ihre Kreuzung mit arabiſchem Blute.

3) Das kurdiſche Pferd gilt zwar nicht für edel,

*) Dieſe Gewohnheit behält es auch in Perſien bei. Ich ritt einſt auf einem ſchönen Turkomanenroſſe, einem Geſchenk des Schah, durch die Wüſte nach Teheran. Noch etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, löſte ſich durch Zufall der Zügel und in raſender Eile ſprengte das Thier mit mir davon. Ich klammerte mich, ſo gut es ging, mit den Schenkeln feſt, jeden Augenblick fürchtend, in einen offenen Kanal geworfen zu werden. Zu meinem Erſtaunen aber hielt es nach einem Laufe von dreiviertel Meilen plötzlich an und ſtellte ſich ruhig zu einem Rudel dort graſender Pferde, die es aus ſo weiter Ferne gewittert hatte. Aus Verdruß über den Vorfall verkaufte ich es Tags darauf für 65 Dukaten. Einige Zeit nachher fragte mich einmal der Schah, was ich mit meinem Pferde gemacht habe. Ich erzählte das Geſchehene, worauf er, mich belehrend, äußerte: „Du thateſt unrecht, das ſchöne Thier um einen ſo billigen Preis wegzugeben. Es war bei weitem mehr werth und folgte in jenem Falle nur der ihm anerzogenen Gewohnheit."

nähert sich aber in vielen Stücken dem arabischen und scheint auch aus der Vermischung des arabischen und einheimischen Stammes entsprungen zu sein. Es zeichnet sich durch Leistungsfähigkeit vortheilhaft aus.

4) Das karabagher Pferd aus der russisch-persischen Provinz Karabagh, ist leicht kenntlich an den gedrungenen Formen, breiten Brust und soliden Extremitäten, die es zu entsprechender Ausdauer geschickt machen; es steht daher ziemlich hoch im Preise.

5) Das eingeborene persische Pferd, jābu (Klepper) genannt, hat allerdings ein unansehnliches Aeußeres; dagegen ist es unermüdlich, klettert die steilen Bergpfade mit gemsenartiger Behendigkeit hinan und verlangt dabei sehr geringe Pflege. Die meisten persischen Pferde sind vorzügliche Paßgänger (jurgè); ihr Schritt ist wiegend sanft, und dennoch so rasch, daß andere Thiere ihnen nur im kurzen Galop zu folgen vermögen. Sie bilden einen unentbehrlichen Bestandtheil der Karavanen, auf ihnen reiten die Knechte, manchmal auch deren zwei auf einem, oder ihr Rücken wird mit allerlei Hausrath und Zeltutensilien beladen. In der Begleitung, gleichsam im Dienste jedes edeln Pferdes befindet sich immer ein Jabu, das ihm die Decken, das Sattelzeug und Stallgeräthe nachträgt. — Eine Abart der eigentlich persischen Rasse ist das Pferd am Kaspisee, das für die dortigen Sumpfländer, in denen kein anderes Lastthier ausdauern kann, unschätzbaren Werth besitzt, denn es arbeitet sich, obgleich bei jedem Schritte tief in Morast einsinkend, wacker durch Busch und Dickicht hindurch. Die Uebersiedelung ins Hochland verträgt diese Art nicht, wie umgekehrt die Pferde des Plateau in den feuchten Niederungen verkommen.

Gestüte (ilchi) existiren nur wenige, und zwar meist auf königliche Kosten, so in Laar und Sultanieh. Die Fohlen (kurre-asb) erhalten zum Schutz eine Decke und werden im

Winter nach wärmern Gegenden gebracht. Uebrigens haben die Gestüte nicht den Zweck, die Rasse zu veredeln, sondern lediglich den, die Artillerie mit Pferden zu versorgen. Die Pferde für die irreguläre Cavalerie müssen die Nomadenstämme liefern; zum Ankauf der Pferde für die reguläre Cavalerie, aus etwa 500 Mann bestehend, zahlt die Regierung jährlich eine bestimmte Summe.

Im Gegensatz zum Araber reitet der Perser ausschließlich Hengste (neriān, ανὴρ, Mann). Nur Gouverneure und andere hohe Würdenträger halten sich zum Luxus einige Stuten (mādiān, Maid), die aber fast nie den Stall verlassen. Wallache, glaubt man, bringen dem Reiter Unglück, weshalb nur die Zugpferde der Artillerie castrirt zu werden pflegen. Da diese Operation oft erst im fünften bis sechsten Lebensjahre vollzogen wird, so ist es, zumal bei dem rohen Schnitt und der schlechten Blutstillung, nicht zu verwundern, daß viele Thiere daran zu Grunde gehen. Zweimal sah ich Turkomanenpferde wegen ihrer Unbändigkeit castriren: das eine erlag der Operation, das andere legte seine Wildheit nicht ab.

Bezüglich der Farbe sind Schimmel (asbe sefid) und Eisenschimmel (nili), ferner die Fliegenschimmel (megessi) vom Nedschefstamme am meisten geschätzt. Dann folgen die Hellbraunen (keher) und Dunkelbraunen (karakeher). Andere Farben sieht man selten. Von Rappen heißt es, daß sie leicht ermüden und Unglück ins Haus bringen. Derselbe Aberglaube herrscht in Betreff aller Pferde mit einem weißen Huf, die kaum zum niedrigsten Preise einen Käufer finden.

Der Perser theilt mit allen orientalischen Völkern die eifersüchtige Passion für die in seinem Besitz befindlichen Pferde. Von einem guten, fehlerfreien Thier vermag er sich äußerst schwer zu trennen. Unter Umständen verschenkt er es wol an den König oder den Gouverneur, aber zum Verkauf entschließt er sich nicht. Reiche Leute haben an 20—30 edle

Pferde im Stall ſtehen, die faſt nie geritten werden, auch ſonſt zu keinem Zwecke dienen. Fragt man ſie um den Preis eines ihrer Pferde, ſo verlangen ſie eine fabelhafte Summe, zwiſchen 500 und 1000 Dukaten, und erzählen gelegentlich von zu ſolchen Preiſen ſtattgehabten Verkäufen. Doch ſind dies eitel perſiſche Prahlereien. Nach allem, was ich geſehen, wurde in Wirklichkeit von Inländern kein Pferd höher als mit 200 Dukaten bezahlt; der durchſchnittliche Preis war 60—70 Dukaten. Für 30 Dukaten kauft man ſchon ein ſchönes und brauchbares Halbraſſepferd, inländiſche aber ſind für 6—20 Dukaten zu haben. Mit dem Pferdehandel nach Indien beſchäftigen ſich meiſt Schirazaner. Auch fehlt es nicht an Roßkämmen (namentlich ſind die von Mianeh berüchtigt), welche ſich aufs Feilen und Ausmeißeln der Zähne ſowie aufs Färben der Haare verſtehen; doch gelingt ihnen die Täuſchung in der Regel nur bei Fremden, der geborene Perſer macht ſich mit allen Merkmalen des Alters und ſonſtigen Eigenſchaften des Pferdes von Jugend auf vertraut, denn er betrachtet Pferdekenntniß als einen weſentlichen Beſtandtheil der Bildung. Der Käufer wie der Verkäufer hat das Recht, vor Ablauf von drei Tagen oder, wie es heißt, „vor drei Gerſten", d. h. drei vollen Fütterungen, ohne Angabe der Gründe vom Kauf zurückzutreten.

Von Abrichtung und Dreſſur in unſerm Sinne iſt in Perſien nicht die Rede. Das Fohlen erbt die Vorzüge und Fehler der Aeltern. Man läßt es frei im Hofe umherlaufen, die Kinder und das Geſinde ſpielen mit ihm und geben ihm aus den Händen zu freſſen. So gewöhnt es ſich frühzeitig an den Menſchen. Gegen Ende des zweiten Lebensjahres wird es geſattelt und von einem Knaben geritten, mit drei Jahren dient es bereits vollſtändig als Reitpferd. Dieſes frühe Benutzen des Pferdes hat die gute Folge, daß es gehorchen lernt, ehe es die Kraft des Widerſtandes in ſich fühlt;

darum ſagt ein arabiſcher Spruch: „Der Menſch und das Pferd können nur in früheſter Jugend erzogen werden; beſteige dein Roß zwiſchen dem zweiten und dritten Jahr ſeines Alters, bis es dir ganz untergeben iſt.“ Das Aufwachſen des Pferdes unter Menſchen aber bewirkt, daß es keine Scheu empfindet, nicht ſtößt und beißt, und ſich geduldig mit andern in einem engen Raume unterbringen läßt. Andererſeits erkranken freilich die Pferde in Perſien, weil ſie ſchon angeſtrengt werden, ehe noch ihre Epiphyſen gehörig verknöchert ſind, häufig an chroniſchen Gelenkentzündungen und leiden faſt alle mehr oder weniger am Spath. Mit 8 Jahren beginnen ſie ſchon zu altern, und mit 10 Jahren ſind ſie völlig unbrauchbar und werthlos.

Da das Pferd keine Dreſſur empfängt, ſo geht es ſeinen natürlichen Schritt (ḳadem) oder, wenn es angetrieben wird, im Galop (dau-tächt u. tāz). Trab (türkiſch jurtmeh) ſieht man nur von Europäern reiten; dem perſiſchen Reiter erſcheint dieſe Gangart zu ermüdend, er ſchätzt an ſeinem Pferde einen raſchen und gleichmäßigen Schritt. Den Pferden edler Raſſe iſt nie der ſogenannte Paßgang eigen. Ebenſo wenig wie das Pferd zum Reiten abgerichtet wird, lernt der Perſer das Reiten als eine Kunſt. Man ſagt nie von jemand, er ſei ein guter oder ein ſchlechter Reiter, denn man hat beim Reiten keinen andern Zweck als am Beſtimmungsorte anzulangen, und die einzige Geſchicklichkeit, die ſich der Reiter aneignet, beſteht darin, bei einem Sturz vom Pferde ſich ſo wenig wie möglich zu beſchädigen. In der Stadt reitet der Perſer ſtets feierlich langſamen Schritt; wo es aber darauf ankommt, entwickeln Mann und Roß eine erſtaunliche Ausdauer im Galopiren. Berühmt iſt der Ritt des erſten Kadſcharenfürſten, Aga Muhammed Chan, auf ſeiner Flucht von Schiraz nach Mazanderan: eine Strecke von 30 Tagereiſen, die er in 6 Tagen zurücklegte.

Das gewöhnliche Pferdefutter iſt Gerſte und zermalmtes Stroh, und zwar rechnet man für ein mittleres Thier durchſchnittlich 5 Pfund Gerſte und 10 Pfund Stroh, für große Pferde, namentlich bei ſtarker Anſtrengung bis 8 Pfund Gerſte auf den Tag. Gemäß der von den Arabern angenommenen Meinung, die des Abends gefütterte Gerſte verwandle ſich in Fleiſch, die des Morgens genoſſene in Miſt, findet die Hauptfütterung am Abend ſtatt. In Maſanderan beſteht das Futter faſt ausſchließlich aus Reisſtroh und ungeſchältem Reis (scheltuk), in Berggegenden aus einer Art Ferula galbanum (kumā), in Iſpahan und einigen andern Orten gibt man den Pferden im Herbſte Möhren. Bei der Fütterung mit Gerſte erhalten die Pferde im Frühling 40 Tage lang Grünfutter, in den erſten und letzten Tagen mit trockener Gerſte gemiſcht. Sie werden in dieſer Zeit auf die Steppen geſchickt oder ruhig im Stall gelaſſen, ſelbſt auf der Reiſe geſchont, indem man ſie nur 2 — 3 Farſach des Tags machen läßt und ihre Laſt erleichtert. Durch das Purgiren werden ſie anfangs geſchwächt, nehmen aber infolge der Cur an Fett zu; im ganzen ſollen ſie jedoch dadurch an Kraft und Ausdauer verlieren. Waſſer wird etwa eine Stunde vor der Gerſte gereicht. Der Käufer eines Pferdes erkundigt ſich genau, an welche Portionen Gerſte das Thier gewöhnt iſt; er beobachtet, wie es ißt und trinkt, ob es das Futter verwirft, herumſcharrt, und ob es beim Trinken die Knie beugt oder ſich gierig auf das Waſſer ſtürzt.

Faſt in jedem Hauſe der Stadt wird wenigſtens ein Pferd oder ein Eſel gehalten, daher bei jedem ein Stall (tawileh) ſich befindet. In größern Häuſern iſt den Thieren ein eigener Hof eingeräumt. An den Wänden des Stalls ſind rautenförmige Gruben angebracht, in welche das Futter geſchüttet wird. Eine Erhöhung (seku) in der Mitte dient zum Aufhängen des Zeuges und als Schlafſtätte für die

Knechte. Der Mist wird tagsüber sorgfältig weggescharrt, auf dem flachen Dache ausgebreitet und getrocknet, nachts aber wieder herabgeholt und als Streu untergebreitet. Zur Befestigung und Isolirung der Pferde dienen nicht wie in Europa Scheidewände, sondern sie werden mittels Schlingen und Stricken (pābend) um die Fessel der Hinterfüße an eiserne in den Boden getriebene Nägel gebunden. Diese im ganzen Orient übliche Methode wird schon von Xenophon erwähnt; sie bewährt sich sehr gut, denn es kommt selten vor, daß ein Pferd sich losreißt. In der heißen Jahreszeit bleiben die Pferde des Nachts im Hofe, wo ihnen das Futter in thönernen Krippen vorgelegt wird. Auf Reisen fressen sie aus einem vorgebundenen Sack. Die königlichen Stallungen in Teheran (istabel mebāreke) enthalten eine größere Anzahl mittelschöner Pferde; als Leibrosse pflegt der Schah nur zwei geprüfte edle Thiere zu reiten.

Edle Pferde werden übermäßig bedeckt, theils um sie vor Erkältung zu schützen, hauptsächlich jedoch damit das Haar kurz und glänzend bleibe. Außer der wamsartigen Leibdecke (jul) erhalten sie noch nachts große und schwere Filzdecken (nemet), welche mit Ausnahme des Kopfs und der Extremitäten den ganzen Körper umhüllen. Sie werden dadurch dermaßen verweichlicht, daß besonders die Turkomanenpferde alle natürliche Resistenz gegen Temperaturwechsel verlieren.

Das Sattelzeug (jeyrāḳ) besteht aus einem Rückenpolster (schireki kurdi), worauf ein kleiner Filz (tuzin) und auf diesen erst der Sattel (zin) gelegt wird. Der Sattel selbst ist ein elastisches Holzgestell, mit pergamentartiger Kamelhaut überzogen; gewöhnlich wird noch ein Sammtkissen daraufgeschnallt, denn der Perser liebt es, so weich wie nur möglich auf dem Pferde zu sitzen. Der senkrecht hervorstehende mächtige Sattelknopf ist häufig mit Perlmutter ausgelegt.

Die Bügel (rikāb) sind breit, sodaß sie den ganzen Fuß aufnehmen, an den Kanten scharf, weil sie zugleich als Sporen dienen; sie reichen nur bis zum untern Drittheil des Bauches, daher der Perser hockend zu Pferde sitzt mit fast horizontaler Richtung der Schenkel. Der Zaum (dehene) ist reich mit Gold, Silber oder Türkisen besetzt; die Stange bildet einen kurzen sehr kräftigen Hebel, an welchen die Kinnkette angeschweißt ist. Letztere übt, zumal wenn der Reiter eine schwere Hand hat, einen zu starken Druck aus: die Pferde bluten, werden leicht hartmäulig oder überstürzen sich bei plötzlichem Anziehen der Stange. Sobald der Reiter absteigt, wird dem Pferde eine Satteldecke (zinpusch) übergeworfen, eine meist in köstlichen Farben zusammengesetzte, mit Seide durchwirkte Tuchmosaik, dergleichen in Resht besonders künstliche und prachtvolle angefertigt werden. In den Städten trägt der Stallmeister die Satteldecke auf seiner Schulter vor dem Pferde her.

Der Hufbeschlag (naal) hat im ganzen Orient eine von der europäischen sehr abweichende Form. Das Eisen wird nicht glühend gemacht, sondern kalt zu einer Platte geschlagen. In Aegypten ist die Platte ganz geschlossen, in Persien aber, um ihr Elasticität zu geben, mit einem elliptischen Ausschnitt versehen, welcher sich nach hinten in einen etwa 2 Linien breiten Schlitz fortsetzt. Die in verschiedener Größe vorräthigen Platten werden an den Huf des Pferdes genagelt, und dann die etwa überragenden Theile des Hufs abgeschnitten. So unvollkommen diese Methode zu sein scheint, so überzeugte ich mich doch, daß das Eisen selten springt und sich ganz gleichmäßig abnutzt, bis es zuletzt nur noch die Dicke einer Blechtafel hat. Auf ebenem Pflaster und bei Glatteis ist jedoch das Reiten mit so beschlagenen Pferden sehr gefährlich, beinahe unmöglich.

Zur Wartung der Pferde sind Stalljungen (mehter) angestellt, gewöhnlich einer zu drei bis vier Pferden. Ihr Vorgesetzter ist der Stallmeister (dschilaudār), der das Amt hat, die Fütterung zu regeln, seinem Herrn beim Auf- und Absteigen behülflich zu sein, ihm den Bügel zu halten und die Satteldecke vor dessen Pferde herzutragen. Die Jockeys welche die Pferde beim Wettrennen reiten, erhalten die arabische Benennung seis. Das Striegeln (timār) geschieht meist nur einmal des Tags; der Striegel besteht aus zwei senkrechten, durch eine Horizontalplatte verbundenen Sägeplatten. Nach dem Striegeln wird der Körper mit einem rauhen nassen Wolllappen so lange gerieben, bis die Haare glänzend anliegen. Die Füße werden mit den Händen geknetet, der Schweif und die Mähne sorgfältig gewaschen und mit Henna gefärbt.

Von Krankheiten, denen die Pferde in Persien am häufigsten unterworfen sind, habe ich schon die Gelenkentzündungen und den Spat genannt. Letzterer ist ganz allgemein, zum Theil angeboren, soll aber, wenn er nicht sehr entschieden auftritt, die Thiere nicht sonderlich beschweren. Gegen erstere wird mit großem Nutzen das Glüheisen angewendet, mit dem freilich auch viel Misbrauch stattfindet, indem man sofort mit dem Brennen bei der Hand ist, gleichviel an welcher Krankheit das Pferd leidet. Der Rotz (muschmuschek) kommt äußerst selten vor. Die Mauke stellt sich häufig bei Luxuspferden ein, während die Arbeitsthiere meist davon verschont bleiben. Fast alle Pferdeärzte (beytal, auch Quacksalber, Pfuscharzt) sind Turkomanen.

Als ich im Sommer 1859 über die Hochebenen zwischen Jezdechast und Schiraz zog, hatte ich Gelegenheit eine Seuche zu beobachten, welche beinahe sämmtliche Pferde, Esel und Maulthiere jener Gegend dahinraffte, andere Thiere aber nicht befiel. Die Krankheit äußerte sich folgendermaßen. Wäh-

rend das Thier noch scheinbar gesund war und mit Appetit graste, bekam es eine ödematöse Anschwellung an der Regio hypogastrica, die sich in manchen Fällen bis zum Nabel erstreckte. Das Oedem vergrößerte sich, die Haut wurde prall und hart. Beim Einschnitt entleerte sich etwas Serum und nur wenig Blut, das schwielige Fleisch knirschte wie Knorpel unter dem Messer. Am dritten Tag stellte sich erschwertes Athmen ein und der Tod erfolgte. Andere, bei denen sich die Geschwulst am Halse entwickelte, unterlagen schon am zweiten Tage an Oedema glottitis. Die Nomaden schrieben das Entstehen der Seuche dem zu üppigen Futter zu und behaupteten, sie zeige sich in besonders fruchtbaren, grasreichen Jahren. Rasch brachen sie daher, obgleich die Gegend noch reichliches Futter gewährte, nach andern Weideplätzen auf.

C. Bodencultur.

Man pflegt in Europa den Persern dieselbe Indolenz und Trägheit zuzuschreiben, welche die orientalischen Völkerschaften im allgemeinen charakterisirt. Wer sie in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, wird jedoch bald von diesem Irrthum zurückkommen und von ihrer Betriebsamkeit, ihrem Sinn für Landbau und industrielle Unternehmungen eine bessere Meinung gewinnen. Die Perser sind eins der ältesten Culturvölker, welche die Geschichte kennt, und so sehr auch Misregierung, Dynastienwechsel, Bürger- und Religionskriege, verheerende Invasionen und Durchzüge skythisch-tatarischer Stämme sie im Lauf der Jahrhunderte depotenzirten, so verleugneten sie doch, was die Bearbeitung des Bodens betrifft, niemals ihre uralten Gewohnheiten und Ueberlieferungen. Anführer kriegerischer Horden bemächtigten sich in raschem

Wechsel der Herrschaft und bekämpften einander in blutigen Schlachten; die ackerbautreibende Klasse aber überlebte alle Stürme, immer wieder der Cultur des Bodens sich zuwendend. So sehen wir auch in den jetzt nicht mehr zu Iran gehörenden Ländern, in Segistan, Chiwa, Buchara, Afghanistan u. s. w., die unterjochten Ureinwohner, unter dem Namen der Tadschik Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben.

Seitens der gegenwärtigen Regierung Persiens erfreut sich der Landbau nicht der geringsten Förderung; dennoch rafft er sich stets wieder auf, sobald nur einigermaßen Ruhe und Ordnung im Reiche herrschen. Die Landwirthe machen keinen Anspruch auf Unterstützung durch Rath und That; sie sind zufrieden, wenn die Erpressungen der Regierung nur nicht einen Grad erreichen, der ihnen die Existenz unmöglich macht.

Culturfähiger Boden ist im Ueberfluß vorhanden, aber es gilt unter dem regenlosen Himmel Irans vor allen Dingen, ihm die nöthige Feuchtigkeit zuzuführen, soll er nicht zu unfruchtbarem Staube verdorren. Das Bedürfniß macht erfinderisch, und so haben die Perser von jeher ihren Scharfsinn angestrengt, um auf mannichfache Weise den Mangel an Wasserniederschlägen zu ersetzen. Als die gebräuchlichsten Anstalten zur künstlichen Bewässerung der Felder nennen wir: 1. Unterirdische Leitungen (ḳænāt), 2. Zertheilen und Ableiten der Flüsse, 3. Dämme und Schleusen, 4. Brunnen.

Das Aufsuchen von Quellen und die Anlage von Leitungen und Kanälen bildet ein eigenes Gewerbe, das der Mukanni (Brunnengräber). Aus der Gestaltung des Terrains wie aus gewissen Merkmalen der Vegetation schließt der Mukanni mit ziemlicher Sicherheit auf eine in der Tiefe sprudelnde Quelle. Um jedoch seine Wissenschaft mit einem mystischen Schein zu umkleiden, gibt er gewöhnlich vor, ein

bei Sonnenaufgang über dem Orte schwebender Nebelstreifen habe ihm das Geheimniß verrathen. An der bezeichneten Stelle wird nun ein kleines Zelt aufgespannt, das einigen Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen gewährt, und die Arbeiter beginnen, auf der Erde kniend, mit kurzgestielten Spaten ein Loch von etwa 4 Fuß Durchmesser zu graben. Ist der Stollen bis zu einer gewissen Tiefe gelangt, so stellt man oben eine Winde auf, vermittels welcher in einem Schlauch von rohen Bocksfellen die ausgegrabene Erde heraufgeschafft wird. Bei der festen, steinigen Beschaffenheit des Erdreichs bedarf der Stollen in der Regel keiner Auskleidung; doch sah ich auch mit gebrannten Thoncylindern ausgekleidete Stollen, z. B. bei Chuschket auf dem Wege nach Hamadan. Ruinen ausgemauerter Leitungen finden sich bei Ray, Sultanieh, Tabris und an vielen andern Orten. Allerdings kommen auch, obwol selten, Erdstürze vor und die Arbeiter sind dann rettungslos verloren. Wegen dieser Gefährlichkeit ihrer Beschäftigung erhalten die Mukanni wesentlich höhern Lohn als andere Tagearbeiter und Handwerker. Die Ausgrabung wird so lange fortgesetzt, mitunter zu 60 Meter Tiefe, bis man auf ein genügendes Wasserreservoir stößt. Nachdem alsdann die Zuflüsse erweitert und mit der Mutterquelle vereinigt worden, wird das Wasser durch abwechselnd horizontal und aufsteigend in die Erde getriebene Stollen in die Ebene geleitet; denn um eine Quelle an den Tag zu fördern, genügt selten ein einziger Schacht, vielmehr ist man genöthigt, in verschiedenen Distanzen mehrere Schachte zu treiben, bis die Flut das Niveau der Ebene erreicht. So zählt z. B. der Kanal von Gez unweit Ispahan bei einer Länge von nur 3 Meilen an 400 solcher Schachte.

Falls die nächste Umgebung zum Anbau qualificirt erscheint, entsteht da, wo die Quelle zu Tage tritt, binnen kurzem ein Dorf; andernfalls muß der befruchtende Strom in

offenen Kanälen weiter geführt werden. Hierdurch steigen denn die Anlagekosten oft zu sehr bedeutender Höhe. Sie werden theils von Privatunternehmern oder Gemeinden, theils, wenn es sich um Beschaffung des Wasserbedarfs größerer Städte handelt, von der Regierung, an heiligen Stätten auch aus dem Vermögen frommer Stiftungen bestritten.

Die offenen Kanäle verlieren leider fortwährend an Wassermenge durch Infiltration und Verdunstung; denn ihre Ränder mit Bäumen zu bepflanzen, wäre, da die jungen Pflanzungen keinen Schutz genießen, vergebliche Mühe. Ferner nehmen sie häufig Schaden durch Wolkenbrüche und Sturzbäche, sodaß sie sich verschlemmen, verstopfen und, falls nicht rechtzeitig Abhülfe geschieht, die ganze Anlage zu Grunde geht. Es existiren zwar alte Gesetze, welche das Abgraben einer bestehenden Quelle oder Leitung streng verbieten. Allein die Mächtigen kehren sich nicht an diese weisen Vorschriften, sondern graben in der Nähe einen etwas tiefern Stollen oder entziehen gar durch directe Communication einem Kanal sein Wasser. So werden die Felder eines Dorfs plötzlich der Vegetation beraubt, die Einwohner müssen es verlassen, und Ortschaften, welche frühere Reisende auf ihren Karten verzeichneten, verschwinden spurlos, höchstens machen noch einige Ruinen und Kapperstauden die Stelle, wo sie gestanden haben, erkennbar. Die Kanäle, wodurch einst den 500000 Einwohnern der alten Stadt Rages Wasser in hinreichender Menge zugeführt wurde, sind jetzt dermaßen zerstört, daß sie den kleinen Bedarf des auf den Trümmern von Rages stehenden Fleckens Schah-abdulazim kaum nothdürftig zu liefern vermögen. Zuweilen hat ein Unternehmer das Glück, eine Wasserleitung, die seit Jahrhunderten verschüttet lag, wieder aufzufinden und so mit verhältnißmäßig ganz geringen Kosten einen reichlich fließenden Strom zu erwerben. Als während meiner Anwesenheit zu Teheran der Schah einen verfallenen

Kanal reſtauriren ließ, überſchwemmte das unvermuthet hervorquellende Waſſer einen ganzen Stadttheil.

Der Waſſerreichthum einer Quelle wird nach der Kraft, die zum Drehen eines Mühlſteins erforderlich iſt, ähnlich wie die Leiſtungsfähigkeit einer Dampfmaſchine nach Pferdekraft, gemeſſen; man ſagt: eine Quelle, eine Leitung von ſo und ſo viel Mühlſteinen (seng-e-āb). Wenn mehrere Dorfgemeinden gemeinſchaftlich einen Kanal anlegen, ſo ſetzen ſie durch contractliches Uebereinkommen die Dauer der abwechſelnden Benutzung feſt. Privateigenthümer vermiethen die Benutzung des Waſſers für einen nach Stunden berechneten Preis, und es wäre ſonach die Anlegung von Kanälen ein einträgliches Geſchäft, wenn die Juſtiz dem Unternehmer — was jedoch nicht der Fall iſt — wirkſamen Schutz gegen gewaltthätige Verletzungen ſeines Beſitzrechts gewährte.

Im Zertheilen und Ableiten der Flüſſe leiſten die Perſer ebenfalls, trotz der Unvollkommenheit ihrer theoretiſchen Kenntniſſe und der Mangelhaftigkeit aller Apparate, ſehr Tüchtiges und Anerkennenswerthes. Hunderte von Dorfſchaften wurden dadurch ins Leben gerufen, daß man den Lauf der Flüſſe veränderte und ihren Strom in verſchiedene Arme zerlegte. Glänzende Beiſpiele bieten die Flüſſe Keretſch und Dſchedſche-rud, welche mit ihren künſtlichen Verzweigungen die umfangreichen Bezirke von Schahriar und Veramin bewäſſern, vor allen aber der Zajende-rud, dem die Ebene um Iſpahan ihre blühende Cultur verdankt und der ſeinen Namen Zajende (der Gebärende) von der Eigenſchaft hat, ſein Bett, wenn es auch durch Abgrabung ſchon gänzlich entleert ſcheint, eine Strecke abwärts immer mit friſchen Quellen wieder zu füllen.

An Stellen, wo eine Bergſchlucht in die Ebene mündet, werden ſtarke Dämme (bænd) aufgeworfen, um das herabſtrömende Schneewaſſer in geräumigen Baſſins zu ſammeln,

aus denen man im Frühling und Sommer durch geöffnete Schleusen die Felder tränkt. Ein schönes Werk dieser Art ist das, welches die Gebirgswässer des Engpasses Kahrud auffängt und der Kaschan-Ebene zuführt. Durch den Bau eines ähnlichen Bassins am Engpaß bei Paskaleh ließe sich die ganze Umgegend von Teheran fruchtbar machen; allein die jetzige Regierung hat nicht den Willen, für gemeinnützige Zwecke Summen zu verausgaben, obgleich sie in der Zukunft hundertfältige Zinsen tragen würden. In frühern Jahrhunderten staute man auch durch Wehre die großen Ströme in der Ebene von Persepolis und in den westlichen Theilen des Reichs, wodurch weite Gebiete der Cultur gewonnen wurden, die jetzt vertrocknet und brach liegen.

Außer den bisher genannten Bewässerungsanstalten bedient man sich noch der Schöpfbrunnen, um das für den Feldbau nöthige Wasser zu erhalten. Der Eimer wird an einem langen Strick herabgelassen; ist er gefüllt, so ziehen ihn Ochsen, welche an die Welle gespannt sind, indem sie einen vor dem Brunnen befindlichen kleinen Abhang hinabgetrieben werden, mit seiner Wasserlast herauf. Dergleichen Brunnen sah ich in den Gärten und Feldern um Ispahan und Schiraz, besonders viele in dem Flecken Zergān bei Persepolis.

Uebrigens gibt es auch Gegenden in Persien, wo der im Frühling fallende Regen den Boden zur Aufnahme der Saat hinlänglich erweicht, sodaß deimi (Naturbau, im Gegensatz zum ābi, dem Anbau mittels künstlicher Bewässerung) getrieben werden kann. Das Getreide der Deimsaat ist natürlich schwerer und kerniger, denn keine künstliche Bewässerung vermag den Regen des Himmels vollkommen zu ersetzen. So enthält z. B. der ägyptische Weizen, ungeachtet der Bewässerung des Bodens mit dem sehr humusreichen Nilwasser, viel weniger Kleber als der in Europa erzeugte

Dieſe begünſtigten Gegenden ſind Theile von Medien, Kurdiſtan, Chamſe und manche Bergthäler Iraks. In dem Bezirk Kaswin, berühmt wegen ſeiner ſchönen Piſtaziengärten, hängt das Gedeihen der Vegetation von den Gewitterregen ab, die dort mehrmals während des Sommers herabzuſtrömen pflegen. Ziehen die Gewitter vorüber, ohne ſich zu entladen, ſo tritt Dürre und Miswachs ein. Am Litorale des Kaſpiſchen Meers fehlt es zwar nicht an Regen und findet daher keine eigentliche Kanaliſirung ſtatt, aber man zertheilt auch dort Flüſſe, um ihre Arme über die Reisfelder zu leiten.

Im allgemeinen entſcheidet in ganz Perſien die größere oder geringere Menge Frühlingsregen, noch mehr aber der Winterſchnee den Ausfall der Ernte. In Jahren, wo der Winter nicht die Berge mit Schneemaſſen bedeckt, die der Sommer ſchmilzt und in die Ebene herabſendet, bleiben alle Anſtrengungen, dem Boden einen genügenden Ertrag abzuringen, fruchtlos.

Die ackerbauende Klaſſe wohnt in Dörfern (deh), in Flecken und Weilern (ḳasabdsché, ḳasabe), auch in den Vorſtädten von Iſpahan, Yezd, Kaswin, Hamadan und anderer Städte. Zur Sicherheit gegen räuberiſche Ueberfälle, welche in frühern Zeiten allerdings nichts Seltenes waren, iſt faſt jedes Dorf von einer hohen, nur einen einzigen Zugang bietenden Lehmmauer umſchloſſen. Der leichtern Vertheidigung wegen baute man damals auch Dörfer auf eigens zu dem Zweck aufgeworfenen Erdhügeln (tappeh) *) terraſſen-

*) Ganz ähnlich geſtaltete Tappehs, über deren Zweck und Bedeutung man aber keine zuverläſſige Kunde mehr beſitzt, ſah ich in langen Reihen und regelmäßig ¾ Meilen voneinander entfernt auf den weiten Ebenen Mediens, namentlich zwiſchen Rages, Kaswin und Hamadan. Ihr Inneres zeigt nichts als horizontale Schichten von Erde, Gips, Kohlen, Mörtel und Scherben thönerner Krüge oder Vaſen (dschar), deren auch in ihrer nächſten Umgebung viele gefunden werden. Wahr-

förmig übereinander. Als ein Beispiel dieser Bauart hat sich der Flecken Yezdechast erhalten; Ruinen solcher Hügeldörfer findet man noch häufig. Unmittelbar um die Ringmauer des Dorfs liegen die Aecker und Gärten, an der äußern Peripherie durch eine zweite dünnere Lehmwand eingehegt. Die Häuser sind ebenfalls von gestampftem Lehm und enthalten einen nach vorn offenen Raum, der zugleich als Küche dient, und zu jeder Seite desselben ein Gemach, das Männer- und das Frauengemach. Längs der Fronte läuft eine auf abgeschälten Pappelstämmen ruhende Veranda hin, unter deren Schutz in großen, mit Thon und Kuhmist verdichteten Weidenkörben das Getreide und anderer Mundvorrath lagert. Auf den flachen Dächern wird Heu und Winterfutter in Schobern aufgehäuft. Ställe und Scheunen umgeben zu beiden Seiten die ansehnlichern Gehöfte.

Unter den Bauern herrscht fast durchgängig Monogamie. Die Weiber verrichten selten Feldarbeit, sondern beschäftigen sich mehr mit der Küche und Milchwirthschaft, mit Instandhaltung und Ausbesserung der Hütte, mit Anfertigung von Filzen, Teppichen oder allerhand groben Geweben aus Wolle und Camelot. Das Getreide zum Brodbacken mahlen sie in Handmühlen. Zum Buttern bedienen sie sich nicht eines Fasses, sondern eines Schlauchs. Derselbe wird, nachdem die Sahne hineingeschüttet, wie eine Matte zwischen zwei Bäumen aufgehangen und solange geschwungen, bis die Butter sich abgesondert hat.

Hinsichtlich der Besitzverhältnisse zerfällt das bebaute Land in folgende Kategorien: 1) Arbābi; 2) Rayeti; 3) Wakf; 4) Chāleſſe; 5) Tujul; 6) Milkechās.

Arbābi heißen die einem einzelnen Besitzer (arbāb)

---

scheinlich dienten sie zu religiösen Zwecken; auch als Signalstationen mögen sie benutzt worden sein.

gehörigen Ländereien, auf denen sich Bauern (rayet) unter herkömmlichen Vertragsbedingungen angesiedelt haben, um den Boden urbar zu machen und zu benutzen. In der Regel gibt der Gutsherr den Boden und das Wasser, manchmal aber auch Aussaat und Zugthiere, während der Rayet sich seine Hütte baut und zwei Drittel bis drei Viertel des Ernteertrags dem Arbab abzuliefern hat. Doch sind die Rayets nicht an die Scholle gebunden; sie dürfen jederzeit den Ort verlassen und mit einem andern vertauschen, wo sie bessere Bedingungen zu finden hoffen. Kein Besitzer, und sei er noch so mächtig, kann sie zum Bleiben zwingen, denn Freizügigkeit gilt als unantastbares Grundgesetz des persischen Staats. Es liegt in dieser Einrichtung ein sehr wohlthätiger Schutz gegen übermäßige Erpressungen und Bedrückungen. Andererseits freilich wird sie auch nicht selten Ursache, daß ganze Dörfer wieder eingehen, da neue Colonisten sich schwer entschließen, die Besitzung eines Arbab, welche wegen harter Behandlung seitens desselben von den Bauern verlassen worden, zur Ansiedelung zu wählen. Ich kam im Jahre 1852 in ein unweit Kaswin gelegenes, der Königin-Mutter gehöriges Dorf, dessen Verwalter, Prinz Ali-Kuli, die Bauern dermaßen bedrückt hatte, daß sie zu dem Entschluß getrieben wurden, insgesammt aus ihrer bisherigen Heimat auszuwandern. Sie hieben alle Bäume nieder, die sie gepflanzt, verbrannten das Holzwerk der Häuser, bepackten ihr Vieh mit der tragbaren Habe und waren bei meiner Ankunft eben zum Aufbruch bereit. Im letzten Augenblick bot zwar der Prinz einen Vergleich an, der ihren Entschluß rückgängig machte, das Dorf aber war auf Jahre hinaus ruinirt.

Rayeti sind kleinere Parcellen, welche von den Besitzern selbst als freies Eigenthum bebaut werden. Rayet bedeutet nämlich im weitern Sinne überhaupt einen Mann, der von Feldarbeit lebt, zum Unterschied vom Kāsik, Handel- und

Gewerbtreibenden, und vom Derwiſch oder Bende-chudā, der keine beſtimmte Beſchäftigung hat oder im Bettel ſeinen Unterhalt ſucht. Durch Ankauf eines größern Grundbeſitzes tritt der Rayet in die Klaſſe der Arbāb.

Unter Wakf verſteht man die mittels Schenkung in den Beſitz der Moſcheen, Imamzadehs und Madraſſes gekommenen und von dieſen Inſtituten verwalteten Liegenſchaften. Im Laufe der Zeit war das Beſitzthum der todten Hand außerordentlich angewachſen, was um ſo nachtheiligere Folgen hatte, als ein großer Theil der daraus fließenden Revenuen in den Tempel zu Kerbelah, die vermeintliche Grabſtätte Ali's, alſo auf türkiſches Gebiet hinüberwanderte. Nadir-Schah ſah ſich endlich veranlaßt, einen Theil der Wakf-Grundſtücke einzuziehen und die Sendungen nach Kerbelah abzuſchaffen, wogegen den Seïden, den Nachkommen des Propheten, aus den Einnahmen von Iſpahan eine jährliche Summe von 40000 Dukaten zugewieſen wurde. Seitdem vermehren ſich aber die Wakfs wieder von Tag zu Tage, nicht nur durch fromme Stiftungen und Vermächtniſſe, ſondern auch durch Abtretungen aus weltlichen Gründen. Wenn nämlich ein Würdenträger in Ungnade zu fallen und ſeine Güter confiscirt zu ſehen fürchtet, ſo tritt er letztere ſchnell der Geiſtlichkeit ab mit dem geheimen Vorbehalt, daß eine Quote des Ertrags ſeiner Familie verbleibt und alljährlich von der Verwaltung ausgezahlt wird. Obgleich ein eigener Miniſter (vezîr-maukufāt) über die Wakfs geſetzt iſt, werden ſie doch von habgierigen Prieſtern nach Willkür ausgebeutet, und es wäre daher im Intereſſe der Landescultur eine abermalige Einſchränkung derſelben dringend zu wünſchen.

Chāleſſe iſt der Name für confiscirte Landgüter, welche die Krone durch ihre Beamten für ſich bewirthſchaften läßt. Von den Beamten werden aber die Rayets am ſchonungsloſeſten mishandelt; kein Wunder alſo, daß die Chāleſſe überall

sich in kläglich vernachlässigtem Zustande befinden und gewöhnlich nach wenigen Jahren ganz und gar verfallen. Ausnahmsweise gab die Krone den großen Güterbesitz in der Ebene Chär-Veramin, von wo die Stadt Teheran fast ihren ganzen Bedarf an Lebensmitteln bezieht, zwei Regierungsbeamten in Pacht. Die Pächter sorgten allerdings aus Eigennutz für bessere Cultur; allein sie trieben so schändlichen Wucher mit den Producten, daß die Preise der Nahrungsmittel in Teheran auf das Dreifache stiegen. Darüber entstand ein Aufruhr, bis auf Befehl des Königs das Haupt eines der beiden Pächter zum Opfer fiel.

Tujul ist ebenfalls Kronland, dessen Ausnutzung aber einzelnen Personen statt des baaren Gehalts überlassen wird. Auch mir wurde freigestellt, mich auf diese Weise für meine Dienste bezahlt zu machen. Man kann sich denken, daß der Nutznießer auf Erhaltung und Verbesserung des Guts nicht im geringsten Bedacht nimmt, vielmehr sich lediglich bemüht, in kürzester Frist soviel wie möglich herauszuschlagen. Hat er dann sein Tujul gründlich ausgesogen, so klagt er der Regierung, er könne nicht mehr dabei bestehen, und es wird ihm entweder ein neues zugewiesen oder der Gehalt fortan baar ausgezahlt. Diese verwerfliche Sitte frißt wie ein Krebsschaden an dem Mark des Landes.

Milkechās (chās, eigen) werden die Privatgüter des Königs genannt. So despotisch die Regierungsform sonst ist, unterscheidet man doch streng zwischen Kronland und Privateigenthum des Schah. Ersteres geht ungetheilt an den Nachfolger auf dem Throne über, letzteres kann der König nach Belieben unter seine Kinder und Frauen verschenken oder vererben.

Ein in neuester Zeit gegebenes Gesetz verbietet allen Fremden den dauernden Besitz von Grund uud Boden im Lande und gestattet ihnen höchstens die Erwerbung zum Zweck

baldiger Wiederveräußerung: wie uns dünkt, eine sehr überflüssige Maßregel, da unter den bestehenden Verhältnissen der Landbesitz in Persien für Ausländer sicherlich nichts Verlockendes hat.

Altpersischer Ueberlieferung gemäß ist jedes Dorf in sechs gleiche Theile (dung) getheilt, deren jeder einem andern Besitzer gehören kann. Dies wird von Mächtigen oder von Leuten, die einen Mächtigen zum Freunde haben, als bequeme Handhabe benutzt, um ein Gut „billig" an sich zu bringen. Man kauft ein Dung und zwingt dann durch allerhand Chicanen die Eigenthümer der übrigen fünf Antheile, dieselben weit unter dem Werthe herzugeben.

Die Besteuerung der Grundstücke (mäliät) kann an und für sich nicht hoch genannt werden. Die an die Regierung zu leistende Abgabe beträgt ein Fünftel des Ertrags und wird vom Besitzer erhoben, während die auf seinem Besitzthum angesiedelten Rayets von Steuern befreit sind. Rayets der andern Kategorie, d. h. solche, die ihren eigenen kleinen Acker bebauen, tragen natürlich zur Grundsteuer bei.

Damit man einen Maßstab für die Beurtheilung gewinne, sei hier bemerkt, daß die gesammte Soll-Einnahme des Staats an directen und indirecten Steuern einschließlich des Ertrags aus den Krongütern sich auf etwa 7 Krur-Tuman = 3,500000 Tuman = 42,000000 Francs beläuft: eine Summe, die jedoch niemals erreicht wird, weil immer bald diese bald jene Provinz von einer Calamität heimgesucht ist, hier von Miswachs oder Viehseuche, dort von Kriegsbedrängniß, Truppendurchzügen, Empörung, räuberischen Einfällen der Turkomanen u. s. w., welche das Eintreiben der vollen Steuer unmöglich machen. So vergeht kein Jahr, ohne daß nicht mehrere Gouverneure einen Steuernachlaß (tæchfif) beantragen, und obgleich der Schah in den letzten Jahren äußerte, er werde jedem Gouverneur, der nur das Wort tæchfif aus-

ſpreche, die Hand abhauen laſſen, bleibt der Regierung in der Regel doch nichts übrig, als ihre Zuſtimmung zu geben. Was aber das Schlimmſte bei der Sache iſt, der Gouverneur ſteckt den erlangten Tächſif ruhig ein und erzwingt gleichwol von den einzelnen leiſtungsfähigen Grundbeſitzern die Zahlung des vollen Steuerbetrags in ſeinem eigenen Nutzen. Außerdem verſteht es ſich bei dem herrſchenden Syſtem von ſelbſt, daß die Mächtigen, in deren Händen der umfänglichſte Grundbeſitz ruht, ſich der Steuer zu entziehen wiſſen, welcher Ausfall von den kleinern Eigenthümern getragen werden muß und dieſe weit über das normale Maß belaſtet.

Mit den Gouverneurſtellen wird von der Regierung förmlicher Handel getrieben. Von vornherein hat der Ernannte eine Summe von beiläufig 40000 Tuman = 480000 Francs an die Privatkaſſe des Schah zu erlegen und einen gleichen, wenn nicht noch höhern Betrag zu Geſchenken an die Königin-Mutter, die Miniſter, Staatsſecretäre, Kammerherren (pischchedmet) u. ſ. w. zu verwenden. Immenſe Koſten verurſacht die Anſchaffung von Pferden, Zelten, Teppichen und was ſonſt zur Entfaltung des nöthigen Pomps für nothwendig erachtet wird. Das Geld dazu borgt er ſich gegen hohe Zinſen, zwiſchen 18—40 Procent. Da nun ſeine Beſtallung immer nur auf ein Jahr lautet, von Neujahr (21. März) bis zum nächſten Neujahr, ſo trachtet er danach, gleich im erſten Jahre nicht nur alle die ausgelegten Summen wieder einzubringen, ſondern auch ſich ein Vermögen zu machen, zumal er nicht ſicher iſt, daß die Regierung nach Ablauf ſeiner Verwaltungszeit ihn mit Recht oder Unrecht zur Rechenſchaft zieht und er ſeine Strafloſigkeit wiederum durch bedeutende Summen erkaufen muß. Aus dieſem Grunde ziehen es die Steuerpflichtigen vor, wenn der ſchlechteſte Gouverneur längere Zeit im Amte bleibt, als wenn ihn raſch ein beſſerer ablöſt, denn jener iſt, wie man ſich ausdrückt, wenigſtens „ſatt“. Welch

ungeheuere Summen die Gouverneure erpreſſen, mag man daraus abnehmen, daß zwei Onkel des Schah, Iſſā Chan und Amir Aslan Chan, während mehrjähriger Verwaltung ihrer Stellen trotz des großen Aufwandes jeder beinahe eine Million Tuman auf die Seite gebracht haben ſollen. Der Schah weiß das ſehr wohl, glaubt aber es nicht ändern zu können. Er gab in meiner Gegenwart dem Nachfolger Iſſā Chans bei ſeinem Abgange nach der Provinz Chamſe folgende Inſtruction: „Mein Onkel hat die Provinz ziemlich hart mitgenommen; ſieh zu, daß die Leute leben können, denn ſie ſind arm und geduldig (fakir ādem est)." Dennoch ward kurze Zeit darauf demſelben Iſſā Chan das Gouvernement einer andern Provinz anvertraut, und das in der officiellen Zeitung abgedruckte Diplom lautete: „In Betracht, daß Iſſā Chan durch gute Behandlung der Rayets (rayet-peresti) und durch Pflege der Landescultur ſich beſonders ausgezeichnet, ernennen wir ihn zum Gouverneur von Iſpahan, damit er in gewohnter Weiſe das Wohl dieſer Provinz fördere . . . ."

Mittels der unter dem jetzigen Schah ins Leben getretenen Einrichtung, wonach dem Gouverneur ein ad latus (Vezir) beigegeben wird, wollte man der Willkür der Gouverneure eine Schranke ſetzen. Leider iſt aber das Uebel dadurch nur verſchlimmert worden. In der Verwaltung macht ſich ſeitdem ein hemmender Zwieſpalt der Regierungsorgane bemerkbar, während beide in dem Beſtreben, das Land ſoviel als möglich auszubeuten, vollkommen miteinander einverſtanden ſind. Man muß ſich in der That wundern, daß die gequälten Bewohner nicht öfter gegen die furchtbare Misregierung der Gouverneure in offene Empörung ausbrechen. Solange ich mich im Lande aufhielt, geſchah dies nur zweimal in Gilan und einmal in Tabris (Azerbeidſchan). In letzterer Provinz hat der Gouverneur ſtets einen ſchweren Stand, weil hier vor länger als einem halben Jahrhundert

durch Abbas Mirza eine feste Norm für die Besteuerung eingeführt wurde, welche die Einwohner heute noch als ihr gutes Recht mit Entschlossenheit vertheidigen.

Auf die verschiedenen Provinzen vertheilen sich die Steuern durchaus nicht in der richtigen Proportion; denn bei den meisten Einschätzungen blieb außer Acht, daß die Verhältnisse sich im Laufe der Zeit wesentlich geändert haben. So rührt z. B. die Einschätzung der Bezirke Ispahan und Schiraz mit je 400000 Tuman noch von jener Zeit her, als Ispahan die Haupt- und Residenzstadt des Reichs war, folglich alle landwirthschaftlichen Producte weit höher verwerthet werden konnten als seit Verlegung der Hauptstadt nach Teheran. Ferner sind ehemals reiche Provinzen, wie Meschhed und Astrābād, durch Raubzüge der Turkomanen dermaßen verwüstet und verarmt, daß die Steuererträge nicht einmal zur Verpflegung der dort stationirten Truppen hinreichen. Ebenso vermögen die Provinzen Azerbeidschan, Masanderan, Hamadan den Unterhalt für die Truppencontigente, welche sie jährlich zu stellen haben, nicht ganz aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Andere endlich, z. B. Kurdistan, besteuert die Regierung aus Furcht vor Aufständen der turbulenten Bevölkerung verhältnißmäßig zu gering. Es sind somit einige wenige Provinzen, auf denen die ganze Wucht der den Staatsbedarf deckenden Steuerlast mit erdrückender Schwere ruht.

Die Einsammlung der Grundsteuer geschieht durch den Dorfschulzen (katchudā), welcher die Beträge an herumreisende Gouvernementscommissare (muhāsil) abliefert. Zu Klagen wegen Ueberbürdung steht dem Landmann kaum irgendein Weg offen. Eine Beschwerde beim Gouverneur, mit dessen Wissen und Willen die Ausplünderung erfolgt, würde natürlich völlig fruchtlos sein. Macht er sich auf den Weg nach der Hauptstadt, um beim Schah, dem Born der Gerechtigkeit (adālet medār), sein Recht zu suchen, so ist er in Gefahr,

unterwegs von den Spionen des Gouverneurs aufgegriffen und für seine Verwegenheit gezüchtigt zu werden. Falls er aber glücklich die Hauptstadt erreicht, wie soll er dem Schah seine Klage vorbringen, da kein Unbekannter demselben auf Schußweite sich nahen darf und jeder, der etwa aus der Ferne durch Schwingen einer Bittschrift (arizeh) dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht, von der höfischen Umgebung als ein Wahnwitziger (diwāneh) bezeichnet und sofort den Augen des Herrschers entzogen wird! Die einzig mögliche Aussicht auf Erfolg bietet das Asyl bei einer einflußreichen Person.

Außer der ungerechten Besteuerung hat die ackerbautreibende Klasse noch eine Menge anderer Plackereien zu erdulden. Von den Schädigungen, welche sich durchmarschirende Truppen an Häusern, Bäumen, Vieh und Feldern der Dorfbewohner ungescheut erlauben, ist schon die Rede gewesen. Ich erwähne hier noch, als einer besonders drückenden Last für das Land, die Reisen des Schah und der Regierungsbeamten. In jedem Dorf, das der Schah auf seinem Wege berührt, müssen ihm Geschenke überreicht und Lebensmittel für sein ganzes Gefolge ohne Entgelt geliefert werden. Wohlhabende Gemeinden senden daher Geschenke an die Kammerherren, damit diese durch allerhand Vorspiegelungen den Schah zur Wahl einer andern Route bestimmen. Es gelingt ihnen in der Regel, und der Zug geht dann gerade durch die ärmern Bezirke, welche die Mittel zur Bestechung der Höflinge nicht aufbringen konnten. Wenn ein Regierungsbeamter reist, so läßt er sich eine Marsch- und Verpflegungskarte (taalike) ausstellen, auf deren Vorzeigung die Dorfgemeinden gehalten sind, ihn und seine Leute mit allen Reisebedürfnissen (sursāt) zu versehen. Oft begnügt er sich aber nicht mit den nöthigen Lebensmitteln und dem Futter für die Reit- und Lastthiere, sondern verlangt auch obendrein Zucker, Thee, Stearinkerzen, kurz Dinge, welche

die armen Bauern kaum dem Namen nach kennen und wofür sie sich mit baarem Gelde abfinden müssen.

Der Reinertrag eines Guts wird bei der Verpachtung oder beim Verkauf durchschnittlich auf 12 — 15 Procent berechnet. Getreidearten geben zwischen 10 und 15 Körner; nicht minder reichlich ist die Ernte an Obst und Gemüsen.

Die Methode des Feldbaus ist im ganzen ziemlich einfach. Man leitet so viel Wasser auf den Acker, bis es etwa 6 Zoll hoch darüber steht. In zwei bis drei Tagen hat der Boden die ganze Quantität eingesaugt und nun beginnt die Bearbeitung desselben entweder mit dem Pflug (schuch'm) oder mit dem Spaten (bil). Der persische Pflug besteht aus einem Balken ohne Räder, der vorn an das Joch eines Ochsengespanns befestigt wird und an dessen hinterm Ende sich ein gekrümmtes Eisen befindet. Mit einem so unvollkommenen Werkzeug, gezogen von meist abgemagertem, kraftlosem Vieh, kann selbstverständlich nur ein Aufkratzen des Erdreichs, kein eigentliches Umackern bewirkt werden. Für Gemüse- und Melonenfelder, überhaupt für Grundstücke, die eine sorgfältigere Cultur erfordern, zieht man daher die Bearbeitung mit dem Spaten vor. Berühmt wegen ihrer geschickten Handhabung des Spatens sind die Ispahaner und noch mehr die Gebern von Yezd, welche fast überall die Gartenarbeit verrichten. Nach dem Aufackern führt man die Egge über das Feld und endlich eine schwere steinerne Walze zum Zermalmen und Ebenen der Schollen. Hierauf wird der Acker in kleine viereckige Beete mit erhabenen Kämmen und dazwischenliegenden Furchen abgetheilt, damit das Wasser jeden Punkt berühre, ohne doch den Humus abzuspülen. Der Reihe nach werden die Kämme auf der einen Seite geöffnet und nach der Tränkung wieder geschlossen, bis das ganze Feld bewässert ist. Zum Aufwerfen der Kämme bedient man sich eines schaufelartigen Werkzeugs, das zwei Männer an Stricken

hin- und herziehen. In Niebuhr's „Arabien", S. 158, Taf. XV. H., befindet ſich eine Abbildung dieſes ſehr praktiſchen Apparats.

Im allgemeinen werden die Felder nicht mehr als einmal des Jahres bebaut und bleiben, weil in den meiſten Gegenden die zu beſchaffende Waſſermenge für das cultivirte Land nicht hinreicht, das nächſte Jahr brach (bājir) liegen. Nur in der Umgebung größerer Städte und in den Bezirken Iſpahan und Yezd iſt die Anwendung des Düngers (ḳut) zum Befruchten der Gärten und Felder in Gebrauch. Dort zieht man nach der erſten Ernte noch Melonen, Gurken und Rüben. Man unterſcheidet demgemäß Winterfrucht (schatui) und Sommerfrüchte (seifi). In der Stadt Iſpahan bildet ſogar die Düngerfabrikation einen nicht unbedeutenden Induſtriezweig; es werden nach verſchiedenen Recepten thieriſche Abfälle, faule Blätter, Sand, Gips, Kalk, Aſche u. ſ. w. mannichfach gemiſcht, geformt und nach erfahrungsmäßigen Grundſätzen dieſe oder jene Aecker und Saaten damit gedüngt. Auch Thürme zur Aufhäufung von Taubenmiſt, deren Conſtruction Chardin in ſeinem Reiſewerk geſchildert hat, ſind daſelbſt von der Gemeinde angelegt; der gewonnene Guano wird gleichmäßig unter die Bürger vertheilt, doch bleibt es dem einzelnen unbenommen, für ſich allein ebenfalls einen Taubenthurm zu bauen.

Der Schnitt und das Einheimſen der Frucht erheiſcht in Perſien nicht ſolche Eile wie in europäiſchen Ländern. Anhaltend trockenen Wetters um die Erntezeit ſicher, kann der Landwirth dieſem Geſchäft mit aller Muße nachgehen. Die Zeit der Ernte variirt ſowol zwiſchen weit voneinander entfernten Provinzen — in Arabiſtan bereits im März beginnend, nimmt ſie in Kaſchan erſt im Juni, und in der Umgegend von Teheran im Juli ihren Anfang —, als auch ebenſo ſehr zwiſchen nahen, aber auf verſchiedener Höhenſchicht

liegenden Orten. Man schneidet das Getreide mit Sicheln (dās), die fast bis zur Spitze gerade verlaufen, wegen der kurzen Krümmung also weniger Halme auf einmal fassen können als die von unsern Schnittern geschwungene Sichel. Ausgenommen einige Gegenden im Norden, wo plumpe Karren mit zwei Holzscheiben statt der Räder gebräuchlich sind, werden die getrockneten Garben auf den Rücken der Esel geladen und auf einem bestimmten Punkte unter freiem Himmel zusammengehäuft. Gleich daneben improvisirt man durch Ebenen und Feststampfen des Erdbodens die Tenne. Das Dreschinstrument (dschirdschir) hat die Form eines Schlittens, an dessen beiden Kufen sich vier bis fünf bewegliche Achsen mit festgenieteten eisernen Scheiben befinden. Es wird von Ochsen im Kreise herumgezogen, bis alles Stroh in kleine Stückchen zerschnitten ist. Letzteres füllt man in Netze, in denen es auf Lastthieren zur Aufbewahrung in die Scheunen getragen wird. (Beim Transport vom Felde nach dem Gehöft bestreut sich der ganze Weg mit Strohtheilchen, weshalb die Milchstraße im Persischen und Arabischen die „Strohstraße" heißt.) Die zurückbleibenden Körner werden geweht und gesiebt. Den zum Durchwehen oft mangelnden Wind glaubt der Bauer durch Schütteln gewisser Steine erzeugen zu können, wie überhaupt unter den Landleuten viel abergläubische Vorstellungen im Schwange sind. Kleinere Quantitäten werden, wie oben beschrieben, in Körben unter der Veranda der Bauerhäuser aufbewahrt; große Vorräthe kommen in die Ambārs, etwa 3 Meter tiefe mit einem konischen Thurm überbaute Gruben, welche in der Weise gefüllt werden, daß immer eine Lage Stroh und eine Lage Getreide miteinander abwechseln. Kuhfladen, vor den Eingang gelegt, sollen die Insekten abhalten, doch zeigt sich trotzdem immer ein erheblicher Verlust durch Insektenfraß. In zahlreichen Ambārs speichert die Regierung das Getreide der

Krongüter und die von den Gouverneuren eingehenden Sendungen auf, um es in Theuerungsjahren zu hohen Preisen an das Volk zu verkaufen. Von den Turkomanen wurde mir erzählt, daß sie die geraubten Garben mit den Halmen nach unten in Brunnen versenken, dann Erde darüber schütten und feststampfen, damit der Vorrath nicht durch andere aufgefunden werde. Das Getreide soll in diesen Silos viele Jahre unversehrt bleiben.

Aeußerst mühsam ringen die Gebirgsbewohner (kuhistāni) dem Boden eine kärgliche Ernte ab. So sah ich bei dem Bergdorfe Ask jedes kleine Fleckchen Erde, an den steilen Felswänden terrassenförmig aufsteigend, mit Getreide bebaut und jeden Baum durch Umzäunung gegen Schneelavinen (bahman) geschützt, während am Fuß des Gebirges in den fruchtbaren Ebenen Masanderāns der Boden nur des fast mühelosen Anbaus harrt, um reichen Ertrag zu gewähren. Aber die Söhne des Gebirges lieben ihre rauhe Heimat, wo sie die Gemse und den Steinbock jagen und der despotischen Regierung gegenüber ihre Unabhängigkeit behaupten können.

Die gefährlichsten Feinde der Saaten sind die Heuschrecken, deren man zwei Arten unterscheidet: die kleine, welche ihre Verwandlung im Lande selbst durchmacht, und die große, welche vom Meere herkommt. Letztere verheert namentlich die südlichen Provinzen (germesir). Zum Glück werden viele Heuschrecken von einem Vogel aus dem Geschlecht der Staare, dem Sturdus purpureus (murgsār) getödtet. Nach einem unter den Persern allgemein verbreiteten Aberglauben lockt das Wasser von einer Imamzade bei Meschhed die Murgsars herbei, wogegen die Armener dem Wasser vom Kloster Udsch-miazin die gleiche Kraft zuschreiben. (Niebuhr, „Arabien", S. 174). Fast ebenso gefürchtet wie die Heuschrecken ist eine Wanze, Graphozoma lineata (sin), welche die grünen Körner verzehrt und manches Jahr so massenhaft

auftritt, daß in weitem Umkreiſe die geſammte Frucht ihrer Gefräßigkeit zur Beute wird. Vorzugsweiſe iſt die Ebene Verāmin, die Kornkammer der Hauptſtadt, von dieſer Plage heimgeſucht. Daher hat ſich die Meinung feſtgeſetzt, das Inſekt verbringe ſeine, wie man beobachtet haben will, ſechs Jahre dauernde Entwickelungsperiode unter der Erde eines in jener Gegend befindlichen Hügels, von wo es in regelmäßigem Turnus alle ſieben Jahre legionenweis hervorbreche. Trotz häufig angeſtellter Nachgrabungen und Umwühlungen des Hügels fand indeß die Annahme bisjetzt keine Beſtätigung.

D. Landwirthſchaftliche Producte.

Im Vergleich zur Viehzucht der Nomaden iſt die der ſeßhaften Bevölkerung unerheblich, was ſich ſchon daraus erklärt, daß der Dünger, ein in andern Ländern ſo werthvolles Nutzungsobject, in der perſiſchen Landwirthſchaft keine Verwendung findet. Einige Schafe und Ziegen, einige Pferde, Maulthiere und Eſel und ein paar verkümmerte magere Ochſen machen den ganzen Viehſtand aus, der meiſt den nothwendigen Haus- und Localbedarf nicht überſteigt. Im Sommer ſuchen ſich die Thiere auf den Brach- und Stoppel-, auch auf den grünen Saatfeldern ihre Nahrung; zur Stallfütterung dient faſt ausſchließlich Strohhäckſel.

Die wenigen Futterkräuter, welche angebaut und theils grün, theils getrocknet verfüttert werden, ſind: Kopfklee (schabdar), der aber nur in den kühlern Gebirgsregionen fortkommt; eine Abart deſſelben, genannt heft-tschin (der ſiebenmal gemähte, weil er bei guter Bewäſſerung im Laufe des Jahres einen ſiebenmaligen Schnitt liefern ſoll); Luzernerklee, Medicago (jundsche); Esparſette, Onobrychis (isperis); Karagrut, eine Wickenart, deren Kraut, von den Schafen gern gefreſſen, auch während nicht zu ſtrenger Winter

perennirt; ſauere Gerſte (dschau-tursch), die zuerſt purgirend wirkt, dann aber das Vieh fett macht, daher man von ihr ſagt: „schikem wā mikuned", d. h. ſie öffnet den Leib und ſtärkt die Verdauung, und zu deren Ausſaat man, wie mir berichtet wurde, Gerſtenkörner nimmt, die mit den Excrementen der Thiere abgingen. Gutes Winterfutter für Schafe geben auch die getrockneten Blätter und Sproſſen verſchiedener Umbelliferen, beſonders der Ferulaceen. F. gummi galbanum, vom Volke kumā genannt, bringt auf die Pferde, wenn friſch genoſſen, eine aufregende Wirkung hervor. In der Gegend zwiſchen Iſpahan und Yezdechāſt freſſen die Schafe im Frühling Dorema gummi ammoniacum, zwiſchen Perſepolis und Parſagird ſogar Asa fœtida, wovon Butter und Käſe einen höchſt unangenehmen Geſchmack annehmen.

Von Geflügel zieht man nur Hühner, namentlich viele ſogenannte Kalkuttahühner. Da ſie nie gefüttert werden, ſondern ihre Nahrung im Straßenkoth ſuchen müſſen, iſt das Fleiſch wenig ſchmackhaft. Truthühner (bukalamu), ſchon vor 200 Jahren von den Jeſuiten in Iſpahan gepflegt, waren gänzlich verſchwunden und ſind erſt in neueſter Zeit wieder eingeführt worden, daher noch ſehr rar. Gänſe und Enten werden in großer Menge wild geſchoſſen, aber nicht aufgezogen, weil der Perſer ihr Fleiſch verachtet. Tauben hält man ſich in den Städten zum Vergnügen; es gibt paſſionirte Taubenliebhaber (käfterbāz), die ganze Tage auf den Dächern zubringen und ſich mit dem Anlocken und Wegfangen fremder Tauben beſchäftigen. Daß wilde Tauben des Guano wegen herbeigelockt werden, habe ich oben erwähnt.

Culturpflanzen producirt das Land in reicher Mannichfaltigkeit. Nachſtehend ſeien die wichtigſten Arten aufgeführt.

Die Körnerfrüchte (gallèh) gedeihen faſt in allen Theilen des Reichs; doch ſind vorzüglich die Provinzen Azerbeidſchān, Chamſe, Hamadān und Kirmanſchāh als Getreide-

gegenden zu nennen. Weizen, der faſt ausſchließlich das Mehl zur Brodbereitung liefert, wird als Sommer- und als Winterfrucht gebaut. In guten Jahren gehen ziemliche Quantitäten über Buſchir und Bagdad nach Indien, Transkaukaſien und in den Kaukaſus. Die Preiſe variiren in den verſchiedenen Jahren zwiſchen 1,2 — 4½ holl. Dukaten das Charvar (530 wiener Pfund). Am billigſten iſt das Getreide in der Provinz Kirmanſchāh. Das Charvar Stroh koſtet zwiſchen 0,2 — 0,8 Dukaten. Gerſte (dschau) bildet das Körnerfutter für die Pferde; Hafer wird nirgends gebaut. Roggen (tschudder, diwek) gibt nur in wenigen Gebirgsgegenden, auf Höhen von etwa 5 — 6000 Fuß, ſo bei dem Städtchen Aſk und den Dörfern des ſchirazer Plateaus, einen leidlichen Ertrag; in der Ebene ſteht die Hitze und Trockenheit ſeinem Gedeihen entgegen. Eine kleine Sorte Hirſe (arsin) dient an manchen Orten der ärmſten Klaſſe als Brotſtoff.

Der Reis bildet im ganzen Lande das Hauptnahrungsmittel der Wohlhabenden. Von den Arbeitern kann er freilich nur als Leckerbiſſen genoſſen werden, weil er bekanntlich den Muskeln nicht ausreichende Kräfte zuführt. Nur in den Provinzen am Kaspiſchen Meer, in Maſanderan und Gilān, beſteht die Nahrung für alle Klaſſen der Bevölkerung aus Reis und geſalzenen Fiſchen. Man behauptet dort, der Genuß des Brotes ſei der Geſundheit nachtheilig, überdies eigne ſich der ſumpfige Boden nicht zur Getreideerzeugung. Beide Behauptungen beruhen jedoch auf Vorurtheil und Irrthum; denn es iſt im Gegentheil gewiß, daß an der Energieloſigkeit der Einwohner, ihrer ſchlaffen Muskulatur und bleichen Geſichtsfarbe gegenüber dem viel geſündern Ausſehen der Brot und Fleiſch eſſenden Bewohner der Hochebenen, daß ſelbſt an der beſtändigen Fiebercacherie wenigſtens ebenſo ſehr mangelhafte Ernährung wie ungeſunde Sumpfluft die Schuld trägt. Für die Fähigkeit des Bodens aber, Getreide zu erzeugen

und zur Reife zu bringen, haben die gelungenen Verſuche, welche in jüngſter Zeit von einzelnen intelligenten Landwirthen mit dem Anbau gemacht wurden, genügenden Beweis geliefert. Von den verſchiedenen Sorten des Reiſes gilt die unter dem Namen tschampe bekannte als die vorzüglichſte. Sie wird um Schiraz gebaut, ſtammt aber aus Piſchawer, woher auch nach einigen Jahren, ſoll die Pflanze nicht degeneriren, der Same wieder friſch bezogen werden muß. Der Vorzug des Tſchampe-Reiſes beſteht hauptſächlich darin, daß er wenig ſchleimt, folglich die Körner beim Kochen nicht aneinanderkleben. Ihm zunächſt an Güte kommt der amberbu von Maſanderan, der gleichfalls nicht viel Schleim abſondert, aber während des Kochens einen eigenthümlichen, wie von Mäuſen herrührenden Geruch verbreitet. Aus den geringern, mehr Schleim enthaltenden Sorten kocht man die mucilaginöſen Suppen, das Lieblingsgericht der mittlern Volksklaſſen. Um die Reiskörner von den Hülſen zu befreien, werden ſie mit Salz vermiſcht und dann mittels eines Fallbalkens gepocht. Händler miſchen aber auch betrüglicherweiſe Salz unter den Reis, damit er ſchwerer ins Gewicht fallen ſoll. Ein Man (5⅓ Pfd.) maſanderaner Reis koſtet in Teheran zwiſchen 0,025 — 0,1 Dukaten. Nach Rußland über das Kaſpiſche Meer exportiren die Perſer von dem im Lande gezogenen Reis, doch iſt die Ausfuhr nicht von großer Bedeutung.

Hülſenfrüchte (habubat) werden in allen in Europa bekannten Arten gebaut und kommen gut fort, bis auf die Erbſen (chäller), welche klein bleiben, herb und holzig ſchmecken. Küchererbſen, Bohnen (lubiā), namentlich viel Saubohnen (bāḳlā), eſſen die Perſer in ungedörrtem Zuſtande; Wicken, Ervum Ervilia (māsch), geröſtet zum Reis; Linſen (addas), behufs des ſchnellern Garwerdens mit etwas Salſolapflanze gekocht, ſind das gewöhnliche Frühſtück der arbeitenden Klaſſen.

Gemüſe (bakulat) wachſen reichlich, ohne daß man ſich um ihre Veredlung bemüht. Gelbe Rüben (carota) und rothe Rüben (beta) dienen in heißer Aſche geſchmort dem Volk zur erſten Mahlzeit (läbu germ). Unter den Kürbisarten zeichnet ſich der gelbe Flaſchenkürbis durch Süßigkeit und Wohlgeſchmack aus. Gurken werden meiſt roh verzehrt; ebenſo im Frühling große Maſſen von Lactuca sativa. Ein wohlſchmeckendes, nahrhaftes und beliebtes Gemüſe iſt die Eierfrucht, Melongena, die an Zartheit und Größe die in Aegypten cultivirte weit übertrifft und ſo reichlich trägt, daß von einigen Beeten voll eine Familie mehrere Monate hindurch ſich ernähren kann. Spinat, Kopfkraut, Rettich, Kohlrüben, Waſſerrüben, Erdbirnen u. ſ. w. bieten hinlängliche Abwechſelung. Zwiebeln ſind ein unentbehrliches Ingredienz der perſiſchen Küche. Die Zwiebel von Tarum bei Tabris hat zartes ſüßes, wie Obſt ſchmeckendes Fleiſch; dieſelbe Sorte wurde früher auch bei Kirman cultivirt und viel nach Indien ausgeführt, ihre Cultur iſt aber von den Einwohnern aufgegeben worden, weil der Gouverneur den größten Theil des Ertrags als Geſchenk für die Regierung in Anſpruch nahm. Knoblauch, in großer Menge aus den Provinzen am Kaspiſchen Meer kommend, Münze, Peterſilie, Fenchel, Coriander, Dill, Capsicum, Dranuuculus purpura und Majoran finden als Würze der Speiſen mannichfache Verwendung. Kartoffeln, obgleich ſehr ſchmackhaft und vortrefflich gerathend, ferner Abelmoschus asculentus (bamia), Artiſchoken, Spargel und Sauerampfer liebt der Perſer nicht und baut er deshalb wenig oder gar nicht an.

Hesperideen, ſogenannte Südfrüchte (murekebat), reifen nur am Kaspiſchen Meer und von Schiraz bis zum Perſiſchen Meerbuſen. Süße Orangen wurden erſt in neueſter Zeit mehr cultivirt; dagegen findet mit ſauern Orangen, ſüßen und ſauern Citronen, Mandarinen, vielen Varietäten

von Citrus cedra ein lebhafter Ausfuhrhandel nach Rußland ſtatt.

Obſt (miwedschat) wird im ganzen Lande und meiſt mit gutem Erfolg gezogen. Es liefert nicht nur den Einwohnern ein erfriſchendes, bei dem heißen Klima ſo nothwendiges Genußmittel, namentlich als Zuſpeiſe zu trockenem Brot und Käſe, woraus die gewöhnliche Nahrung der ärmern Klaſſen beſteht, ſondern bildet auch für manche Gegenden als Exportartikel eine wichtige Quelle des Erwerbs. Ein perſiſches Dorf unterſcheidet ſich ſchon auf den erſten Blick durch ſeine Baumzucht, iſt dieſelbe auch oft nur auf Anpflanzung einiger Weiden, Pappeln und Ulmen beſchränkt, von den kahlen türkiſchen Dörfern. Freilich zieht man nur diejenigen Obſtſorten, welche gerade in dieſer oder jener Gegend, durch die Ortslage begünſtigt, ohne vieles Dazuthun am beſten gedeihen, hier nur Granatäpfel, dort nur Pfirſichen oder Piſtazien u. ſ. w. Doch gibt es auch Ausnahmen: Orte, wo die Horticultur auf einer hohen Stufe ſteht. In der Stadt Iſpahan z. B. wenden die Obſtzüchter alle Mittel der Kunſt und Erfahrung an, um die mannichfachſten und edelſten Früchte zu erzeugen.

Am allgemeinſten verbreitet iſt der Weinſtock (rez), der noch in Höhen von 4500 Fuß über der Meeresfläche fortkommt. Die Reben werden entweder an Spalieren aufgerankt, oder durch Pfähle geſtützt, oder um Pappeln und Eſchen gewunden, deren Vegetation ſie bald erſticken, oder endlich etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden abgeſchnitten, wonach die Zweige ſich in horizontaler Richtung ausbreiten. Im Süden ſenkt man die Stöcke reihenweiſe in 5 — 7 Fuß tiefe Gruben und füllt dann letztere bis zu drei Viertel wieder mit Erde aus: ein Verfahren, welches die Wurzeln der Gewalt der ſengenden Sonnenſtrahlen entzieht. Hingegen müſſen in nördlichern Gegenden die Stöcke vor Froſt geſchützt und

zu dem Behuf bei Eintritt des Winters mit Erde und Reisig bedeckt werden. Jede Gegend hat ihre verschiedenen Traubensorten, die sich, sei es durch den Geschmack, sei es durch die Zeit der Reife, durch Dauer oder Verwendbarkeit voneinander unterscheiden. So zählen die Ispahaner folgende Sorten auf. 1) Von Frühtrauben: jāḳuti, schon um die Mitte Juni reifend, von erdbeerenartigem Aroma, mit kleinen, dichten, pfirsichblütrothen Beeren ohne Kerne; chalili, gegen Ende Juni reifend, mit grünen länglichen Beeren. 2) Von Herbsttrauben: mehri, groß, grün, die Beeren oval mit fester Schale und bittern Kernen, erhalten sich frisch bis Mitte März; miscali, rund und saftreich, lurkusch, dunkel, beide vorzüglich zur Weinbereitung geeignet; nabāti, rund, spröde, sehr süß und fleischig, askeri, dünnschalig und ohne Kerne, zum Verspeisen, letztere auch zur Aufbewahrung für den Winter und zur Essigbereitung; sāhibi, rund und spröde, schestarus, lang und dunkel, werden zu Rosinen, kischmischi, roth und fein, zu Korinthen getrocknet; mādere-bætsche (Mutter und Kind), so genannt, weil stets eine große und eine kleine Beere nebeneinanderstehen; munegā; kelatsche; schirazi, mit bittern Kernen. Wild wächst die Weinrebe am Kaspischen Meer, in den Wäldern der Provinz Gilan, wo sie die Wipfel der höchsten Bäume erklettert und ihre üppigen Ranken von einem Baume zum andern hinüberwindet. Die Trauben der wilden Rebe haben zwar sehr dicke Schalen und starke Kerne, sind aber wohlschmeckend und liefern auch einen ziemlich guten Wein. Ihre Einsammlung geschieht auf eigenthümliche Weise. Man befestigt an das eine Ende eines langen Stricks einen Kübel, an das andere ein Gewicht; das Ende mit dem Gewicht wird über einen starken Baumast, den höchsten den man erreichen kann, geschleudert, sodaß es auf der andern Seite herabfällt; dann setzt sich ein Mann in den Kübel und wird darin heraufgezogen: welches Manöver so oft wiederholt

wird, bis er ſämmtliche Trauben abgeleſen und herunter-gebracht hat.

Weintrauben dienen dem Perſer einen großen Theil des Jahres hindurch als ſaftige Zuſpeiſe zum Brot. Außerdem bereitet er daraus: Moſt (schire), ſauern Traubenſaft (ab-e-gurre, franz. vert jus), Roſinen und Korinthen (sebib, daher Zibeben; Roſinen von rez, Weinſtock), Wein, Brannt-wein und Eſſig.

Der zur Honigconſiſtenz eingedickte Moſt kommt in Bock-fellſchläuchen zum Markt und wird von den Unbemittelten ſtatt Sirup und Zucker zur Bereitung der beliebten Süßig-keiten gekauft. Der Ab-e-gurre, aus unreifen Trauben gepreßte und abgegorene Säure, bildet das Hauptbeſtandtheil der Scherbets, ſpielt aber überhaupt in der perſiſchen Koch-kunſt ſowie in der Medicin eine wichtige Rolle. Die Trau-benkrankheit, welche in den Jahren 1855—58 einzelne Stöcke befiel, erreichte keine größere Ausdehnung und er-loſch ſpontan. Die Ausfuhr von Roſinen und Korin-then nach Indien und Rußland iſt ſehr bedeutend und noch immer im Zunehmen begriffen; infolge deſſen ſtieg der Preis in den letzten Jahren auf mehr als das Doppelte. Aus den ſchlech-ten Qualitäten deſtillirt man ein ſtark berauſchendes Getränk.

Wein darf, weil das mohammedaniſche Geſetz deſſen Genuß verbietet, nur von Juden und Armenern gekeltert werden, und auch dieſe ſind dabei vielen läſtigen Reſtrictionen unterworfen. Nicht ſelten werden ihnen die Gefäße zertrüm-mert und hohe Geldſtrafen auferlegt. Die Bereitungsart iſt eine ſehr unvollkommene. Man zerſtampft die Trauben in kleinen Baſſins mit den Füßen, füllt den herausfließenden Saft nebſt einem Theil des Marks in irdene Krüge und ſtellt dieſe offen an einen kühlen dunkeln Ort. Hat die Gärung begonnen, ſo deckt man die Krüge zu. Gegen Mitte April hält man den Wein für hinreichend geklärt und zieht ihn auf

Flaſchen. Dem mangelhaften Verfahren iſt es zuzuſchreiben, daß er leicht umſchlägt, namentlich auf dem Transport trübe und kahnig wird. Es gehen daher nur geringe Quantitäten außer Landes, während bei rationellem Kelterungsbetrieb der Wein eine ſehr ergiebige Einnahmequelle für Perſien ſein könnte. Durchſchnittlich haben die perſiſchen Weine wenig Bouquet, aber übermäßigen Alkoholgehalt. Zu den bekannteſten Sorten gehören: der braunrothe aus dem Thale Challer bei Jspahan, deſſen Reben der Sage nach von dem fabelhaften König Dſchemſchid gepflanzt wurden; verſchiedene Gattungen aus der Umgegend von Jspahan; und die aus Hamadan, welche im Geſchmack den europäiſchen Weinen am nächſten kommen.

Branntwein wird ebenfalls meiſt aus Trauben und Roſinen deſtillirt. Da man jedoch nicht verſteht, ihn vom Fuſel zu befreien, hat er einen äußerſt unangenehmen Geſchmack. Von vorzüglicher Qualität dagegen iſt der Eſſig; die in denſelben eingelegten Früchte und Gemüſe finden deshalb ſehr guten Abſatz nach Rußland. Vor allen geſchätzt ſind die Eſſigconſerven von Hamadan und Schiraz.

Nächſt der Cultur des Weinſtocks betreibt der Perſer am ausgedehnteſten die der Melonen, der Zucker- wie der Waſſermelonen. Wie der Orientale alle genießbaren Cucurbitaceen leidenſchaftlich gern ißt, ſteht ihm unter dieſen wiederum die Melone oben an. Schon die Kinder Jſraels klagten in der Wüſte: „Wir denken an die Zwiebeln und Melonen.“ — In den ſtädtiſchen Preistarifen der Lebensmittel folgt gleich hinter Brot, Reis, Fleiſch, Käſe, Butter und Eis der Marktpreis für Melonen. Die erſte Depeſche, welche der jetzt regierende Schah durch den neu errichteten Telegraphen nach dem Luſtſchloß Sultanieh empfing, enthielt die Meldung, bei Kaſchan ſeien die Zuckermelonen bereits reif, und er war darüber ſo entzückt, daß er den Abſender

Prinz Ali Kuli telegraphiſch zum Miniſter der Wiſſenſchaften (vezir-e-alum) ernannte! Genug, kein Perſer, vom König bis zum Bettler, kann begreifen, wie man in einem Lande leben könne, wo es keine Melonen gibt, und noch weniger, wie es möglich ſei, Melonen mit Zucker beſtreut zu genießen.

Die Melonenfrucht zeigt eine erſtaunliche Menge von Varietäten; denn kaum irgendein anderes Gewächs modificirt ſo leicht Geſtalt, Größe, Farbe und Zeichnung der Rinde, Aroma, Geſchmack und Dauerbarkeit je nach dem Boden oder Klima, der Düngung oder ſonſtigen Pflege. Zwei Nachbardörfer von anſcheinend ganz gleicher Lage erzeugen oft ſchon völlig verſchiedenartige Producte. Einige Sorten werden, obwol reif, erſt durch längeres Liegen genießbar, laſſen ſich aber, wenn ſie gehörig vor Druck und Kälte geſchützt ſind, bis in den April hinein aufbewahren. Auf das Wachsthum der Melone hat der Samumwind (bāde-samum, auch bādegerm) ſehr nachtheiligen Einfluß. Er verſengt die Blätter und trocknet die Pflanze aus; ſelbſt diejenigen Früchte, die ihm widerſtehen, verlieren durch ſeinen glühenden Hauch an Dauerbarkeit, ſodaß ſie trotz ſorgfältigſter Aufbewahrung ſchnell verderben.

Berühmt ſind die Zuckermelonen von Ispahan, wo man ihrer Pflege beſondere Aufmerkſamkeit widmet. Der Boden wird fleißig beſtellt und mit Guano aus den Taubenhäuſern, welcher erfahrungsgemäß der Melone am zuträglichſten iſt, gedüngt; bei Anlage der Furchen und Kämme wird genau darauf geachtet, daß nur die Wurzeln vom Waſſer beſpült werden. Um die feinſten Früchte zu erzielen, läßt man nicht mehr als zwei bis drei Stück an einer Staude reifen. Nachdem ſie etwa zur Fauſtgröße erwachſen ſind, beſtreut man ſie zum Schutz vor Inſekten und Sonnenbrand ſowie vor verfrühter Zeitigung mit lockerm Sande und wendet ſie immer nach ein paar Tagen wieder um, bis ſie, im September und

October, zur vollen Reife gelangen. Zuletzt wird die Rinde so dünn und zart, daß die geringste Erschütterung, besonders zur Zeit des Sonnenaufgangs, sie zum Platzen bringt; es werden dann eigene Wächter angestellt, die das Vorbeitraben von Pferden verhüten müssen. Die so gepflegten Melonen erreichen ein Gewicht von 6 — 10 Pfund.

Gute Zuckermelonen, doch mit festerm Fleisch und von etwas salzigem Geschmack, wachsen auch im Salzboden der Vorwüste um Kaschan und Kum. Ueberhaupt liebt die Zuckermelone einen salzigen Boden, während die Wassermelone nicht darauf gedeiht. Frühreife Sorten sind: die germek, d. h. die laue, sie braucht weniger Wärme und reift schon anfangs Juni, ihr weiches, fades Fleisch übt eine purgirende Wirkung; die talebi reift im Juli, sie ist tief eingekerbt und gleicht am meisten der europäischen Melone; die destbuje, braunmarmorirt und nur von der Größe einer Orange, ist ungenießbar, aber wegen ihres Wohlgeruchs zur Parfumirung der Hände beliebt.

Die Wurzel der Zuckermelone dient in der persischen Pharmakopöe als Brechmittel. Aus den Kernen wird Brennöl gepreßt; mit gerösteten Kernen reiben die Weiber des Harems zum Zeitvertreib ihre Zähne. Den süßen Saft kocht man an manchen Orten zu Sirupdicke ein, um ihn als Melasse zu gebrauchen. Häufiger Genuß der Frucht erhitzt das Blut, regt das Urogenitalsystem auf und ruft veraltete Schleimflüsse wieder hervor; sie ist überhaupt schwer verdaulich, namentlich für Dyspeptiker, weshalb sie leicht Wechselfieber erzeugt oder Rückfälle veranlaßt. Europäer sollten in den ersten Jahren ihres Aufenthalts im Lande sehr vorsichtig mit dem Genuß derselben sein, womöglich sie ganz meiden. Meine Erfahrungen lehrten mich ihre absolute Schädlichkeit für europäische Ankömmlinge unzweifelhaft erkennen.

Wassermelonen (hindewāne, der Name deutet auf indischen Ursprung) werden entweder ebenfalls durch künstliche

Bewässerung cultivirt, oder man überläßt sie, was an Bergabhängen häufig geschieht, der natürlichen Ernährung aus Wurzel und Blättern. Die auf letztere Weise gezogenen bleiben zwar klein, zeichnen sich aber durch liebliches Aroma und Süßigkeit aus. Von den Chiwanern und Turkomanen wurde mir erzählt, daß sie einen jungen Stamm von Astragalus tragakantha abschneiden, dessen Wurzel, die bekanntlich viel Feuchtigkeit an sich zieht, spalten, den Samen der Wassermelone hineinlegen und dadurch große und süße Früchte erzeugen sollen.

So erstaunliche Massen Melone, oft 10 — 15 Pfund auf einmal, der Perser vertragen kann, hütet er sich doch streng, unmittelbar nach eingenommener Mahlzeit Wassermelone zu essen, denn nach seiner Ueberzeugung wäre dies ein Diätfehler, der unausbleiblich schwere Erkrankung nach sich ziehen müßte. Nüchtern oder doch mit nicht vollem Magen genossen, wirkt die Wassermelone gelind abführend und urintreibend; ihr Saft wird von den dortigen Aerzten wie bei uns die Mineralbrunnen zum Curgebrauch verordnet. Was sie aber dem Orientalen überaus werth macht, das ist ihre kühlende, durststillende Eigenschaft.

Mandeln (bādām) werden, obgleich es auch einige wildwachsende Arten gibt, als gut lohnender Ausfuhrartikel häufig und sorgsam gepflegt. Die von Tabris mit dünner bröcklicher Schale haben den feinsten Geschmack; die größten Quantitäten liefern Ispahan und Schiraz. Aprikosen (zerdālu) gedeihen in reicher Fülle und vorzüglicher Güte. Eine Sorte mit festem Fleisch wird an der Sonne getrocknet und unter dem Namen gayssi viel nach Rußland verschickt. Sie wächst im Bezirk Demavend, der in guten Jahren allein 40000 Dukaten aus dem Verkauf von Aprikosen löst. Sowol die Mandel- wie die Aprikosenbäume sind während der Blüte äußerst empfindlich gegen Nachtfröste, daher sie in

höhern Lagen, wo sich die Blüte später entwickelt, besser fortkommen als in der Ebene. Die bedrohlichste Zeit haben sie in den 13 Tagen nach dem Neujahrfeste zu bestehen, vom 21. März bis 4. April. Pfirsichen (hulu) übertreffen an Wohlgeschmack die in jedem andern Lande erzeugten; noch immer macht also die Persica ihrem Vaterlande Ehre. Um Ispahan und Schiraz trägt am reichlichsten eine frühreifende Art, schelil genannt, sehr aromatisch, aber nur von der Größe einer Wallnuß, um Tabris dagegen eine erst spät im Herbst zur Reife kommende, die sich bis tief in den Winter hinein conservirt. Quitten (beh) von Ispahan sind wegen der duftigen Zartheit des Fleisches und wegen ihrer Größe — sie erreichen ein Gewicht von 1½ Pfd. — im ganzen Orient als die vorzüglichsten anerkannt. Den Quittenbaum benutzt man auch, um Aepfel und Birnen darauf zu pfropfen, wodurch besonders gute Früchte erzielt werden sollen. Pistazien (pisteh) ziehen ausschließlich die Bewohner von Kaswin und Damgan, und zwar in unübertrefflicher Qualität. Um so mehr ist zu bedauern, daß ihre Cultur sich nicht weiter verbreitet. Da die verwandte Pistacia lentiscus und mutica in vielen Gegenden des Landes häufig vorkommt, könnte man sicher die echte Pistazie dort ebenfalls cultiviren, anstatt daß jetzt geringere Sorten in Menge von Herat nach Persien eingeführt werden. Granatäpfel (anār) sind nirgends in der Welt so schön; denen von Sāweh bei Kum und von Korum bei Tabris stehen selbst die kernlosen von Pischawer nach. Der Bezirk Ardistan zwischen Ispahan und Yezd lebt allein vom Ertrag der Granatäpfel, einzelne Bäume aber finden sich fast in jedem persischen Dorfe. Von dem eingedickten Saft, Granaten-Roob, kommen nicht unerhebliche Mengen in den Handel und zum Export. Aus Feigen macht sich der Perser wenig, weshalb er ihre Cultur, obwol sie gut und reichlich gedeihen, vernachlässigt. Datteln (churmā) liefern nur

die Küſtenſtriche am Perſiſchen Meerbuſen und das Gouvernement Kirman, von wo ſie wegen ihrer Vortrefflichkeit nach Indien begehrt und ausgeführt werden, während das Inland ſeinen Bedarf meiſt von Bagdad bezieht.

Mit Sorgfalt wird die weiße Maulbeere (tut), für die der Perſer eine beſondere Vorliebe hat, gepflegt und veredelt. Sie iſt die einzige Frucht, in deren Cultur die Gegend um Teheran excellirt; viele Beeren erreichen hier die Größe einer Dattel. Getrocknet gehen ziemliche Quantitäten davon außer Landes, namentlich in den Kaukaſus. Weniger geſchätzt iſt die ſchwarze Maulbeere. Plantagen zum Zweck der Seidenraupenzucht unterhalten Gilan, Maſanderan und Taliſch am Kaſpiſchen Meer, Kaſchan, Kirman und Yezd im Binnenlande. Die Bäume bedürfen viel Feuchtigkeit und gedeihen daher am beſten in den Marſchländern nächſt der Meeresküſte. Hier wachſen ſie ſo raſch, daß die von Samen gezogenen bereits im vierten Jahre Blätter zur Fütterung der Raupen liefern. Sie ſtehen in den Plantagen ſehr dicht, nur etwa zwei Fuß voneinander entfernt. Die Menge der in Perſien erzeugten Rohſeide iſt ſehr beträchtlich, und würde einſt die Gewinnung daſelbſt, namentlich am Kaſpiſchen Meer und im Kaukaſus energiſch betrieben, ſo dürfte es leicht mit China in die Schranken treten können. Schon unter den gegenwärtigen ſo äußerſt drückenden Verhältniſſen repräſentirt die jährliche Ausfuhr allein des Gilaniſchen Gouvernements (meiſt auf Rechnung des Hauſes Rali) einen Werth von nahe an 400000 Dukaten, obgleich die inländiſchen Fabriken, in Kaſchan, Yezd und Tabris, einen großen Theil des Erzeugniſſes verbrauchen. Auch an Qualität könnte die gilaner Seide mit jeder andern wetteifern, verſtünde man ſich dort ſo gut wie in Italien auf das Abhaspeln der Cocons. Merkwürdigerweiſe ſind die Seidenraupen Perſiens und Aegyptens bisher ſtets von der Muscardine verſchont geblieben, während

doch die Traubenkrankheit, die der Oel- und Pfirsichbäume u. s. w. sich auch über diese Länder verbreitete. Es hielten sich deshalb jahrelang schweizer und mailänder Agenten in Gilan auf, um Grains zu kaufen und über Tiflis nach Europa zu schicken. Die Regierung erließ zwar strenge Verbote gegen die Ausfuhr von Eiern, allein sie wurden durch Bestechung umgangen. Zuletzt jedoch bekamen die Besitzer selbst Furcht vor der auswärtigen Concurrenz und unterwarfen die verkauften Grains, bevor sie selbe dem Käufer ablieferten, einem Räucherungsproceß, der ihre Keimfähigkeit zerstörte.

Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen erlangen nur in bergigen Gegenden, wo die Frucht sich langsam entwickelt und spät reift, ihr vollständiges Aroma; in der Ebene bleiben sie herb und geschmacklos. Die gelbe Buchara-Pflaume (ālu Buchārā), von erfrischend säuerlichem Geschmack, ist allgemein beliebt; geschält und an der Sonne gedörrt, wird sie weit und breit hin verführt.

Man sieht, die mannichfachen Klimate des Landes zeitigen eine Fülle des schönsten Obstes, von der Dattel bis zur nordischen Pflaume, und es geschieht seitens der Bewohner vieles zur Pflege der Obstcultur; doch wäre die Production noch unendlicher Ausdehnung fähig, wenn die staatlichen Zustände nicht auch auf diesem Gebiete den Fortschritt daniederhielten.

Von Oelfrüchten wird am häufigsten das Ricin gebaut. Die Pflanze scheint nur mäßiger Durchschnittswärme zu bedürfen, denn ich fand sie nicht allein fast überall in der Ebene, sondern bis 6000 Fuß über der Meeresfläche in dem Gebirgsdorfe Dehgirdu, südlich von Ispahan, wo sie allerdings nur noch kümmerlich vegetirt. Um Ispahan selbst dagegen entwickelt sie sich mit besonderer Ueppigkeit; die Fruchtkolben erreichen dort beinahe Fußlänge. Sie erfordert ziemlich dieselbe Bodenbehandlung wie die Baumwollstaude oder wie

Gurken und Melonen, mit denen ich sie wenigstens oft untermischt stehen sah. Das Ricinöl ist fast das ausschließliche Beleuchtungsmaterial der Perser und heißt darum vorzugsweise rugantscherāk (Leuchtöl). Es ist braun, dickflüssig, von widerlichem Geschmack, gibt aber eine helle, reine Flamme. Man gewinnt es in der Regel durch Auskochen, nur an wenigen Orten durch Pressen der Kerne. In der Volksmedicin findet es als wirksames Mittel gegen Diarrhöen und Dysenterien Verwendung. Sesam (gundschit), um Kirman, Ispahan und Schiraz viel gebaut, auch bei Teheran wohl gedeihend, benutzen die Perser selten zum eigenen Gebrauch, sondern sie verkaufen es zu guten Preisen an die Armener, an die im Lande wohnenden wie an die indischen, welche während der Fastenzeit ihre Speisen damit fett machen. Die Ispahaner pressen aus den Samen der Cucurbitaceen und der Baumwollstaude etwas Brennöl. Zu seinen Speisen nimmt der Perser überhaupt kein Oel; die Wohlhabendern verleihen ihnen durch Zuthat von Butter, die Aermern mit dem Fettschwanz der Ovis tatarica das benöthigte Schmalz. Selbst das Olivenöl verwendet er nur zum Brennen und zur Bereitung schmieriger Seife. Allerdings versteht man auch nicht, dasselbe in genießbarem Zustande herzustellen; es bleibt trüb und übelriechend, und eine Oelpresse, die vor einigen Jahren von russischen Unternehmern in Betrieb gesetzt wurde, ging aus diesem Grunde bald wieder ein. Der Oelbaum gedeiht nur in den höher gelegenen Gegenden am Kaspischen Meer, so bei Rudbar und Mandschil, 900 Fuß über dem Meeresspiegel, wo es ganze Wälder von zum Theil mächtigen Stämmen gibt. Auf den Hügeln am Sefid-rud (Weißfluß) kommt er noch als niedriger Strauch wild oder verwildert vor, bis in die Marschländer aber steigt er nigends herab. Sein begrenztes Terrain und der arabische Name zeitun deuten darauf hin, daß er kein heimisches Gewächs ist, son-

dern in alten Zeiten aus Arabien dahin verpflanzt wurde. Die Oliven werden, eingesalzen oder in Essig gelegt, nach dem Kaukasus exportirt und finden daselbst an den Armenern stets willige Käufer. Dem Oelbaum nah verwandt sind die Jujuba und die Zendschit, deren Früchte das Volk in Absicht medicinischer oder diätetischer Wirkungen häufig genießt. Aus den Samen der hauptsächlich um Schāhrud-Bustām, aber auch um Kaschan und Ispahan gepflegten Crucifere Eruca sativa wird das Mandāböl gewonnen, ein sehr nützliches und gut bezahltes Product, denn man reibt damit unter Zusatz von etwas persischen Kanthariden (mylabris) die Kamele ein, wenn sie im Frühjahr ihre Wolle verloren, theils um sie vor Insektenstichen zu schützen, theils um den Wiederwuchs des Haars zu befördern. Diese Einreibung ist den trotz ihres colossalen Baues so empfindlichen Thieren außerordentlich zuträglich, ja, wie man mich versicherte, das einzige Mittel zur Erhaltung ihrer Gesundheit. Nuß- und Leinöl verwenden die Perser zu verschiedenen industriellen Zwecken, namentlich bereiten sie durch Mischung von Leinöl, Sandarak und Naphtha jene schönen Firnisse, welche wir an ihren Lackarbeiten bewundern.

Farbepflanzen werden ebenfalls in Menge gebaut. Die Rubia tinctoria (runās, daher wol die französische Benennung garance) findet in vielen Gegenden des Landes einen günstigen Boden und liefert besonders um Yezd reichliche Ernten. Mit dem Mahlen der Pflanze sowie mit dem nicht unbeträchtlichen Handel und Export beschäftigen sich die Gebern. Hauptstapelplätze sind Ispahan und Schiraz. Im Juli 1859 galt in Schiraz das Man ($5\frac{1}{3}$ Pfund) gemahlener Krapp 0,13 Dukaten. Carthamus tinctoria (kāfscheh), in ziemlich ausgedehntem Maße um Ispahan und Veramin cultivirt, gibt den Saflor, der zum Theil in inländischen Färbereien verbraucht, zum Theil nach Rußland ausgeführt

wird. Den Samen benutzt man in manchen Gegenden an Stelle des Lab zur Coagulation der Milch. Sehr einträglich ist der Anbau der Lawsonia inermis, aus deren pulverisirten Blättern die zum Färben der Haare und Nägel dienende Henna besteht. Die Pflanze gedeiht nur in subtropischem Klima, am besten in der Nähe von Yezd. Bei dem starken Verbrauch im ganzen Orient bildet die Henna einen wichtigen Handels- und Exportartikel. Indigofera (nil) erzeugt die Umgegend von Schuschter im heißen Arabistan; doch ist der dort gewonnene Indigo wegen der mangelhaften Behandlung von geringer Qualität. Da die Perser blaue und grünlich gefärbte Kleiderstoffe vorzugsweise lieben, vermag die Indigoproduction in dem bisherigen beschränkten Umfange dem inländischen Bedarf bei weitem nicht zu genügen; es fließen vielmehr alljährlich bedeutende Summen für die bessern Qualitäten nach Indien. Die gemahlenen Blätter der Indigopflanze liefern das Rang oder Wasme, welches den Haaren, nachdem sie mit Henna gefärbt worden, einen tiefschwarzen Glanz verleiht. Safran baut in größter Menge der Bezirk Näjin in Chorassan. Man benutzt ihn in ganz Persien und im Kaukasus allgemein sowol zum Färben als zur Würze von Reis und Brot. Außer den genannten Pflanzenstoffen finden natürlich auch die Schalen von Granatäpfeln und Pistazien, Eichenbast, sowie die Gallen der Eichen und Pistazien ihre Verwendung in der Färberei.

Unter den zu Gespinsten verwendbaren Faserpflanzen kommt eigentlich nur die Baumwollstaude in Betracht. Etwas Flachs (katun) wird zwar um Balafrusch in Masanderan gebaut, aber in so geringer Qualität wie Quantität, daß er kaum als Landesproduct gelten kann. Die Stengel des Hanfs, die man zum Behuf der Haschisch-Gewinnung in Hausgärten zieht, geben keine textile Faser. Alle Stricke und Bindfaden werden aus Baumwolle, aus Kamel- und Ziegenhaar gedreht;

nur am Kaspischen Meer soll, wie ich mir sagen ließ, eine Cucurbitacee wachsen, aus deren Fasern man Stricke verfertigt. Die Cultur der Baumwollstaude, und zwar weniger der gelben, kurz- und grobfaserigen, als der schönen weißen Art, wird am schwunghaftesten um Ispahan, Yezd, Schiraz, Abade bei Persepolis, Kaschan, Urumie, Masanderan, Damgan und Semnan betrieben. Wie es scheint, bedarf die einheimische Pflanze einen weniger hohen Wärmegrad als die amerikanische, der sie allerdings auch an Länge der Faser bedeutend nachsteht. So gedeihen die mit amerikanischen Samen angelegten Baumwollplantagen in Transkaukasien, in der Nähe von Lenkoran, obgleich sie sehr rationell geleitet sind, nur höchst mittelmäßig, während Masanderan, wo fast ganz dieselben klimatischen Verhältnisse herrschen, reiche Ernten der besten inländischen Baumwolle erzielt. Man nimmt an, daß da, wo das Ricin gedeiht, auch die aus inländischen Samen gezogene Baumwolle einen guten Ertrag liefert. Die höchste Temperatur, welche man in Ispahan beobachtet hat, beträgt nach einer mir gewordenen Mittheilung des armenischen Chalifen 100° F., sie übersteigt jedoch für gewöhnlich nicht 90 — 92°. Allein auch in Urumie mit viel niedrigerer Temperatur wird Baumwolle mit bestem Erfolg gebaut, und sogar in Aminabad, das zu den kalten Gegenden (yelak oder serdesir) zählt, gelangt sie, wenn auch auf höher gelegenen Punkten nicht jedes Jahr, zur Reife. Die Ispahaner pflanzen die Baumwolle gegen Ende April und bewässern die Wurzeln anfangs reichlich, kurz vor Eintritt der Blüte aber mäßiger, weil sonst das Gewächs zum Nachtheil der Blüten und Kapseln zu üppig ins Kraut schießt. Im J. 1859 am 16. August fand ich die Pflanze theils noch im Blühen, theils schon in der Fruchtbildung begriffen; als ich am 15. November wieder durch Ispahan kam, war man gerade mit der letzten Einheimsung beschäftigt. Die Staude erreicht eine Höhe von

$1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Fuß und trägt 20 — 30 Kapseln. Bisjetzt wird alle Baumwolle in Persien mit der Hand gesponnen, weshalb in neuester Zeit das billigere englische Maschinengarn immer mehr Eingang findet. Kattun- und Nankingwebereien gibt es in Ispahan, Yezd und Kaschan. Grobe Zeltstoffe (kerbās) weben Abade, Semnan, Damgan und Kum; sie wurden in den letzten Jahren viel nach Indien und Rußland begehrt und erfuhren infolge dessen eine bedeutende Preissteigerung.

Behufs der Destillation von Rosenwasser, das in großen Quantitäten über Buschir nach Indien verkauft wird, betreibt man zu Schiraz, Kum und Gamsar bei Kaschan in eigens dazu bestimmten Gärten sehr ausgedehnte Rosencultur. Auf die Bereitung des eigentlichen Rosenöls verstehen sich die Perser nicht, obwol das von ihnen erzeugte Rosenwasser vorzüglich duftet und an der Oberfläche mit einem dünnen Häutchen Oel überzogen ist. Andere wohlriechende Wasser, jedoch nur zum Localverbrauch, destilliren sie aus Orangenblüten und aus häufig, namentlich in Masanderan, wildwachsendem Jasmin.

In Masanderan wird auch Zuckerrohr mit ausgiebigem Ertrage gebaut. Bis vor kurzem war die Production noch bedeutender. Da legte die Regierung eine Zuckerfabrik nach europäischer Einrichtung an, und der Gouverneur zwang die Producenten ihre Cassonade unentgeltlich in die Fabrik zu liefern. Natürlich hatte dies eine merkliche Abnahme des Anbaus zur Folge. Raffinerien, welche durch Behandlung des Rohzuckers mit Eiweis ein ziemlich gutes Fabrikat herstellen, befinden sich in Yezd und Ispahan. Bei dem ärmern Theil der Bevölkerung dienen, wie schon erwähnt, eingedickter Trauben- und Melonensaft, weiße Maulbeeren und Honig als Surrogate für den Zucker. Die Runkelrübe kommt nicht selten wild vor, und Versuche, die ich mit europäischem

Samen-anſtellte, ergaben, daß ſich der Boden vortrefflich zur Cultur derſelben eignet; allein man ſchenkte ihr bisjetzt keine Beachtung.

Ueber die narkotiſchen Pflanzen, deren Anbau und Verwendung enthält das achte Kapitel dieſes Theils Ausführliches.

Ob das Hochland Perſiens in alten Zeiten mit Wald bewachſen war, mag zweifelhaft erſcheinen, ſicher aber trugen die jetzt kahlen Berglehnen einen mehr oder weniger dichten Baumwuchs. Hochbejahrte Leute in Teheran erinnern ſich, daß noch zu ihrer Jugendzeit Wälder von Juniperus excelsa (āwers) an den Abhängen des Elburz ſtanden; Dr. Kotſchi ſah noch einzelne dieſer Bäume in den Dörfern Schemiran; jetzt iſt nur ein einziger Stamm übrig. Mit der Juniperus excelsa und der Celtis (teh) ließen ſich ohne Zweifel die meiſten Abhänge wieder bewalden; Eſchen (zæbāne gundschik) und Weiden (bid) würden an den Rändern der Waſſerleitungen gedeihen, und es könnte dadurch nicht nur dem Holzbedarf genügt, ſondern die ganze Vegetation unendlich gefördert werden. Der gegenwärtigen Regierung geht aber aller Sinn hierfür ab. Während meines Aufenthalts ward ihr von einem namhaften europäiſchen Gelehrten ein Plan zur Bewaldung der Berglehnen um Teheran eingeſandt; ſpottend äußerte der Schah: „Was doch die europäiſchen Hekims für närriſche Leute (diwāneh) ſind! Sich um die Berge Irans zu bekümmern! Bekümmern wir uns denn um die Wälder und Berge Europas?“

Ausgedehnte Wälder mit vorzüglichen Holzſorten (dschengel) gibt es zwar am Kaſpiſchen Meer; aber die mächtigen Stämme von Eichen, Buchen, Ahorn, Buxbaum, Juglans Zelkovia crinata, Gleditschia, Eſchen, Celtis, Ulmen, Akazien u. ſ. w. werden zu Kohlen geſchwelt, ſtatt als Schiffsmaſten, als Bau- und Nutzholz Verwendung zu finden. Auch Kurdiſtan beſitzt neben zahlreichen Terebinthinaceen, welche

das bekannte Sakkes-Harz liefern, große Eichenwälder. Ferner wächst hier die Prunus mahaleb, aus deren Holz die im Orient so allgemein beliebten Pfeifenrohre gefertigt werden. Wie in den übrigen Provinzen der Ackerboden, so harren auch diese Wälder nebst den in der Nähe befindlichen Steinkohlenlagern noch der Ausbeutung, wenn erst Eisenbahnen das Land durchschneiden und durch entwickelte Schiffahrt auf dem Kaspischen Meer die Producte an fremde Küsten gelangen werden.

Nachträglich sei erwähnt, daß mit Baumwollsamen, den ich aus Persien mitgebracht und dem k. k. Ministerium für Handel und Ackerbau übergab, in Dalmatien und Südungarn vier Jahre nacheinander Versuche gemacht wurden. Das Resultat ist ein so günstiges, daß die Baumwollcultur in jenen Gegenden gesichert sein dürfte, falls die nöthigen Kapitalien sich dauernd derselben zuwenden.

V.

Gewicht, Maß und Münze.

Gewichte. Juwelen- und Medicinalgewicht. Längenmaße. Edle Metalle. Gold- und Silbermünzen. Scheidemünze. Abnahme des Geldes. Gepräge. Verschlechterung und Fälschung der Münzen.

Die kleinste Gewichtseinheit ist das miṣkāl (schekel der Bibel), welches 66 Gran österreichischen Medicinalgewichts gleichkommt. 1 Miskal = 24 næchud (Küchererbsen), 1 Nächud = 4 gendume-dschau (Gerstenkorn), also 1 Miskal = 96 Gendum.

Für größere Lasten gilt als Einheit das mæn (türkisch bætmæn). Es ist in verschiedenen Städten von verschiedener Schwere. Das in Teheran übliche Män-Tabris hat 4 tscherek (Viertel), 1 Tscherek wiegt 10 Sir, 1 Sir hat 16 Miskal, folglich 1 Män-Tabris = 640 Miskal oder genau 88 Unzen österreichischen Medicinalgewichts. 100 Män-Tabris geben 1 Chärwar, ungefähr 534 wiener Pfund. Das Män-Schāh oder Män-Ispahan wiegt das Doppelte, das Män-Ray (Rages) das Vierfache eines Män-Tabris.

Juwelen wiegt man noch mit dem Karatgewicht. Das Karat (ḳirat, Korn der Ceratonia siliqua) ist um eine Kleinigkeit schwerer als das Nächud, nämlich 23 Karat = 24 Nächud.

Das früher übliche Medicinalgewicht bestand aus diram (Drachme), aukieh und dung.

Auch alle flüssigen Waaren, wie Milch, Wein u. s. w., verkaufen die Perser nach dem Gewicht, daher sie kein eigenes Flüssigkeitsmaß haben.

Als Längenmaß gebraucht man das Zer oder Arschin. Auch dieses variirt in den verschiedenen Städten. In Teheran mißt 1 Zer 104 Centimeter, in Tabris ist es länger, 1 Zer = 4 Tscherek, 1 Tscherek = 8 Girre.

Für das Wegemaß bildet der färsäch oder farsenk (nach den früher üblichen Meilensteinen so benannt, türkisch agatsch, Meilenbaum) die Einheit. Seine Länge ist jedoch ebenfalls nicht dieselbe in den verschiedenen Provinzen. Durchschnittlich rechnet man auf 1 Farsach 5065 Meter, in manchen Gegenden jedoch 12000 Schritte, ungefähr 6110 Meter, und auf eine Tagreise (mænzil) durchschnittlich $5\frac{1}{2}$ — 6 kleine Farsach.

Der Flächenraum (musäfet) wird nach Quadrat-Zer gemessen, der Kubikinhalt nach Kubik-Zer (zer kaab). Größere Feldercomplexe mißt man nach dem dscherib, an den meisten Orten = 1066 Quadrat-Zer.

In alten Zeiten wurden im persischen Reich viel edle Metalle gewonnen, selbst ganz in unmittelbarer Nähe der Stadt Ray (Rages) schmolz man Silber aus den Bleierzen von Bibi Scherbaun; gegenwärtig aber wird mit Ausnahme von etwas Blei, Eisen und Kupfer kein Metallerz ausgebeutet. Eine geringe Menge Gold wird bei Hamadan am Fuße des Elwend gewaschen. Das im Lande befindliche edle Metall stammt entweder aus Umschmelzung alter Münzen und Geschirre, oder von dem Exporthandel mit Rußland und der Türkei, oder aus der Plünderung von Delhi nach Einnahme der Stadt durch Nadir Schah.

Das circulirende Geld besteht aus Gold- Silber- und

Kupfermünzen. Papiergeld gibt es in Persien nicht. Das Recht, Geld zu prägen, wird als die erste und wichtigste Prärogative eines orientalischen Herrschers angesehen; es gilt als Zeichen der Besitznahme des Reichs, speciell derjenigen Stadt, deren Name auf der Münze genannt ist. Darum werden bei der Thronbesteigung neu geprägte Münzen vertheilt, und Prätendenten beeilen sich, Geld mit ihrem Namen schlagen zu lassen. Nächst dem Namen des Herrschers bildet der vollständige, unverkürzte Name der Prägestadt den Hauptbestandtheil der Inschrift. Der Eroberer einer Stadt prägt vor allen Dingen Münzen mit seinem und ihrem Namen; ja bereits während der Belagerung von Herat ließ der Schah Geld mit dem Namen der Stadt schlagen, um sofort nach der Uebergabe, an der man nicht zweifelte, Münzen zum Vertheilen bei der Hand zu haben. Im Namen des Königs Geld prägen bedeutet, wie die chutbeh (das öffentliche Gebet für die Erhaltung des Staatsoberhaupts), Anerkennung seiner Souveränetät. In diesem Sinne schlugen vor einigen Jahren die Sistaner, als ihr Chan eine persische Prinzessin heirathete, Münzen im Namen des Schah.

Die allgemein gebräuchliche Münzeinheit ist der tuman. Die Tumane wechselten häufig im Werthe, sie waren schwerer beinahe bis zum doppelten Gehalt des jetzigen Tuman, der unter der Regierung Mehmed Schahs († 1848) eingeführt wurde. Sein Gehalt kommt ziemlich genau dem holländischen Dukaten gleich: 100 derselben = 101 Tuman. Wegen seines unvollkommenen Gepräges und der auf das Land beschränkten Gangbarkeit steht er aber immer etwas geringer im Werthe, sodaß man bei Zahlungen ins Ausland $1\frac{1}{2}$ — 3 Procent Aufgeld zulegen muß.

Der Tuman wiegt, wenn er neu aus der Münze kommt, 18 Nächud = $\frac{3}{4}$ Miskal = $49\frac{1}{2}$ Gran österreichischen Medicinalgewichts. Allein die Stücke werden, namentlich von

den königlichen Zahlmeiſtern (tahwildār) und den höhern Offizieren bei Auszahlung der Gehalte, Penſionen und Löhnungen ſo ſtark beſchnitten, daß oft 8 Stück nur noch das Gewicht von 7 guten behalten. Reclamationen dagegen helfen nichts, ſobald die richtige Anzahl von Stücken gezahlt wurde. Ein Manco von 28 Gran öſterreichiſchen Medicinalgewichts bei 100 Tuman iſt ſogar geſetzlich geſtattet. Kaufleute jedoch wiegen bei ihren gegenſeitigen Zahlungen das Geld und legen ſo viel zu, bis das normale Gewicht erreicht iſt. Kaufmänniſche Anweiſungen lauten immer auf „Tuman von 18 Nächud, Präge des Schah Naſſereddin."

Auch curſiren viele ſilberne, nur oberflächlich vergoldete Tumane, die natürlich leichter ſind als die echt goldenen. Man prüft daher vorſichtig die einzunehmenden Geldſtücke entweder mit einer kleinen Goldwage, die jeder Geſchäftsmann bei ſich zu führen pflegt, oder indem man ſie zu biegen verſucht, um die Härte oder Weichheit des Metalls zu erkennen. Infolge des Beſchneidens nnd Biegens nutzen ſich die Münzen in wenigen Jahren bis zur Unkenntlichkeit ab. Für das Einſchmelzen und Umprägen (hak es sikke) bezieht die Münze 3 Procent.

Auf den jetzigen Tuman gehen 10 Silberſtücke, genannt Kran (eigentlich sāhib kran, d. i. Herr der Zeitalter, ein Titel des Schah), auch hezār (tauſend). Noch zu Zeiten des Feth Ali Schah wog der Kran 2 Miskal, unter Mehmed Schah aber war das Gewicht bereits auf $1^1/_6$ Miskal = 28 Nächud reducirt. So fand ich ihn im Jahre 1851 bei meiner Ankunft in Teheran; das Werthverhältniß des Silbers zum Golde ſtand damals wie 18: 280 oder wie 1: $15^5/_9$. Da die Krans ſehr feines Silber hatten, nämlich eine Legirung von nur etwa 5 Procent, ſo waren ſie in Indien ſehr beliebt und wurden durch Geber-Kaufleute aus Yezd in Maſſe dorthin ausgeführt; das Silber ſtieg dadurch im Preiſe, man bekam beim

Einwechseln von Gold gegen Silber etwa 4 Procent Aufgeld, und die Silbermünze schwand immer mehr aus dem Verkehr. Um dem Uebel abzuhelfen, zog die Regierung die alten Krane ein und prägte neue im Gewicht von 25 Nachud, wonach das Verhältniß des Silbers zum Golde sich jetzt wie 18: 250 oder wie 1: 13⅞ gestellt hat.

Kleinere Gold- und Silbermünzen cursiren wenig; sie werden meist zu Austheilungen verwendet, wobei es auf die Menge der Stücke ankommt. Zum Neujahrsfeste prägt man sogar eigene Silberplättchen (schähisefid) zu diesem Zweck, deren 80 auf den Tuman gehen.

Als Scheidemünze gibt es Kupferstücke (pul ræwätsch oder pul-e-siäh oder schähi); 20 Schahi = 1 Kran, 200 Schahi = 1 Tuman. Früher ließ jeder Gouverneur Kupfermünzen schlagen, und zwar dem Bedürfniß seines Bezirks angemessen zu 70, 50 oder 30 Stück auf den Kran. Einzelne Gouverneure, wie die von Ispahan, Hamadan, Kirmanschah hatten selbst das Recht, kleine Silberstücke als Scheidemünze zu prägen. Im Jahre 1857 führte die Regierung Gleichförmigkeit der Scheidemünze im ganzen Lande ein, ohne jedoch die vorhandenen Münzen einzulösen, die nun blos den Werth alten Kupfers hatten, wodurch besonders die ärmste Klasse schwer betroffen wurde. Der bedeutende Profit, den die Emission der neuen Scheidemünze ergab, fiel übrigens nicht der Regierung zu, sondern dem Beamten, welcher die Lieferung übernahm und für je 200 Stück (55 Unzen schlechtes Kupfer) einen Tuman aus dem Staatsschatze erhob. Dasselbe geschah bei Einziehung der alten schweren Krane, gegen das fast um ⅛ leichtere Silbergeld. Der damalige Premierminister, Mirza Agha Chan Sader Azam, und der Finanzminister steckten den daraus resultirenden Gewinn allein in ihre Tasche. Die Folge der Münzverschlechterung ist, daß die Indier sich seitdem weigern, für ihre Waaren persisches

Silbergeld zu nehmen und man jetz beim Einwechseln von Gold gegen Silber, umgekehrt wie früher, 7½ Procent draufzahlen muß. Wenn trotzdem die Masse des circulirenden Geldes, wie ich von Kaufleuten und Geldmäklern täglich hören konnte, fortwährend abnimmt, so erklärt sich dies leicht durch folgende Umstände. Nur in guten Getreidejahren mag der Export Persiens dem Import gleich kommen, vielleicht sogar den letztern etwas übersteigen. Finden aber mehrere Jahre hintereinander Misernten statt, infolge deren die Getreideausfuhr stockt oder ganz aufhört, so geht viel Geld für Waaren ins Ausland, ohne wieder von dort zurückzufließen. In jüngster Zeit verschlangen ferner die phantastischen Expeditionen nach Herat und Turkistan sowie der Ankauf von Waffen in Europa, veranlaßt durch den englisch-persischen Krieg, bedeutende Geldbeträge. Zeitweise der Circulation entzogen werden die oft sehr erheblichen Baarsummen, deren Zahlung die Willkür des Herrschers unter allerlei Vorwänden in Ungnade gefallenen Großen als Strafe auferlegt und die auf der Stelle beschafft werden müssen, um dann lange unbeweglich im Schatze zu ruhen; ebenso die kleinern und größern Geldbeträge, welche von den Besitzern wegen Mangel an Vertrauen und an Gelegenheit zu sicherer Kapitalanlage altorientalischer Sitte gemäß unter der Erde vergraben werden.

Die Inschrift der Gold- und Silbermünzen lautet auf dem Avers in arabischer Sprache: Der Sultan, Sohn des Sultans, Sohn des Sultans, Sohn des Sultans, Nassereddin Schah Kadschar; auf dem Revers: Präge der Chalifenstadt *) Teheran (oder der Stadt der Wissenschaft Schiraz, der Stadt der Anbetung Yezd, der Stadt der Sultane Tabris, der

*) Die Könige aus der herrschenden Kadscharendynastie haben, da sie nicht zur Familie der Seide gehören, kein Recht auf den Chalifentitel, behielten ihn aber als Beiname der Residenzstadt bei.

Stadt des Triumphs Herat, des Marſchlandes Reſcht, der Hauptſtadt Iſpahan u. ſ. w.), dann folgt die Jahrzahl. Die Scheidemünze zeigt auf dem Avers das perſiſche Wappen, einen Löwen in der Klaue einen Säbel haltend mit der aufgehenden Sonne, auf dem Revers die Inſchrift: Scheidemünze des Reichs Iran nebſt der Jahrzahl. Ungeachtet des beſtehenden religiöſen Verbots, Abbildungen von Perſonen herzuſtellen, machte der jetzige König mehrmals den Verſuch, ſein Porträt auf die Münze prägen zu laſſen; unter den ungeſchickten Händen der mit der Ausführung betrauten Künſtler wurde aber das Bild eine Caricatur.

Münzanſtalten gibt es faſt in allen größern Städten des Landes, in Tabris, Kaswin, Teheran, Kum, Kaſchan, Iſpahan, Schiraz, Hamadan, Kirmanſchah, Kirman, Balafruſch, Reſcht, Meſchhed, zeitweilig auch in Herat und Sekuhe in Siſtan. Dem Münzweſen (zarāb-chāneh oder sikkeh) ſteht der jedesmalige Finanzminiſter (muajir el memālek) vor, deſſen Sitz in Teheran iſt; ihm ſind die Filiale der andern Muajirs in den verſchiedenen Städten untergeordnet. Die perſiſchen Juden beſitzen ziemlich gute Kenntniſſe in der Scheidekunſt. Sie erzeugen die dazu nothwendigen Säuren, als Schwefel- Salpeter- und Salzſäure, ferner Ammoniak und Alkohol, und leiten in der Regel die techniſchen Manipulationen.

Außer den perſiſchen circuliren noch, beſonders in den Grenzorten am Kaſpiſchen Meer viele ruſſiſche Münzen: ganze und halbe Imperiale und holländiſch-ruſſiſche Dukaten. Trotz ihres geringern Goldgehalts werden jedoch die Imperiale häufig eingeſchmolzen und zu Tumans umgeprägt. Der Curs der Imperiale variirt bedeutend je nach Angebot oder Nachfrage; gewöhnlich ſteht in Tabris der Imperial um $^1/_{20}$ Dukaten höher als in Teheran, in Schiraz dagegen um ebenſo viel niedriger. Engliſches Geld ſieht man gar nicht im Verkehr, denn der

persische Handel nach Indien ist überwiegend passiver Natur.

Münzfälschung wird mit Abhauen beider Hände bestraft. Ich hörte jedoch nie, daß ein Falschmünzer ergriffen und bestraft worden wäre. Da man übrigens bei Annahme von Zahlungen jedes Goldstück zu wiegen pflegt, werden die falschen bald an dem zu leichten specifischen Gewicht erkannt.

Den Geldverkehr vermitteln die Geldwechsler oder Mäkler (seraf) und die großen Kaufleute (tädscher). Letztere übernehmen auch, nachdem mehrmals Geldtransporte aus den Provinzen unterwegs von Räubern angefallen worden, sodaß man zuletzt glücklich bis an die Thore Teherans gelangte Convois in festlichem Zuge unter Paukenschall in die Stadt geleitete, die Zumittelung der von den Gouverneuren abzuliefernden Steuerbeträge und der aus den verschiedenen Münzstätten kommenden Gelder an die Regierung zu Teheran, theils durch Anweisungen (barat) auf zwei bis drei Monate, theils durch sofortige Baarzahlung gegen Abzug des Disconts. Bei dem hohen Zinsfuß von 18 — 30 Procent ziehen natürlich die Kaufleute aus diesen Transactionen enormen Profit, wovon sie indeß einen großen Theil dem protegirenden Gouverneur abgeben müssen.

In Anbetracht aller der berührten Umstände ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß wenn dem Lande sich nicht neue Geldquellen eröffnen, oder wenn noch ferner so unglückliche militärische Expeditionen unternommen werden, der Baarvorrath in steigender Progression schwinden und über kurz oder lang gänzlich erschöpft sein werde. Ein etwas besseres Verhältniß soll sich übrigens in der jüngsten Zeit durch den infolge des amerikanischen Kriegs sehr gestiegenen Baumwollenexport nach Rußland und England hergestellt haben, der bedeutende Geldsummen ins Land zog.

VI.

Industrie und Handel.

Baumwolle. Wolle. Shawlfabrikation. Teppiche. Filze. Patu und Abbâ. Strümpfe. Einfuhr von Tuchen. Seidenstoffe. Färberei und Bleiche. Leder. Pelzwerk. Metalle und deren Verarbeitung. Kupfer. Eisen. Messing. Blei. Zink. Kobalt. Mangan. Schwefel. Kochsalz. Salpeter. Steinkohlen. Edelsteine. Glas. Porzellan. Fayence. Thon. Seife. Metallmosaik. Miniaturmalerei. Mislungene Versuche zur Errichtung von Fabriken nach europäischem Muster. Handwerker. Handel. Der persische Kaufmann. Fremde Kaufleute. Handelsplätze. Handelswege. Zölle. Consulate.

Die Industrie Persiens, obwol sie sich nicht mit der in den meisten europäischen Staaten messen darf, ist doch im ganzen nicht unbedeutend und befriedigt zum größten Theil den inländischen Bedarf. Erwägt man, daß von seiten der Regierung nicht das Geringste zur Hebung des Gewerbfleißes geschieht, daß im Gegentheil ein unvernünftiges Zollsystem die Einfuhr fremder Waaren zum Nachtheil der im Lande erzeugten begünstigt, daß es an Straßen und Verkehrsmitteln fehlt, daß die Metallschätze im Schos der Erde vergraben bleiben und alles Eisen zu hohem Preise vom Ausland bezogen werden muß; betrachtet man die Unvollkommenheit der Werkzeuge und Maschinen, den Mangel an Kapitalien, den

hohen Zinsfuß und die geringe Ausbildung des Creditwesens: so muß man sich billig verwundern, wie doch noch manche inländische Industrieerzeugnisse mit den ausländischen concurriren können.

Seit zwei Jahrhunderten, seit Chardin das Land bereiste, hat freilich die persische Industrie keine Fortschritte, vielmehr Rückschritte gemacht. Gegenüber der immer näher gerückten europäischen Concurrenz lohnt die Anfertigung vieler Artikel nicht mehr, und es ist vortheilhafter, die Rohstoffe zu verkaufen. Anderntheils wurden durch langjährige innere Kriege, die Centren der Industrie, Ispahan, Yezd, Kirman, besonders schwer getroffen. Mit den Arbeitern ging auch ihr Gewerbe zu Grunde, denn nirgends so wie in Persien sind gewisse Industriezweige an einzelne Städte gebunden; man schreibt dies hauptsächlich der abweichenden Beschaffenheit des Wassers an den verschiedenen Orten zu.

Die erzeugte Baumwolle (panbeh) wurde bis vor kurzem meist im Lande zu einem groben, festen Zeug, kerbās*) genannt, verarbeitet, welches, wie bei uns die grobe Leinwand, als Kleidungsstoff für die mittlern Klassen; größtentheils aber als Zeltbezug Verwendung findet. Kum, Simnan und Abadeh bei Schiraz betreiben die Kerbasfabrikation gewerbsmäßig; außerdem aber webt fast jede Haushaltung so viel, als sie zum eigenen Bedarf gebraucht. Das Stück (tub) hält 6—8 Meter. Bessere, nankingartige Stoffe (gædek) fabriciren Ispahan, Yezd und Kaschan, in kleiner Quantität auch Buschir; sie sind dicht und egal gewebt und von vorzüglicher Haltbarkeit der Farbe, daher in Persien wie im Kaukasus zu Sommerkleidern der Stadtbewohner sehr beliebt. Früher wurde auch die natürlich gelbe Baumwolle dazu verwendet (gædek-e-chudreng); dieselbe läßt sich jedoch wegen ihrer

*) Das כרכות der Bibel (Buch Esther, Kap. 1).

keit ſchwer zu einem gleichen Faden verſpinnen, und
ht jetzt vor, Gädek aus engliſchem Garn, das über
eingeführt wird, zu weben. Der Preis iſt dadurch
geworden, allein die Qualität hat ſich verſchlechtert.
ſchätzt ſind die ſogenannten Indiennes oder Pars
kār, Federzeichnung), feine Gewebe mit Muſtern von
rabeskenartig verſchlungenen Blumen, ebenſo die viel-
blumig geſtreiften Ahramikattune. Ihre Verfer-
ſt ſehr mühſam und koſtſpielig, denn die Farben
ede einzeln mittels Handdruck aufgetragen und ſo-
ch Decken mit Sakkesharz vor dem Ineinanderfließen
geſchützt. Die meiſten in Perſien verbrauchten Kattune (tschit) liefern übrigens die Fabriken von Mancheſter, wo man ſie eigens nach perſiſchem Geſchmack und zum Verkauf im Orient fabricirt. Die Waare kommt entweder direct aus England durch Vermittelung des griechiſchen Hauſes Rali Brothers, oder durch Zwiſchenhändler über Konſtantinopel, Trapezunt und Tabris als deutſches, franzöſiſches, ſchweizer Fabrikat.

Aus Wolle (pæsch'm) vom Schaf, von der Angoraziege (murgus) und vom Kamel, letztere kurk genannt, verfertigen die Perſer Shawls, Teppiche, Filze, Flanelle und Flanellſtoffe.

Zu Shawls wird nur die feinſte Angorawolle verwendet. Hauptſitze der perſiſchen Shawlfabrikation ſind Kirman und Meſchhed (schāl-e kirmāni und meschhedi). Gewöhnlich 3 Meter lang und $1^1/_4$ Meter breit, gleichen zwar die perſiſchen Shawls in Muſtern und Farben denen von Kaſchmir, ſtehen ihnen aber an Geſchmeidigkeit und Dichtigkeit des Gewebes ſehr nach. Gute Qualitäten werden durchſchnittlich mit 20 — 30 Dukaten bezahlt, während die indiſchen den doppelten bis dreifachen Preis erlangen. Meſchhed fabricirt Shawls zu 8 — 10 Dukaten, und Kirman ſogar eine dünne, dem europäiſchen Kaſchmirſtoffe ähnliche Qualität (schāl-

e-kusse) im Preiſe von 5—6 Dukaten. Nach den verſchiedenen Muſtern und Farben unterſcheidet man folgende Sorten: läki, lädschewerdi, buteï, schäche-gewez'n, æhrämi, tirmeh, zengäri. Ein mäßiger Export von perſiſchen Shawls findet nach Konſtantinopel und Alexandrien ſtatt. Im Inlande wird der Shawlſtoff in ſchmale Streifen (häschieh) zerſchnitten, auch viel zum Beſetzen und Einfaſſen der Kleider benutzt. Die Shawlfabrikation Perſiens nahm vor einigen Jahren infolge der Bemühungen des Großveziers Emir einen bedeutenden Aufſchwung. Es wurden Shawls zu 50—60 Dukaten gewebt, welche den indiſchen wenig nachgaben. Mit ſeinem Tode ging jedoch dieſe Induſtrie wieder zurück, ſodaß jetzt ein großer Theil der Kaſchmirwolle, deren Preis ſehr geſtiegen iſt, roh nach Indien verkauft wird.

Die perſiſchen Teppiche (færsch) zeichnen ſich weniger durch Lebhaftigkeit der Farben als durch deren Dauer und die Dichtigkeit des Gewebes aus. Die größern (ḳäli) ſind 6 Meter lang und 3 Meter breit; der Preis eines ſolchen bewegt ſich zwiſchen 12 und 40 Dukaten. Auch dieſe Induſtrie iſt im Rückſchreiten begriffen. Teppiche, die vor zwei Jahrhunderten gewebt wurden, übertreffen die heutigen bei weitem an Pracht der Zeichnung und Friſche der Farben. Eine kleinere Art (ḳälitsche), vornehmlich zur Unterlage beim Gebet dienend, koſtet 4—10 Dukaten. Die ſchönſten Teppiche liefert die Provinz Farahän bei Kirmanſchäh. Zweite Qualitäten fertigen die Nomaden in Kurdiſtan, Hamadan, Mianeh zu ziemlich niedrigem Preiſe; ſie wiſſen ihrem Erzeugniß durch hellbraune Grundirung mit Kamelwolle ein beſonders gefälliges Anſehen zu geben. Bekommt der Teppich eine Falte (gis), ſo verliert er die Hälfte ſeines Werths, weil dieſer Fehler unverbeſſerlich iſt und die Stelle ſich bald abreibt und kahl wird. Sonſt iſt die Haltbarkeit der perſiſchen Teppiche in der That erſtaunlich. Im zweiten Jahre

meines Aufenthalts in Teheran wollte ich drei schöne, aber schon gebrauchte Teppiche von einem Perser kaufen. Da mir der geforderte Preis etwas hoch schien, stellte ich dem Besitzer vor, daß sie ja schon alt wären, worauf er erwiderte: „Das ist keineswegs der Fall, denn ich kaufte sie erst vor 16 Jahren.“ Wir wurden Handels eins, nnd nach achtjährigem Gebrauch zahlte man mir bei der Wiederveräußerung denselben Preis dafür. Der Handel mit Teppichen ins Ausland, nach dem Kaukasus und nach Konstantinopel, ist nicht erheblich, weil das schwere Gewicht den Transport kostspielig macht, weil andern, welche nicht gleiche Ansprüche wie der Perser an die Dauer der Teppiche stellen, ihr Preis zu hoch erscheint und weil dieselbe Größe nicht für jedes Zimmer paßt. Auf Bestellung kann man allerdings Teppiche in jeder Dimension und in beliebigem Muster erhalten, doch muß man alsdann wenigstens acht Monate sich gedulden, da die Arbeit äußerst langsam vorschreitet.

Den Werth eines Shawls und eines Teppichs kann man nur durch lange Uebung im Sehen und Anfühlen verschiedener Qualitäten beurtheilen lernen. Beim Perser ist es, wie an einer andern Stelle erwähnt, Sache der Erziehung, ein Pferd, einen Shawl und einen Teppich genau taxiren zu können; der Europäer aber darf seinem eigenen Urtheil nicht trauen, sondern muß sich an einen zuverlässigen Verkäufer oder Mäkler wenden. Es gehört schon ein sehr geübtes Auge und Gefühl dazu, einen persischen von einem indischen Shawl zu unterscheiden.

In der Fabrikation von Filzen (nemet) verschiedener Art, mit schönen Figuren und Inschriften von gefärbter Wolle ausgelegt, zeigen die Perser besondere Geschicklichkeit. Die in Yezd gefertigten sind, obwol über $1^1/_2$ Zoll dick, von außerordentlicher Geschmeidigkeit und Elasticität; die kleinen von Hamadan aus Ziegenwolle fühlen sich glatt wie Seide

an. Filze werden zur Bekleidung des Fußbodens, zur Kopfbedeckung, zu Jacken, Pferdedecken u. ſ. w. verwendet. Wegen ihres ſchweren Gewichts eignen ſie ſich jedoch nicht zur Ausfuhr.

Einige Nomadenſtämme, namentlich die Kurden, weben bunte, dünne, leichte und doch unverwüſtliche Decken zum Gebrauch für Menſchen und Pferde, gelim, kurdi, sinpuschte genannt. Das Stück koſtet 2 — 6 Dukaten.

In Kirman wird ein dicker, dauerhafter und dennoch ſehr ſchmiegſamer Flanellſtoff (patu) gewebt und durch Walken waſſerdicht gemacht. Einen ſolchen Patu habe ich acht Jahre hindurch auf allen meinen Reiſen, in Zelten, in der Wüſte, auf Bergen, als Unterlage beim Schlafen benutzt und dann in völlig brauchbarem Zuſtand mit nach Europa gebracht, wo er mir wenigſtens noch zehn Jahre als Teppich dienen kann. Jedem Reiſenden in Perſien iſt anzurathen, ſich mit einem Patu zu verſehen, der wegen ſeiner im Verhältniß zum Volumen erſtaunlichen Leichtigkeit die vortrefflichſten Dienſte leiſtet. In einen Patu eingehüllt, iſt man hinlänglich gegen Thau und Regen geſchützt. Von Farbe ſind die Patus entweder naturbraun oder blau, grün, roth. Der Preis beträgt 3 — 6 Dukaten.

Ein gleichfalls ſehr ſchmiegſamer Flanellſtoff (berek) wird aus feiner Kamelwolle gewebt. Weich, warm und dauerhaft, vertritt er dem Perſer die Stelle des Tuchs. Der beſte kommt aus Afghaniſtan vom Tribus der Hazareh, doch erzeugt auch Choraſſan eine ſchöne Qualität.

Eine Art Mäntel, ähnlich dem arabiſchen Abba, wird in Kirman und Ispahan aus Kamelhaar gefertigt. Man pflegt ſie auf den Achſeln mit eingeſchlagenen Goldfäden zu verzieren; alle aber ſind leicht, vollkommen waſſerdicht und unverwüſtlich. Sie werden mit 3 — 8 Dukaten bezahlt. Auch ſie bewähren ſich im Sommer wie im Winter äußerſt praktiſch auf der Reiſe, praktiſcher als die Kautſchukmäntel,

denn sie schützen gegen Sonne und Regen, gegen Hitze und Kälte.

Aus Wolle werden auch die berühmten persischen Strümpfe gewebt, welche an Elasticität, Lebhaftigkeit der Farben und Schönheit der Muster dem Kaschmirshawl nahe kommen. Am geschätztesten sind die von Schiraz und von Choi am Ararat.

Neben den im Lande erzeugten Fabrikaten aus Schaf-, Ziegen- und Kamelwolle ist der Verbrauch von Tuch (mähut) sehr bedeutend. Der Perser versteht sich nicht auf die Tuchfabrikation; eine Fabrik in Azerbeidschan, welche vor etwa dreißig Jahren errichtet wurde, ging bald wieder ein. Alles Tuch kommt daher vom Auslande, von Konstantinopel über Trapezunt und Tabris durch persische Kaufleute eingeführt. Es ist meist österreichisches Fabrikat, obwol es unter dem Namen holländisches Tuch (mähut valendis) verkauft wird. Beim Einkauf von Tuch berücksichtigt der Perser weniger den Preis als die Qualität, da er gewohnt ist, von Wollwaaren eine wenigstens sechs- bis zehnjährige Dauer zu verlangen; man hört häufige Klagen über Verschlechterung des europäischen Fabrikats bezüglich seiner Haltbarkeit. Zu einem Mantel werden $3^1/_4$ Meter Tuch gebraucht; Europäer, welche dergleichen Abschnitte mitbringen, besonders von blauer, chamois und olivengrüner Farbe, können durch Verschenken derselben sich sehr beliebt machen und manchen wichtigen Dienst erkaufen.

Die Fabrikation von Seide (abrischum) ist zwar im ganzen Lande verbreitet, hat aber seit den Zeiten Chardin's gleichfalls sehr abgenommen. Die bedeutendsten Seidenfabriken befinden sich in Kaschan, Yezd, welches das schönste Fabrikat liefert, Ispahan, Tabris und Meschhed. In Kaschan waren vor zehn Jahren noch vierhundert Stühle im Gange; von da ab sank der Betrieb, weil viel Rohseide infolge der Preis-

ſteigerung dieſes Artikels in Europa dorthin ausgeführt wurde. Im allgemeinen ſind die perſiſchen Seidenzeuge dauerhaft und von lebhafter Farbe; man verſteht es, durch Binden der Strähne beim Färben zart nüancirte geflammte Muſter zu erzeugen; an Glanz und Gleichheit des Fadens erreichen ſie jedoch nicht die europäiſchen Sorten. Taffete (tāfteh, kænāvis) werden glatt in Meſchhed und Kaſchan, bunt carrirt zu Bettdecken in Yezd und Ispahan, zu Thürvorhängen (perdeh) in Gilan am beſten gefertigt. Moirés (chārāh*) und dārāh) ſtehen in jeder Beziehung dem europäiſchen Manufact nach. Atlas (gātni) fabricirt nur Kaſchan, doch nie ganz aus Seide, ſondern mit Einſchlag von Baumwolle. Ebendaſelbſt fertigt man allein noch Brocate (zerbāfi) mit eingewebten goldenen Blumen, freilich den einſt ſo berühmten perſiſchen Brocaten kaum mehr zu vergleichen, und Sammte (machmal), die den franzöſiſchen zwar nicht an Feſtigkeit, aber an Weiche und Farbenpracht nachſtehen; einige Farbennuancen, namentlich blauſchwarz, können die Perſer gar nicht erzeugen, am beſten gelingt ihnen noch orange und ponceau. Einen eigenthümlichen Seidenſtoff liefert Yezd unter dem Namen schal abrischum; er iſt nach Art der indiſchen Shawls mit Palmen und Gewinden durchwebt, von zartgezeichneten Borduren eingefaßt, und der einzige, von dem einige Ausfuhr nach Rußland und Konſtantinopel ſtattfindet. Dagegen bildet die Ausfuhr von Rohſeide, wie oben erwähnt, eine der wichtigſten Hülfsquellen des Landes. Eingeführt werden von Seidenſtoffen nur lyoneſer Fabrikate, vorzüglich Damaſt und Brocat, doch auch in nicht erheblichem Betrage.

Flachs wird ſehr wenig verarbeitet, nur zu Schnupftüchern und Leibbinden. Der Flachsbau beſchränkt ſich auf einige kleine Strecken im Bezirk Maſanderan.

---

*) חור der Bibel (Buch Eſther, Kap. 1).

Die Farbestoffe, deren man sich zur Fabrikation bedient, sind theils Producte des Landes, wie Krapp, Saflor, Indigo, Granatäpfelrinde, Galläpfel, Eisen- und Kupfervitriol, essigsaures Eisen u. s. w., theils werden sie von Indien bezogen. Die Cochenille kommt über Europa, wird jedoch häufig durch die am Ararat vorkommende Porphyrophora Hamelii ersetzt. Durch Zusatz einer indischen Rinde, Luter (لُطر), erhöht man die Intensivität der Cochenillefarbe. Mit der Farbenbereitung beschäftigen sich die Nomadenweiber nach althergebrachten Recepten; als Säuren verwenden sie dabei Citronen- und durch Verbrennung von Schwefel mühsam gewonnene Schwefelsäure; als Alkalien den Urin der Kühe. Bei so verschiedenartiger Concentration der Stoffe ist es natürlich sehr schwer, genau dieselbe Nuance hervorzubringen, und an Teppichen wie Shawls bemerkt man daher nicht selten, zumal die Anfertigung lange Zeit, gewöhnlich sechs Monate in Anspruch nimmt, kleine Farbenabweichungen an einzelnen Stellen. Dagegen sind die Farben durchgehends echt und widerstehen länger als die in Europa gebräuchlichen den verzehrenden Strahlen der persischen Sonne. Alle größern Fabrikstädte haben eigene Färbereien (sabbagh), von denen die meisten nur in einer Farbe arbeiten. Ebenso findet man überall große Bleichen, bei Ispahan z. B. sah ich die Ufer des Zainderud weit und breit mit Garnen und Geweben bedeckt.

Die Lederfabrikation wird am stärksten in dem Städtchen Hamadan betrieben. Aus vortrefflich gegerbten Schaffellen bereitet man hier schöne farbige Maroquins, tscherme hamadäni genannt, und aus dem Rückenfell des wilden Esels vorzügliches Chagrinleder (saghri), dessen schillernd grüne, mit Grünspan erzeugte Farbe gleich wie die kleinen grieslichen Erhabenheiten, welche mittels Amaranthussamen hervorgebracht

werden, ſich bis zur völligen Abnutzung unverſehrt erhalten. Auf die Fabrikation von Sämiſchleder aus den Fellen der wilden Ziegen und Argalis verſteht man ſich nur in der Stadt Kirman; in den übrigen Theilen des Reichs werden die Felle von Hirſchen, Rehen, Gazellen, Argalis, wilden Ziegen und Steinböcken als nutzlos weggeworfen. Die Einfuhr von Leder iſt ganz ohne Bedeutung, weil vom Ausland kommendes Leder dem Perſer für geſetzlich unrein gilt. Auch die Benutzung der Häute von gefallenen Thieren verbietet das Religionsgeſetz. Geringe Quantitäten ſchwarzbraun gefärbtes Hirſchleder werden unter dem Namen dschir an kaukaſiſche Stämme zu Rüſtungen verkauft. Etwas erheblicher iſt die Ausfuhr von rohen Lamm- und Ziegenfellen.

Zu Pelzwerk werden von inländiſchen Fellen nur die Lammfelle von Schiraz und Kum benutzt. Von Natur ſchon ſchwarz, erhalten ſie noch durch Färben mit eſſigſaurem Eiſen und Granatäpfelrinde einen tiefſchwarzen Glanz. Die wohlhabendern Klaſſen tragen indeß ſchwarze Lammfelle von Buchara (puste-buchārā) oder aus Rußland eingeführte Feh und Nerze. Da aber andererſeits ein ziemlich ausgedehnter Export der für unrein geltenden Felle von Löwen, Tigern, Leoparden, Füchſen, Wölfen, Schakalen, Hyänen, Geparden, Ottern und Mardern ſtattfindet, ſo dürfte dieſer den Import wenigſtens aufwiegen. Der Pelzhandel wird ausſchließlich von Armeniern betrieben, da kein Muſelman die unreinen Felle berühren darf. Es geht daher ein großer Theil der Felle wie überhaupt der Beſtandtheile von geſetzlich unreinen Thieren der Verwerthung und Benutzung verloren.

Im Reichthum an Metallen, namentlich an Kupfer, kann ſich kaum ein anderes Land der Erde mit Perſien meſſen. Eine Kupfermine (maadene mis) hat faſt jeder Diſtrict, ja am nördlichen Abhang des Elburz bei Teheran zählt man deren 20, und ebenſo viele in der nächſten Umgegend von

Kaswin. Die ergiebigsten Minen besitzt Karadagh bei Tabris. Allein die Perser sind in der Kunst des Bergbaus sehr weit zurück, und von Betriebsmaschinen, die aus Europa verschrieben waren, wußten sie keinen Gebrauch zu machen. Die reichen Minen von Charassan liefern nur ganz geringe Ausbeute, weil die Arbeiten durch häufige Einfälle der Turkomanen unterbrochen und gestört werden. Unternimmt ein Perser, welcher sich durch Beschäftigung mit Alchemie einige elementare Kenntniß erworben hat, die Ausbeutung einer Mine, so verliert er entweder das hinein verwendete Kapital, oder sobald der Betrieb zu lohnen anfängt, bemächtigt sich der Gouverneur desselben, der ihn dann aus Unkunde vernachläßigt und bald wieder einzustellen genöthigt ist. Alle diese Umstände bewirken, daß trotz der reichen Erzlager im eigenen Lande der größte Theil des in Persien verarbeiteten Kupfers aus Rußland eingeführt wird, und da die meisten Koch- und Wirthschaftsgeschirre aus Kupfer bestehen, so ist der Bedarf an diesem Metall sehr bedeutend. In der Hütte des Aermsten finden sich einige kupferne Geräthe vor; um den übermäßigen Druck eines Gouverneurs zu bezeichnen, sagt man: „Er brachte es so weit, daß zwei Hütten zusammen sich eines einzigen Kupfertopfs bedienen mußten.“ Allgemeiner Beliebtheit erfreuen sich die Kupferschmiedearbeiten von Sendschan und Kaschan; in den Werkstätten letzterer Stadt fand ich im Sommer 1859 600 Arbeiter beschäftigt. Die von dort kommenden Gefäße zeichnen sich durch Solidität der Nietung, Eleganz der Formen und zierliche Gravirung aus und finden im ganzen Lande Abnahme. Ich sah dort mit Arabesken, Figuren und arabischen Sprüchen verzierte Schalen und Becher, welche Anspruch auf den Namen von Kunstwerken erheben konnten. Zinn und Salmiak, das zur Verarbeitung des Kupfers erforderliche Material, muß aus Indien bezogen werden; denn der im Lande erzeugte Salmiak

(nischādur), der überdies unrein ist, reicht nicht hin für den Verbrauch. Borax (bureh) liefern die Seen Mediens.

Wie die Kupfer-, so bleiben auch die reichen Eisenminen des Landes vernachlässigt. Was aus den Minen von Masanderan und Charassan an Eisenerzen gefördert wird, sind kaum nennenswerthe Quantitäten. Alles übrige Eisen (āhen) kommt vom Ural auf der Wolga und über das Kaspische Meer nach Persien; nur die südlichen und südöstlichen Provinzen versorgen sich auch zum Theil von Indien. Persische Eisenarbeiten waren einst hochberühmt, und noch jetzt haben die Damascenerklingen von Schiraz und Meschhed einen guten Ruf, doch können sie sich den alten Klingen und Flintenläufen an Güte, namentlich an Schönheit der künstlichen Gravirungen auf Stahl mit eingelegten Goldplättchen nicht an die Seite stellen. In den Arsenalen von Ispahan, Schiraz und Teheran werden Schießwaffen, besonders Flinten und Pistolen nach europäischem Muster, selbst mit genauer Nachahmung der Fabrikzeichen gefertigt, die den Originalen in der That ziemlich nahe kommen. Weniger gelingt die Fabrikation der ebenfalls den europäischen nachgeahmten schneidenden Werkzeuge, z. B. der von Ispahan aus in den Handel kommenden Federmesser. Der Perser hält sehr viel auf ein gutes Federmesser; er zeigt das seinige dem Europäer und fragt ihn, ob es echt englisches Fabrikat sei. Häufig zog der Minister, wenn ich bei ihm war, aus seinem Shawlbeutelchen ein Federmesser hervor, um sich über Werth und Güte desselben durch mich unterrichten zu lassen. In dem Roman „Hadschi baba" charakterisirt daher ein Gesandter, vom König über die Eigenthümlichkeiten der verschiedenenen europäischen Nationen befragt, die Engländer mit den Worten: „Das ist die Nation, welche die Federmesser verfertigt." Bei dem theuern Preise des Eisens ist der Verbrauch zu Geräthschaften und Werkzeugen natürlich sehr beschränkt, was auf die gesammte

Induſtrie nachtheilig einwirkt. Zwar machte der jetzige Schah mehrmals Verſuche, unter Zuziehung von Europäern Eiſenerze ſchmelzen zu laſſen, ſie blieben jedoch, obgleich große Summen verſchlingend, ohne Reſultat, ſodaß er zuletzt gänzlich daran verzweifelte, daß Eiſen in ſeinem Lande geſchmolzen werden könne. „Das erſte Man (5¼ Pfd.) Eiſen, das aus perſiſchem Mineral gewonnen worden", äußerte er einmal, „würde ich mit Gold aufwiegen." Sonach war es ihm unbekannt, daß Maſanderan und Charaſſan etwas Eiſen produciren.

Meſſing- und Blechgeſchirre, darunter namentlich die beliebten ruſſiſchen Schnellſiedekeſſel (Samovar), werden ziemlich viel von Rußland eingeführt.

Der Handel mit Metallen befindet ſich faſt ausſchließlich in den Händen der Ruſſiſch-perſiſchen Compagnie, welche an den verſchiedenen Küſtenpunkten ihre Factoreien beſitzt.

Blei (surb) wird ſoviel ausgebeutet, daß der inländiſche Bedarf reichlich gedeckt iſt, auch noch einiges zur Ausfuhr übrigbleibt. Das meiſte Bleierz wird um Kirman gefördert, es iſt ſtark ſilberhaltig.

Zink (ru), das häufig zu Trinkgeſchirren (tun ge-ru) verarbeitet wird, kommt ganz allein aus Rußland.

Kobalt (chāk-e-lādschewert, Lapis lazuli-Erde) findet ſich in vorzüglicher Güte in der Nähe von Kaſchan. im Dorfe Gamſar. Die Mine iſt Eigenthum einer Seïdenfamilie. Es ſollen ziemlich bedeutende Mengen Kobalterde nach Rußland gehen. Guten Lapis lazuli liefert Turkiſtan, minder rein kommt er auch in Azerbeidſchan vor.

Arſenik lagert als Auripigment (zernich) und Realgar in großen Maſſen um Kurdiſtan und in der Nähe von Kaswin; der Export nach Konſtantinopel iſt nicht unbedeutend.

Manganerde (mugl), als Beiſatz zum Glasfluß dienend, wird um Kirman gewonnen.

Schwefel (gugird) gibt es im Ueberfluß in den verschiedenen Theilen Persiens, und sicher wird einst, von erleichterten Communicationswegen begünstigt, eine sehr erhebliche Ausfuhr dieses Artikels nach Europa stattfinden. Der schönste hyacinthrothe Schwefel tritt nahe unter dem Gipfel des Demawend zu Tage, wo ihn während der Sommermonate die Bewohner des Städtchens Ask einsammeln. Er heißt im Handel gugird-e-ahmer oder demawendi zur Unterscheidung von dem Stangenschwefel, der gugird-e-farsi genannt wird.

Kochsalz und Chilisalpeter als krystallinische Ausschwitzung kommt so häufig vor, daß man fast nur die Transportkosten dafür bezahlt. Außerdem finden sich zahlreiche Lager von Stein- und Krystallsalz (nemek-e-turki). Etwas Salpeter (schure) soll, wie ich hörte, nach Indien exportirt werden. Mit seinem Reichthum an Kochsalz und andern salpetersauren und schwefelsauren Salzen wäre Persien die ganze Welt zu versorgen im Stande.

Steinkohlen, welche in mächtigen Flötzen zum Theil offen liegen, werden bisjetzt wegen Mangel an Straßen und industriellem Bedarf nicht geschürft. Der Perser sagt, Steinkohlen könne er nicht zu seiner Wasserpfeife benützen. Das Kohlenflötz auf dem nördlichen Abhange der Elburzkette bei Teheran erscheint schon unterhalb Kaswin im Dorfe Jf, taucht dann im Laarthal, besonders in einem Seitenthal desselben, genannt Diwasia, wieder auf, und zeigt sich endlich in der Nähe des Städtchens Ask am Flusse Heras. Ueberhaupt ist die Steinkohlenformation sehr reich vertreten.

Von Edelsteinen liefert Persien nur Türkise (firuze), und da die frühern ergiebigen Minen wegen Anfüllung mit Wasser unzugänglich sind, beschränkt man sich jetzt auf die Durchsuchung der alten Stufen. Seitdem ist der Preis der Türkisen sehr gestiegen, und es kommen nur kleinere Stücke

oder ſolche, die aus älterer Zeit ſtammen, im Handel vor. Die königliche Schatzkammer beſitzt den werthvollſten Türkis; er iſt von reinſter tiefer Azurfarbe ohne alle Fehler und Flecken (barāz, d. h. Lepra) und wird, obgleich kaum die Größe einer halben Mandel erreichend, auf 600 Dukaten geſchätzt. Es gibt wol größere Steine, aber nicht ſo rein, ſondern voll Flecken und Adern, daher von verhältnißmäßig geringerm Werth. Die zweite Qualität, schirbām genannt, ſtammt zwar auch aus der alten Mine, ſpielt aber mehr ins Weiße als ins Blaue; die Stücke gehen meiſt nach Bagdad, wo ſie von den Arabern gut bezahlt werden. Die dritte Qualität bilden die aus neuer Mine zu Tage geförderten (maden-e-nau), welche anfangs ſchön blau ſind, mit der Zeit aber ſich ins Grünliche verändern. Man verſchmäht ſie im Lande als völlig werthlos. Perſiſche Türkiſen werden nach Rußland, beſonders auf die Meſſe von Niſchnij-Nowgorod zum Verkauf gebracht, weil ſie die Ruſſen am höchſten ſchätzen; doch iſt die ganze Ausfuhr in der Neuzeit von keinem Belang. Das Schleifen und Poliren der Edelſteine ſcheinen die Perſer von den Hindu erlernt zu haben, wenigſtens bedienen ſie ſich wie dieſe des Schmirgels (sumbāde) dazu. In Ispahan, Schiraz und mehrern andern Städten ſchleift man Diamanten auf der hölzernen Scheibe; man ſoll dort auch Steine zu ſchleifen verſtehen, welche wegen ihrer aſtartigen Bildung (ähnlich den widerſtehenden Aeſten des Holzes beim Hobeln) von europäiſchen Meiſtern nicht bewältigt werden können. (?)

Die Glasfabrikation (schischeh, belur), vor etwa 250 Jahren durch einen Italiener eingeführt, machte in jüngſter Zeit einige Fortſchritte. Gewöhnliche Glasgeſchirre, wie Trinkgläſer, Flaſchen, Spiegel, werden recht gut gearbeitet. Faſt jede bedeutendere Stadt hat einen Glasofen für den Localgebrauch. Die Glasgeſchirre von Kum und Schiraz gelten

für die beſten. Scheibenglas jedoch können die Perſer nur in Tafeln von ſehr mäßiger Größe herſtellen. Als Lauge zur Fabrikation dient das Varec (ḳaliab-ḳumi), welches aus den Solſolapflanzen (uschnun) der Wüſte durch Verbrennen und Zuſammenſintern gewonnen wird. Die Einfuhr von Spiegeln und Kryſtallgläſern über Konſtantinopel und aus Rußland iſt ſehr beträchtlich; ſie zieht alljährlich große Geldſummen aus dem Lande.

Porzellan wird wenig und von geringer Qualität erzeugt, am brauchbarſten ſind noch die Geſchirre von Kum (kāse ḳumi). Daher iſt das echte chineſiſche Prozellan (tschini), über Hindoſtan kommend, ſehr begehrt; auch engliſche und ruſſiſche Waare, namentlich Thee- und Kaffeegeſchirre, findet gute Abnahme. Etwas beſſer verſteht man ſich auf die Erzeugung von Fayence (kāschi). Berühmt ſind die glaſirten Ziegeln, aus denen allerhand Bilder, Jagdſcenen, Landſchaften u. ſ. w. zuſammengeſetzt werden. Das darzuſtellende Bild wird nämlich mit feuerfeſten Farben auf eine Lehmplatte gebracht, die man dann in Ziegeln zerſchneidet. Hierauf werden die Ziegeln gebrannt und in der Ordnung wie auf dem Bilde mittels Kitt und Mörtel zuſammengefügt. Dergleichen Moſaiken dienen zum Bekleiden der Wände und Kuppeln in Moſcheen, Madraſſes, Bädern und andern öffentlichen Gebäuden. Doch auch dieſe Kunſt iſt in Verfall gerathen. So ſchöne Farben, wie ſie an den Bekleidungen älterer Gebäude in Ispahan noch zu ſehen ſind, vermag man heute nicht mehr hervorzubringen. Die beſten farbigen Ziegel liefert jetzt Kaſchan, daher ihre Benennung kāschi. Aus Thon verfertigt man die poröſen Alkarazzas: Trinkgeſchirre, in denen ſich das Waſſer friſch erhält und die auch zum Filtriren des Waſſers dienen. Man liebt es, ſie mit Figuren und Arabesken zu verzieren, beſonders zeichnen ſich die in Kum gefertigten (kuze ḳumi) durch geſchmackvolle Formen

aus. Beim Brennen werden sie nicht direct dem Feuer ausgesetzt, sondern mit einer thönernen Hülle umgeben, sodaß die Hitze langsam und gemäßigt einwirkt. . Bevor der Perser einen neuen Alkarazza in Gebrauch nimmt, pflegt er etwas Rosenwasser hinein zu gießen; der Wohlgeruch bleibt dann viele Wochen bemerkbar. Neben den zierlich geformten Alkarazzas gibt es übrigens auch ganz roh gearbeitete und schlecht glasirte Thongeschirre, welche an die Uranfänge der Industrie gemahnen und gegen die schönen Scherben, die man in den Ruinen der Stadt Rages (Ray) findet, sehr unvortheilhaft abstechen.

Gute und billige Seife (saabun) wird aus Varec bereitet, vorzüglich in der Stadt Kum. In den Provinzen am Kaspischen Meer siedet man Schmierseife aus Olivenöl.

Eine von Hindostan oder China nach Persien verpflanzte Kunst ist die Bein- und Metallmosaik (chātem sāzi), welche zum Schmuck von Tischen, Sesseln, Rahmen u. s. w. angewandt wird. Die Schirazer und Ispahaner fertigen sehr zierliche Arbeiten dieser Art zu erstaunlich billigem Preise. Man bildet nämlich symmetrische Figuren aus langen aneinandergeschraubten Stäbchen von Bein und Metall, macht hierauf mittels feiner Sägen horizontale Durchschnitte und legt die dünnen Platten in das Holz der Möbelstücke ein. Sehr schöne eingelegte Thüren, Sessel u. s. w. bewunderte ich im königlichen Schlosse zu Teheran.

In Ispahan besteht eine eigene Malerzunft (nakkāsch), welche sich ausschließlich mit Bemalen von Papparbeiten, Taschenspiegelchen, Tintenfässern, Büchereinbänden u. s. w. beschäftigt. Diese Miniaturgemälde von Blumen, Ranken, Thier- und Menschengruppen sind sehr zierlich und naturgetreu, bis auf die Perspective, deren Gesetze den Persern ebenso wenig wie den Chinesen bekannt zu sein scheinen. Mit einem aus Sandarak, Leinöl und Naphtha bereiteten ausge-

zeichneten Firnis (rugan-e-kæmun) überzogen, erhalten ſich die lebhaften Farben friſch und glänzend. Man bezahlt für dergleichen Malereien, je nach dem Rufe des Meiſters, oft fabelhafte Preiſe, für ein bemaltes Taſchenſpiegelchen z. B. 50 Dukaten, und zeigt einen ſolchen Schatz gern dem Europäer, wobei es ſchicklich iſt und erwartet wird, daß der Beſchauer in enthuſiaſtiſche Bewunderung des Kunſtwerks ausbreche.

Um dem fortwährenden Geldabfluß zu ſteuern, machte der jetzige Schah, wie ich bereits an verſchiedenen Stellen erwähnt, mehrfache Verſuche zur Errichtung von Fabriken europäiſcher Conſtruction. Beſonders zur Zeit der engliſch-perſiſchen Wirren ſtrebte die Regierung eifrig danach, das Land von dem engliſchen Markt zu emancipiren. Sie gab ſich dabei den unſinnigſten Hoffnungen hin. Mit einer kleinen Spinnfabrik glaubte man in kurzer Zeit alle engliſchen Spinnereien entbehrlich machen zu können; als eine Papiermühle angelegt wurde, fragte der Schah den Vorſteher dieſes im Bau begriffenen Etabliſſements, ob es möglich ſein werde, Papier darin zu erzeugen, worauf derſelbe raſch erwiderte: „Ja, ich will dein Opfer ſein, in wenigen Jahren werden wir ſo viel Papier an das Ausland liefern, daß in ganz Frengiſtan kein Bogen mehr fabricirt werden kann.“ Natürlich entſprach das Reſultat dieſer vereinzelten Anläufe, ſo bedeutende Summen auch darauf verwendet wurden, nicht im geringſten den geträumten Erwartungen. Ich nahm mehrmals Gelegenheit, meine Anſichten darüber dem Schah auseinanderzuſetzen, erntete aber nur Undank und üble Nachrede davon, weil man mich als Europäer in Verdacht hatte, ich wolle dem Aufſchwung der inländiſchen Induſtrie hinderlich ſein, und ſpäter, nachdem alles ſo gekommen, wie ich es vorausgeſagt, war man zu ſtolz, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Meine Gründe, warum eine plötzlich von außen importirte Fabrikinduſtrie in Perſien nicht gedeihen könne, waren etwa folgende. Zunächſt fehlt es durchaus an den nöthigen Arbeitskräften. Die dünne Bevölkerung iſt bei weitem nicht im Stande, allen ertragfähigen Boden zu cultiviren; es müßten alſo dem Ackerbau die ohnehin unzureichenden Arme entzogen werden. Wollte man nun in Betracht deſſen europäiſche Arbeiter kommen laſſen, ſo würden dieſe entweder dem Klima und der ungewohnten Lebensweiſe erliegen oder infolge der durch die orientaliſche Sitte aufgezwungenen Iſolirung ſich dem Trunk ergeben und körperlich wie geiſtig zu Grunde gehen. Ferner wäre es unmöglich, den maßloſeſten Unterſchleifen und Veruntreuungen bei Verwaltung der Etabliſſements vorzubeugen. Wenn ſchon in europäiſchen Ländern auf Staatskoſten betriebene Fabriken nicht reuſſiren, was kann in Perſien von dergleichen erwartet werden! Endlich ſei die Herbeiſchaffung aller Maſchinen und Apparate ſowie des geſammten Erneuerungsmaterials aus ſo weiter Ferne und auf den ungebahnten Wegen des Landes mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten, jedenfalls aber mit ſo enormen Koſten verbunden, daß die Anlagen von vornherein jeder Ausſicht auf vortheilhaften Betrieb ermangelten. Die Regierung möge, ſo rieth ich, immerhin die Privatinduſtrie nach Kräften ermuntern und fördern, ihr Hauptaugenmerk jedoch auf Hebung der Bodencultur, auf Gewinnung und Ausbeutung der reichen Naturſchätze richten; dann werde ſich durch den Austauſch inländiſcher Producte gegen europäiſche Induſtrieerzeugniſſe mit der Zeit eine Handelsbilanz zu Gunſten Perſiens herausſtellen. Indeß mein Rath wurde, wie geſagt, nicht befolgt. Man berief ruſſiſche und franzöſiſche Handwerker und Mechaniker und errichtete eine Anzahl Fabriken. 1) Eine Stearinkerzenfabrik. Bei der Wohlfeilheit des Talgs glaubte man Stearin zu billigem Preiſe erzeugen zu können. Zur Be-

reitung der Schwefelsäure wurde eine Bleikammer eingerichtet, die aber keine stärkere Säure producirte, als etwa eine milde Limonade besitzt; die ungeschickten Hände der Arbeiter verdarben den Mechanismus der Pressen; und nach Verausgabung von über 8000 Dukaten hatte man glücklich einige Pfund Kerzen mit persischem Stempel und dem königlichen Wappen zu Stande gebracht. Die böse Welt wollte zwar wissen, das Stearin dazu sei aus Europa gekommen; allein wie dem auch sei, der europäische Director erhielt vom Schah ein Ehrenkleid. Hiermit war jedoch die ganze Unternehmung zu Ende. 2) Eine Papiermühle wurde dicht an der Stadtmauer von Teheran erbaut, wo keine genügende Wasserkraft vorhanden ist; für den Betrieb waren einige Arbeiter aus Rußland verschrieben worden. Die mislungenen Versuche, aus Lumpen Papier zu machen, dauerten mehrere Jahre, bis endlich aus reiner Baumwolle ein paar Bogen ungeglättetes graues Papier zum Vorschein kamen. Inzwischen starb ein Theil der fremden Arbeiter, der andere verkümmerte, und der Betrieb schlief gänzlich wieder ein. Von der Papierfabrikation, welche im 13. und 14. Jahrhundert in Charassan geblüht haben soll, ist nichts übriggeblieben als einige kleine mit Erzeugung von Pappen beschäftigte Etablissements zu Ispahan. 3) Für eine neue Glasfabrik wurden zwei vorzügliche Arbeiter in Frankreich angeworben, die aber ihre Kenntnisse hier um so weniger nutzbar machen konnten, da es nicht gelang, feuerfesten refractorischen Thon aufzufinden. Doch hatte ihre kurze Wirksamkeit wenigstens das Gute, daß die Perser ihnen manche Vortheile absahen und auf die heimische Productionsweise übertrugen. 4) Die größten Anstrengungen machte man zur Errichtung einer Spinnfabrik nach europäischem Muster. Dampfmaschinen und sonstige Apparate mußten aus Rußland mit unsaglicher Mühe, nämlich meist durch Menschenhände,

unter Aufgebot ganzer Dorfschaften auf den weiten unwegsamen Straßen an Ort und Stelle geschleift werden, sodaß die Anlagekosten nicht weniger als 150000 Dukaten verschlangen. Eine Quantität Garn von wenigen Pfunden, die dem König vorgezeigt wurde, war und blieb die einzige Frucht aller auf die Unternehmung verwandten Mühen und Kosten. 5) Eine Zuckerraffinerie scheiterte, wie bereits andernorts erzählt, vornehmlich daran, daß die Producenten von der Regierung zur unentgeltlichen Ablieferung der Cassonade gezwungen wurden und deshalb den Anbau des Zuckerrohrs einzustellen begannen.

Nachdem so bedeutende Summen sinn- und zwecklos vergeudet worden waren, hörte man endlich auf meinen Rath und schickte eine Anzahl junger Leute nach Europa, zunächst nach Frankreich, damit sie dort verschiedene Industriezweige praktisch erlernen. Von ihnen dürfte, wenn sie mit reellen Kenntnissen ausgerüstet in das Vaterland zurückkehren, eher etwas für den Aufschwung der heimischen Industrie zu erwarten sein, obwol die derzeitige Gestaltung der Staatsverhältnisse immer mehr lähmend als fördernd darauf einwirken wird.

Die in den Bazaren arbeitenden einzelnen Handwerksmeister (usta) betreiben ihr Gewerbe im allgemeinen mit Fleiß und Thätigkeit, nehmen sogar nicht selten die Nächte mit zu Hülfe; doch ist ihr Streben nicht auf Vervollkommnung, sondern nur auf Erwerb des täglichen Lebensbedarfs gerichtet. Sie beschränken sich auf die Nachahmung europäischer Erzeugnisse, ohne eigenen Erfindungsgeist zu entwickeln. Nach einer Lehrzeit von wenigen Monaten etablirt sich der junge Handwerker, heirathet und arbeitet dann blos mechanisch, um den Unterhalt für sich und seine Familie zu gewinnen. Am intelligentesten sind die Handwerker von Ispahan und Kaschan, welche auch viel in andere Städte auswandern, hier jedoch, bei einträglichem Erwerb, bald in den Schlendrian der übrigen

verfallen. Handwerker, die es über eine mittlere Wohlhabenheit gebracht, lernte ich nicht kennen. Auf Meisterschaft können nur die Graveure (hækkak) Anspruch machen und allenfalls die Gold-, Silber- und Emailarbeiter von Schiraz. Der König besitzt sehr kunstvoll emaillirte Goldgeschirre von neuerm Datum, besonders Nargileh; auch der in jüngster Zeit renovirte Pfauenthron zeigt recht zierliche in Goldemaille ausgeführte Inschriften und Arabesken.

Gewöhnlich nimmt ein einzelnes Gewerk einen Bazar für sich ein, der nach ihm den Namen trägt, so der Bazar der Schuhmacher, Posamentiere u. s. w. Es herrscht volle Gewerbefreiheit und keinerlei Zunftzwang, doch wählen die Meister eines Gewerks aus ihrer Mitte einen Chef, Baschi genannt, zur Vertretung der gemeinsamen Interessen.

Als die vorzüglichsten Fabrik- (karchâneh) und Industriestädte (sanaët) sind zu nennen: Ispahan, Kaschan, Yezd, Kirman, Schiraz, Hamadan (Leder) und Tabris. Rescht am Kaspischen Meer verarbeitet etwas Seide, auch werden daselbst sehr saubere und künstliche Stickereien auf Tuch gefertigt. Die Residenzstadt Teheran besitzt gar keine Industrie im größern Maßstabe, die dortigen Handwerker vermögen kaum dem Bedarf der Stadt selbst zu genügen.

Der Handel (tedscharet) befindet sich, mit wenigen Ausnahmen, in den Händen persischer Kaufleute. Unter allen Ständen genießt der Kaufmannsstand die meiste Achtung; sein Eigenthum wird in den seltensten Fällen angetastet, die Regierung scheut sich, über ihn Vexationen zu verhängen, von denen andere Unterthanen schonungslos heimgesucht werden. Während meiner neunjährigen Anwesenheit kam es mir nicht zur Kenntniß, daß ein Kaufmann von einer Vermögensconfiscation betroffen worden wäre. Saadi sagt: „Drei Dinge können ohne drei Dinge nicht bestehen: der Staat nicht ohne Gerechtigkeit, die Wissenschaft nicht ohne Discussion, das

Vermögen nicht ohne Handel.“ Von den drei Regeln scheint in Persien nur die letzte sich zu bewähren; denn der Staat besteht ohne übermäßige Gerechtigkeit, und man discutirt viel, hat aber des Wissens wenig.

Der persische Kaufmann ist sehr einfach in seiner Lebensweise. Beim größten Reichthum entfaltet er keinen Luxus, denn er würde dadurch bei seinen Genossen an Credit verlieren; er geht ohne Begleitung von Dienern auf der Straße, heirathet nur Eine Frau, meidet den Umgang mit Großen und hält sich zu seinesgleichen. Gern rühmt er sich: „kässebem kisb mi-kunem“, d. h. „ich bin ein Industrieller, ich treibe Handel“. Er ist den ganzen Tag über thätig im Geschäft. Sein Mittagsmahl besteht gewöhnlich nur in Käse und Brot. Doch trotz der Einfachheit seines Auftretens wird ihm überall ein Ehrenplatz angewiesen, und er verdient in der That die Achtung, die man ihm bezeigt. Durch und durch ehrlich im geschäftlichen Verkehr, wenn auch bei Gelegenheit einen übermäßigen Gewinn nicht verschmähend, äußerst pünktlich in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, hält er, im Gegensatz zu den Gewohnheiten anderer Stände, streng das gegebene Wort. Obwol vorsichtig und mistrauisch, besitzen die persischen Kaufleute nicht geringen Unternehmungsgeist; sie bereisen nicht nur ganz Asien, namentlich Hindustan, China, Afghanistan, Turkistan und den Kaukasus, sondern auch die Türkei, Rußland und Aegypten. Ueberall wissen sie sich in kurzer Zeit zu orientiren und ihren Vortheil herauszufinden. Die Regierung bedient sich ihrer zur Vermittelung von Zahlungen im In- und Ausland, und die Gouverneure sowie andere Große vertrauen einem Kaufmann im geheimen die durch Erpressungen gewonnenen Summen an, sicher, daß derselbe auch im Fall ihres Sturzes ihnen, oder wenn sie Tod oder Verbannung trifft, ihrer Familie die bei ihm deponirten Gelder zurückzahlen wird.

Zinsen von Darlehen zu nehmen, verbietet zwar das muſelmaniſche Geſetz; ſelbſtverſtändlich aber wird das Verbot vielfach umgangen. Der geſetzliche Zinsfuß iſt auf 12 Procent fixirt, doch werden in geldknappen Zeiten 18—30 Procent bedungen. Solide Kaufleute zahlen ſelten weniger, noch ſeltener mehr als 10 Procent Discont auf ihre Wechſel (barat); letztere werden über Kapital (ras el mäl) und Zinſen (tænzil) ausgeſtellt und beim Verfall gegen eine Quittung (ḳæbs) eingelöſt. Höchſt ſelten geſchieht es, daß ein Kaufmann ſeine Zahlungen einſtellt (werschikesten), in welchem Fall er immer in ein Aſyl flüchtet, bis ſeine Angelegenheiten geordnet ſind. In Betracht der Menge ſich darbietender Aſyle und der Möglichkeit, dort unangefochten die etwa mitgenommenen Summen zu verzehren, muß man ſtaunen, daß ſo wenig Bankrotte vorkommen.

An der Spitze der Kaufleute jeder Stadt ſteht ein von ihnen gewählter Vorſtand (melek-e-tudschar), deſſen Aufgabe es iſt, ſowol im allgemeinen die Intereſſen der Corporation zu wahren, als auch Streitigkeiten zwiſchen deren Mitgliedern zu ſchlichten, ſäumige Schuldner zur Zahlung anzuhalten und die Urſachen der Bankrotte zu ermitteln. Vor einigen Jahren hatte die Regierung einen Handelsminiſter (vezir-e-tedscharet) in der Perſon des Mahmud Chan Karaguslu eingeſetzt und demſelben auch die Function der melek-e-tudschar übertragen; bald liefen aber ſeitens der Kaufleute ſo zahlreiche Beſchwerden über Druck und willkürliche Behandlung ein, daß man vorzog, den alten Stand der Dinge wiederherzuſtellen.

Die fremden Kaufleute, welche in Perſien Handel treiben, ſind Ruſſen, Franzoſen, Schweizer, Griechen, Türken, Armener. Eine Ruſſiſch-perſiſche Compagnie, obwol von der ruſſiſchen Regierung ſubventionirt und Dampfſchiffe auf dem Kaſpiſchen Meere zur Verfügung habend, vermochte bisjetzt,

wegen Unfähigkeit und Untauglichkeit ihrer Agenten, keine besondern Gewinne zu erzielen. Die russisch-kaukasischen Kaufleute, meist Armener, waren durch unreelle, wucherische Geldgeschäfte und Anzettelung von Processen berüchtigt; allein da der jetzt in Teheran residirende russische Minister Anitschkoff, ein redlicher und unbestechlicher Mann, ihre unrechtmäßigeu Forderungen nicht unterstützt, hat ihr verwerfliches Treiben bedeutend nachgelassen. Die meisten europäischen Kaufleute wohnen in Tabris und in Resch't am Kaspischen Meer, wenige in der Hauptstadt Teheran. Tabris ist der wichtigste Handels- und Stapelplatz Persiens; Handelsstädte zweiten Ranges sind: Ispahan, Schiraz, Resch't, Balafrusch und Yezd, von welcher letztern Stadt aus durch Gebern (parsis) der Handel mit Ostindien vermittelt wird. Meschhed dient als Stapelplatz der für Afghanistan und Turkistan bestimmten Waaren. Ausländische Waaren kommen: 1) von Konstantinopel auf dem Karavanenwege über Trapezunt, Erzerum, Choi, nach Tabris; 2) von Nischnij-Nowgorod die Wolga abwärts über das Kaspische Meer in den Hafen Enzeli und von da zu Lande nach Resch't und Teheran, oder in den Hafen Maschtiser und von da nach Balafrusch; nur wenige nach Meschhed gehende Güter landen in Astrabad, wohin auch die Turkomanen ihre Tauschwaaren, Lammfelle, Seide, Salz u. s. w., bringen; 3) von Bombay nach Buschir und Schiraz, oder von Maskat nach Benderabbas; 4) über Bagdad nach Ispahan. Teheran selbst ist durchaus keine Handelsstadt; nur einige Filialen für den Kleinverkauf werden von tabriser Häusern daselbst unterhalten.

An Eingangszoll haben ausländische Kaufleute, mit deren Staaten ein Vertrag besteht, fünf Procent zu entrichten; inländische Kaufleute bezahlen weniger, müssen dagegen die Waare in jeder Stadt, durch welche sie geführt wird, von neuem verzollen, sodaß sie in dieser Beziehung unglaublicher-

weiſe ſchlechter geſtellt ſind als die Ausländer und ſich deshalb genöthigt ſehen, unter fremder Firma Waaren zu beziehen, was zu ſteten Reibungen und Proceſſen Anlaß gibt. Man kann ſich in nationalökonomiſcher Hinſicht nichts Abſurderes denken. Viele perſiſche Kaufleute haben ſich in der Fremde anſäſſig gemacht, ſo in Konſtantinopel, Trapezunt, Erzerum, Tiflis, Moskau, Kairo, Bombay. Sie leiten dort den Export- und Importhandel von und nach Perſien, China, Indien, und ſind als ſolid, betriebſam und tüchtig bekannt.

Wie verſchiedene europäiſche Staaten Conſulate in Perſien unterhalten, ſo hat auch Perſien zum Schutze ſeines Handels Conſuln in Tiflis, Erzerum, Trapezunt, Konſtantinopel, Bombay, Bagdad und Kairo, zeitweilig auch in Smyrna, Alexandrien und Jaffa. Die Engländer hatten vor dem Ausbruch des engliſch-perſiſchen Kriegs Conſuln in Tabris, Teheran und Benderbuſchir; nach Beendigung desſelben ſetzten ſie auch einen Conſul nach Reſcht und je einen Conſularagenten nach Ispahan, Schiraz und Meſchhed. Es iſt natürlich, daß in dieſen fernen Ländern die Functionen der politiſchen von denen der Handelsagenten nicht immer genau zu trennen ſind. Rußland etablirte Conſulate in Tabris, Reſcht, Teheran, Balafruſch, Aſtrabad, und wird wahrſcheinlich noch dergleichen in Meſchhed und Schiraz errichten, um den engliſchen Einfluß daſelbſt zu überwachen. Türkiſche Conſulate beſtehen nur in Tabris und Teheran. Frankreich ging damit um, Conſuln für Buſchir und Tabris zu ernennen; doch ſind die franzöſiſchen Handelsbeziehungen mit Perſien ſo gering, daß ſie kaum einer conſulariſchen Vertretung bedürfen.

Obgleich es in Perſien zwei Flottenadmirale (dariā begi) gibt, hat der Staat doch mit Ausnahme einiger Barken kein Schiff auf dem Meere; denn vom Kaſpiſchen Meer iſt Perſien durch den Vertrag von Turkomantſchai ausgeſchloſſen, und die Küſtenſchiffahrt auf dem Perſiſchen Meerbuſen wird

von einigen arabiſchen Barken ausgeübt. Doch beſitzen mehrere Kaufleute in Buſchir Segelſchiffe, welche den Handel zwiſchen Indien und Perſien vermitteln. Der von den Armenern in frühern Zeiten ſo ſchwunghaft betriebene Handel nach Europa, beſonders Venedig, hat in neuerer Zeit gänzlich aufgehört. Die armeniſchen Kaufleute wanderten theils nach Rußland, theils nach Indien und Java aus und gründeten in dieſen Ländern anſehnliche Handlungshäuſer.

Der perſiſche Geſandte Ferruch Chan hatte während ſeiner Anweſenheit in Europa mit vielen Staaten Handelsverträge abgeſchloſſen. Als er über einen ſolchen mit einem kleinen deutſchen Staat in Unterhandlung trat und deshalb nach Teheran berichtete; ſchrieb ihm der Großvezier Saderazam, der auf ſeine Erfolge eiferſüchtig war: „Teheran hat nicht Raum für ſo viele Geſandte und Conſuln, gleichwie auf deiner Bruſt nicht alle die verliehenen Orden Platz finden.“ Zu dem König aber ſagte der Sader im öffentlichen Salam: „Wenn ſo große Dinge von einem deiner geringſten Diener ausgeführt werden, iſt dies nicht das Verdienſt des Geſandten; es iſt vielmehr der erhabene Ruf des Königs der Könige, welchem alle Potentaten ihre Huldigung darzubringen ſich beeifern.“

VII.

Aerzte und Heilkunde.

Mangelhafte Berufsbildung der perſiſchen Aerzte. Juden als Aerzte. Mediciniſche Kenntniſſe der Laien. Die Praxis. Conſultationen. Die Dſcherah (Chirurgen). Die Dallak (Bader). Der Schikeſte-bänd. Das Impfen. Gerichtliche Medicin. Augenärzte. Hebammen. Curſchmiede. Europäiſche Aerzte. Der Hekim baſchi (Leibarzt des Schah). Militärärzte. Quackſalber. Arzneikrämer. Einkommen der Aerzte. Volksmedicin. Klyſtiere. Auflöſende Mittel und Purganzen. Frühjahrscuren. Mineralquellen. Mediciniſche Theorie. Krankheitsurſachen. Heilmittel. Wundercuren. Der Puls. Aderlaß. Blutegel. Schröpfen. Fontanelle und Haarſeil.

Die perſiſchen Aerzte (hækim-tæbib) glauben ſich im Beſitz einer von der europäiſchen oder fränkiſchen ganz verſchiedenen, dem Klima von Iran und den Lebensbedürfniſſen ſeiner Bewohner angepaßten ſpecifiſch perſiſchen Heilkunde; ſie haben keine Ahnung davon, daß ihre geringe mediciniſche Kenntniß nichts als ein Ausfluß, zum Theil eine Caricatur der Galeniſchen Humoralpathologie iſt, von der ſie die Form, aber nicht den Geiſt entlehnten. Meine Schüler hielten es daher, als ſie in die Praxis traten, für angemeſſen und vortheilhaft, ſich als Doctores utriusque, der perſiſchen und europäiſchen Medicin, anzukündigen.

Unter den zahlreichen die ärztliche Praxis ausübenden Personen männlichen wie weiblichen Geschlechts gibt es sehr wenige, welche Fachstudien gemacht oder nur die einschlagende persische und arabische Literatur kennen. Man lernt, wenn es hoch kommt, einige Receptformeln auswendig, und die ganze Pharmokognosie beschränkt sich meistens darauf, die Namen der Droguen zu wissen, die sich in der Bude des Droguisten (attär) vorfinden. Von naturgeschichtlicher Erforschung der Pflanzen und Mineralien, ihrer Eigenschaften und Kräfte ist überhaupt keine Rede. Genug, die heutige Medicin zehrt lediglich von etlichen aus alter Zeit überkommenen Normen, ohne etwas Neues hinzuzuthun.

Oeffentliche Lehranstalten für Medicin bestehen nicht, mit Ausnahme der neu gegründeten Schule, deren Geschichte ich im neunten Kapitel des ersten Theils erzählt habe. Schon das Verbot des Korans, menschliche Leichen zu zergliedern, und der religiöse Glaube, daß man sich durch deren Berührung gesetzlich verunreinige, machen das Studium der Anatomie unmöglich. Die Araber freilich wußten in frühern Jahrhunderten, wie aus ihren medicinischen Werken erhellt, dieses Verbot zu umgehen. Nur hier und da versammelt ein einzelner in arabicis bewanderter Arzt einen kleinen Kreis von Schülern um sich, denen er privatim einige Kapitel aus dem Kanon des Abu Ali Sina (Avicenna) und dessen Interpretation nach dem Schaereh-Asbab des Ibne Zekeriah mehr in sprachlicher als in stofflicher Hinsicht unentgeltlich exponirt. In den allermeisten Fällen jedoch nimmt der angehende Mediciner ohne jede theoretische Vorbildung Dienste bei einem praktischen Arzt und schreibt sich dessen Recepte ab. Nach kurzer Zeit vertauscht er die Tatarenmütze mit dem Turban, läßt sich das Haupt ganz kahl scheren*), umgürtet seinen Leib

*) Nach der allgemein üblichen Mode trägt man ein Haarbüschel

mit einem breiten Shawl, in dem eine Rolle Papier und ein Tintenfaß ſteckt, trägt einen hohen Stab und Pantoffeln von grünem Chagrinleder, geht mit gemeſſenen pathetiſchen Schritten einher, ſpricht in ſalbungsvollem Tone, oder murmelt, während er einen grobkörnigen Roſenkranz durch die Finger gleiten läßt, arabiſche Gebetformeln — und der Arzt iſt fertig. Beſitzt er überdies einige Kenntniß der arabiſchen Sprache und des Korans, ſo bringt er es bald zu Ruf und Anſehen und zu einem Einkommen, das ihn in den Stand ſetzt, einige Weiber zu heirathen, Pferde, Diener und Sklaven zu halten, überhaupt ein Hausweſen (destgäh) auf großem Fuße zu führen. Durch die Straßen ſieht man den Arzt gewöhnlich auf einem Maulthier reiten, welches er zu dieſem Zweck dem Pferde vorzieht.

Viele Aerzte ſind Juden oder jüdiſcher Abkunft, namentlich befindet ſich in Kurdiſtan und Turkiſtan die ärztliche Praxis faſt ausſchließlich in den Händen von Juden, und es ſcheint dies von jeher der Fall geweſen zu ſein, wenigſtens beſagt eine Votivtafel am Grabe Eſther's in Hamadan, daß im 13. Jahrhundert das Grabmal durch drei Brüder, welche ſämmtlich Aerzte waren, reſtaurirt worden ſei. Auch in Teheran gehören vier Brüder aus einer jüdiſchen Familie zu den beſchäftigtſten Aerzten der Stadt. Einer von ihnen, Namens Hak näzär, war einige Zeit Leibarzt des vorigen Königs Mehmed Schah, und der Umſtand, daß er, obgleich ſowol dieſer Fürſt als auch der geliebteſte, zum Thronfolger beſtimmte Sohn des jetzt regierenden Schah unter ſeiner Behand-

---

am Scheitel und an jeder Seite zwei Locken, die eine vor, die andere hinter dem Ohr. Nur Prieſter, Gelehrte und überhaupt Leute, welche ein beſchauliches Leben führen, raſiren den Kopf ganz kahl. Derwiſche dagegen, die ſtets barhäuptig gehen, und einzelne Geſetz und Sitte verachtende Lutis laſſen das Haar in wirren Locken ungehemmt um Kopf und Schläfe wallen.

lung ſtarben, noch immer am Leben iſt, zeugt, wenn auch nicht von ſeiner ärztlichen Befähigung, doch jedenfalls von diplomatiſcher Gewandtheit. Von dem Kanon des Avicenna exiſtirt eine gute Ausgabe in hebräiſcher Sprache.

Mediciniſche Kenntniſſe ſetzt übrigens der Perſer bei jedermann, der Anſpruch auf Bildung macht, ebenſo voraus wie das ſichere Urtheil über den Werth eines Pferdes und eines Shawls. Darum fehlen mediciniſche Bücher in keiner Hausbibliothek. Durch die Lektüre derſelben verleitet, halten ſich viele Laien für berufen, bei Krankheitsfällen in der Familie mitzuſprechen und ärztlichen Rath zu ertheilen. Selbſt Damen glauben ſich zur Verordnung von Heilmitteln berechtigt.

Entweder in ſeinem Hauſe oder im nächſten Bazar hat der Arzt einen Laden (mahkemeh), wo er die ihn beſuchende Kundſchaft empfängt. Der Boden iſt mit einer Rohrmatte oder mit Filz bedeckt; in Schränken an den Wänden ſteht eine Anzahl Schachteln, Krüge und Flaſchen, mit europäiſchen Etiketten verſehen und mit Latwergen, Pillen und Elixiren gefüllt. Unter den hier Einſprechenden iſt beſonders das weibliche Geſchlecht ſtark vertreten, denn die Frauen benutzen den Beſuch des Arztes als Vorwand zu Ausgängen in andern geheimen Angelegenheiten. Gegen Empfangnahme des Recepts wird ſogleich das ärztliche Honorar baar entrichtet.

Einige Stunden des Tags verwendet der Arzt zu Krankenviſiten (ajādet) und Conſultationen. Es iſt Sitte, daß bei den Großen, den Miniſtern, Gouverneuren u. ſ. w., der Hausarzt ſich täglich zum Levée einfindet. In dieſen Häuſern pflegt man den Arzt auch mit allerhand nicht in ſein Fach einſchlagenden delicaten Geſchäften zu betrauen, z. B. mit der Vermittlerrolle bei Beſtechungen, welche Aufträge er dann als Quelle reichen Gewinns für ſich auszubeuten weiß. Auf ſolche Weiſe ſoll der Hadſchi Mirza Mahmud in Zeit von wenigen Jahren ein Vermögen von über 40000 Dukaten erworben haben.

Freilich ist auch andererseits in den Sturz eines Ministers oder Günstlings fast immer sein Hausarzt mit verwickelt.

Erkrankt ein Großer des Reichs, so haben viele Personen ein Interesse daran, zu wissen, ob er bald wieder genesen, oder ob er das Zeitliche segnen werde. Sie alle schicken deshalb ihren Arzt zu dem Kranken, selbst der Schah den seinigen, und diese oft sehr zahlreiche ärztliche Versammlung hält zur anberaumten Stunde eine Consultation. Nachdem durch die Diener Nargileh und Kaffee herumgereicht worden, wird die Sitzung eröffnet. Der Reihe nach tritt jeder an das Lager des Patienten, fühlt mit wichtiger Miene dessen Puls, indem er dabei gewöhnlich einige Redensarten von der Anamnese und dem Status præsens fallen läßt, und erkundigt sich genau, was für Speisen, besonders welche Suppe (āsch) der Kranke am Tage vorher zu sich genommen, ob er Saures oder Süßes genossen habe. Hierauf entspinnt sich zunächst unter den Anwesenden ein hitziger Kampf, inwiefern die Krankheit als eine „heiße" oder eine „feuchte" zu klassificiren sei. Ich erinnere mich einer derartigen Consultation, an welcher ich im Jahre 1853 theilnahm (ich war damals noch nicht Leibarzt des Schah, als solcher fungirte zur Zeit der verstorbene Dr. Ernest Cloquet). Der Kranke war der Premierminister Mirza Agha Chan, ein äußerst schlauer und verschmitzter Mann. Wie fast alle vornehmen Perser genoß derselbe täglich nachmittags zum Thee seine Opiumpille; wahrscheinlich infolge dessen litt er an einer heftigen Kolik. Fast alle Aerzte der Stadt, von den verschiedenen Parteien gesandt, hatten sich versammelt. Man entschied sich nach langem Hin- und Herstreiten für den „heißen" Charakter der Krankheit und verlangte, daß dem Patienten zur Ader gelassen werde. Dr. Cloquet und ich, anderer Meinung über den Fall, widersetzten uns dem Aderlaß. Da wurde uns vorgeworfen, wir wollten „die Leuchte Irans auslöschen". Obgleich nun über-

zeugt, wie ich meinem Collegen in französischer Sprache bemerkte, daß ein Aderlaß den starken Mann nicht tödten würde, glaubten wir doch bei unserm Votum verharren zu müssen, und um ihm Geltung zu verschaffen, beschuldigten wir die Gegenpartei, sie wolle „das gesegnete Haupt" unter die Erde bringen. Der Großvezier, dem somit nur die Wahl gestellt war, mit oder ohne Aderlaß aus dem Leben zu scheiden, entließ vorläufig die ganze Versammlung. Wir wurden in den Garten geführt und, nachdem wir uns dort auf einen dicken Filzteppich gelagert, mit Thee, Kaffee und Nargileh gestärkt. Uebrigens nahm die Debatte ihren Fortgang. Mancher schleppte dicke Folianten herbei und suchte seine Ansicht schwarz auf weiß zu begründen. In der Hitze des Gefechts fielen auch mitunter scharfe Worte, die man jedoch dem Eifer für das Wohl der „Ersten Person"*) zugute hielt. Unterdessen hatte der Kranke beschlossen, die Entscheidung zwischen den zwei entgegenstehenden Ansichten dem Koran anheimzugeben. Bald erschien der zu diesem Behuf in das Haus beschiedene mutschtehid (Priester höhern Ranges); vor ihm her wurde ein silbernes Kästchen getragen. Er öffnete es unter allerlei Ceremonien und Gebeten, nahm das Buch (den Koran) heraus, befreite es von seiner dreifachen Hülle von Brocat, von Sammt und von Seide, und begab sich damit ganz allein ins Zimmer des Großveziers. Dieser, der schon öfter dergleichen Anfälle von Kolik überstanden hatte, mochte ihm unter vier Augen zu verstehen gegeben haben, daß er die einfachere Behandlung vorziehe; denn der aufgeschlagene Spruch lautete dem von uns ertheilten Rathe günstig, während er unsere

*) „Erste Person" (schachse awal) ist ebenso wie atabek, „Starke Brust", „Stütze des Reichs", ein Titel des Großveziers. Sein Sohn erhielt den Titel „Disciplin des Reichs" und „Zweite Person". Der Schah in seiner Würde steht über allen Personen, ist unpersönlich.

Gegner mit den Prädicaten Hunde und Schweine belegte. Da der Prieſter zum Befragen des Orakels ſich immer deſſelben Koranexemplars bedient, ſo wird es ihm natürlich nicht ſchwer, eine den Wünſchen des Fragenden entſprechende Stelle zu treffen. Dem Ausſpruch des heiligen Buchs gemäß unterblieb alſo der Aderlaß, und Iran erfreute ſich ſeiner von der Kolik befreiten „Leuchte“ noch mehrere Jahre, bis ſie ſodann ſpontan erloſch. Auf meine Bemerkung, der Koran habe ſich diesmal den Ungläubigen günſtiger erwieſen als den Gläubigen, ward mir nur entgegnet: „Das Wort Gottes iſt ſtets gerecht.“

Um ſich den Laien gegenüber ein gelehrtes Anſehen zu geben, werfen die Aerzte viel mit arabiſchen Floskeln um ſich, die aber meiſt ohne Sinn und Verſtändniß angewandt ſind. Ihre frengiſchen Collegen ſuchen ſie, in der Vorausſetzung, daß dieſelben der Sprache nicht vollkommen mächtig ſeien, durch einen Schwall leerer Worte in die Enge zu treiben; gelingt ihnen dies aber nicht, dann ſtützen ſie ihre Argumentationen auf eine Stelle aus dem Koran, auf welchem Gebiete ſie nicht widerlegt werden können, denn der Koran lügt nicht, und an ſeinen Ausſprüchen zu zweifeln wäre Blasphemie! Anfangs mußte ich mich bei den Conſultationen ebenfalls in dieſer Weiſe abfertigen laſſen; ſpäter jedoch, als ich mir größere Geläufigkeit im Sprechen des Perſiſchen erworben, bekämpfte ich die Herren mit ihren eigenen Waffen und ſtellte gleich ihnen meine heiße und kalte, trockene und feuchte Diagnoſe.

Die Chirurgen (dscherāh) bilden eine beſondere Klaſſe des ärztlichen Standes. Sie werden nur bei äußern Uebeln zu Rath gezogen und ſind noch ungebildeter und unwiſſender als die Hekims. Ein witziger Perſer, den ich um den Unterſchied zwiſchen Hekim und Dſcherah befragte, antwortete mir: „Der Hekim muß leſen und ſchreiben können, der Dſcherah darf es nicht.“ Der Chirurg ſteht in der geſellſchaftlichen

Achtung auf keiner höhern Stufe als bei uns der Bader. Wenn daher ein europäiſcher Arzt Operationen ausführt, ſo benutzen dies die ſchlauen Hekims, ihn in der Meinung ihrer Landsleute herabzuſetzen, indem ſie ſagen: „er iſt ein Dſcherah", was ſoviel heißen ſoll als „er verſteht nichts von innern Krankheiten". Ohne jede Kenntniß der Anatomie, kann der Dſcherah nur eine auf mechaniſchen Handleiſtungen beruhende Praxis ausüben. Sie beſteht in der Behandlung von Geſchwüren, Oeffnen von oberflächlichen Abceſſen, Ablöſen brandiger Theile im Gelenk, Ausſchälen kleiner Geſchwülſte, Anlegen von Fontanellen, Stillung von Blutungen durch Stiptica, und auch im Zunähen (bæchieh) friſcher Wunden, obwol in der Regel Wunden ungebührlich lange mittels Bäuſchchen offen erhalten werden, theils nach verkehrtem Syſtem, theils um die Heilung zu verzögern. Nach der in Perſien herrſchenden Anſicht darf ein Verwundeter in den erſten drei Tagen nicht trinken, beſonders nicht kaltes Waſſer oder Limonade. Selbſt äußerlich muß die Wunde vor der Berührung mit Waſſer geſchützt werden; ſonſt, ſagt der Perſer, „zæchm sim mikesched", d. h. „wird die Wunde erysipelatös". So kommt es, daß man die Wunde nie auswäſcht, ſondern ſich begnügt, den Eiter von Zeit zu Zeit mit Baumwolle wegzutupfen. Ich bekämpfte dieſes Vorurtheil gegen Anwendung des kalten Waſſers, wo ſich nur Gelegenheit fand, durch Wort und Beiſpiel, und hatte die Genugthuung, viele einheimiſche Chirurgen allmählich davon zurückkommen zu ſehen. Indeß geſtehe ich, den Gebrauch des kalten Waſſers, beſonders des Eiſes in den letzten Jahren ſelbſt mehr eingeſchränkt zu haben, da ich mich überzeugte, daß in manchen Fällen die Heilung per primam intentionem dadurch vereitelt wurde.

Wichtige Operationen unternehmen die Dſcherahs nicht, weil ſie außer Stande ſind, durch Unterbinden der Gefäße die Blutung zu hemmen. Ausnahmsweiſe riskirt jedoch trotz-

dem hier und da einer den Schnitt. Im Jahre 1856 kam ein Landmann zu mir, um durch meine Hülfe von einer fibröſen Geſchwulſt in der Ohrdrüſengegend befreit zu werden. Ich war gerade infolge einer mislungenen Operation ſehr verſtimmt und beſchied den Patienten, er möge in einigen Tagen wiederkommen.. Aber erſt nach ſechs Wochen ſtellte er ſich wieder ein und zwar in Begleitung eines perſiſchen Chirurgen, der die Operation mit einem Raſirmeſſer an ihm vollzogen und die Geſchwulſt glücklich entfernt hatte. Ich fragte den Dſcherah, ob er denn eine Ahnung gehabt, in welcher Gegend er operire. „Das kümmert mich wenig!“ war ſeine Antwort. Danach erzählte er mir Folgendes. „Vor einigen Jahren wallfahrtete ich zum Grabe des Propheten nach Kerbelah. Dort bat mich ein ungläubiger Sunnite, ihm eine Geſchwulſt am Halſe wegzuſchneiden. Ich ging darauf ein, aber zu meinem Schrecken folgte dem Meſſer ein Blutſtrom, der wie ein Springbrunnen hervorſchoß. Schnell gefaßt gab ich vor, ein Pulver aus meiner Wohnung holen zu wollen, das der Blutung ſofort Einhalt thun werde. Statt deſſen aber flüchtete ich mich in das Aſyl des Heiligen Grabes; nach einigen Tagen gelang es mir, heimlich zu entkommen, und ich erreichte glücklich den Boden der Gläubigen. Eingedenk jenes Falls ließ ich mir diesmal im voraus fünf Dukaten bezahlen, um gegen alle Eventualitäten geſichert zu ſein; der Beiſtand des Imam hat jedoch, wie Sie ſehen, eine Flucht unnöthig gemacht.“

Die Inſtrumente, deren ſich der perſiſche Chirurg bedient, ſind entweder ſehr rohes Landesfabrikat oder europäiſche, die durch Schenkung, Kauf oder Diebſtahl während der Aſſiſtenz bei einem fremden Arzte in ſeinen Beſitz gelangten. Sein Inſtrumentenkaſten enthält daher ein Gemiſch der verſchiedenſten Apparate von Deutſchland, England und Frankreich.

Außer den Chirurgen gibt es noch Bader (dallak), deren

Verrichtungen darin bestehen, den Körper der Badenden zu kneten, den Bart zu scheren und den Kopf zu rasiren, ferner Blutegel, Schröpfköpfe oder Glüheisen zu appliciren. Sie sind an ihren äußern Attributen kenntlich.

Das Einrichten gebrochener und verrenkter Glieder wird von Leuten aus dem Volke geübt, von den Bruchbindern (schikeste-bænd), die sich großen Zuspruchs erfreuen. Bei der leichtesten Contusion wird ein Schikestebänd gerufen. Er diagnosticirt immer Bruch, zum mindesten eine Verrenkung, reckt und zieht das Glied nach allen Dimensionen — denn nach der Heftigkeit des Schmerzes richtet sich die Höhe seines Entgelts —, schmiert es dann reichlich mit Eidotter ein und umgibt es endlich mit Binden oder mit Schienen aus Holz oder Rohr. Vermögendere lassen sich die Glieder statt mit Eidotter mit dem kostbaren Mumiai (ein Erdpech) einreiben, dessen Heilkraft nach der Behauptung der Perser eine so wirksame sein soll, daß man damit z. B. das gebrochene Bein eines Huhns in Einem Tage vollständig heilen kann! In dem Buche des europäischen Reisenden Honigberger wird diese Behauptung als Thatsache angeführt. Der Schikestebänd zieht sich meist nicht schlechter aus der Sache als etwa unsere sogenannten „Schäfer". Nur bei Brüchen des Vorderarms passirt es ihm wol, daß infolge allzu festen Verbandes der Brand eintritt. Drei Fälle dieser Art kamen mir zur Behandlung. Der erste im August 1851 auf der Durchreise durch Trapezunt, ich nahm den Arm ganz nahe am Schultergelenk ab und die Heilung gelang; im zweiten starb der Patient nach der Amputation am Starrkrampf; im dritten ward die Ablösung des Gliedes nicht zugelassen, sodaß der Brand sich weiter ausbreitete und einen tödlichen Verlauf nahm.

Es herrscht also, wie in europäischen Ländern bei dem gemeinen Mann das Vorurtheil, Aerzte und Chirurgen verstünden sich nicht auf die Behandlung von Contusionen,

Brüchen und Verrenkungen. Ich erkläre mir die allgemeine Verbreitung dieser Ansicht dadurch, daß der Laie sich das Knochengerüst des Körpers als ein unorganisches Werk vorzustellen pflegt, daher eher dem Tischler und Zimmermann als dem Arzte zutraut, eine Abweichung desselben repariren zu können, ferner daß viele Aerzte selbst die Behandlung von Knochenbrüchen gering achten und unter ihrer Würde zu halten scheinen, und daß comminutive Brüche selten ohne Formveränderung und andere Nachtheile heilen, welche man dem unstudirten Schäfer, nicht aber dem Arzte von Profession verzeiht. — Kleinere chirurgische Operationen an Frauen werden auch von weiblichen Chirurgen vollzogen, deren zu Teheran zwei im Rufe besonderer Geschicklichkeit stehen! Doch nimmt man ebenso häufig, zumal in gefährlichen Fällen, die Hülfe des männlichen Operateurs in Anspruch; so wurde mir das Katheterisiren, der Steinschnitt u. s. w. an Frauen und Mädchen selbst der höhern Stände gestattet.

Mit dem Impfen (ābeleh kubi) beschäftigen sich die Dscherahs und die Dallaks. Zu den Zeiten des Großveziers Emir (1848—51) wurden gut besoldete Impfärzte, denen die unentgeltliche Impfung oblag, in alle Provinzen geschickt. Nach dessen Tode ließ aber die Regierung leider diese Maßregel wieder fallen, und die Impfung ist jetzt dem Belieben des Publikums wie der Aerzte anheimgegeben. Man applicirt die Lymphe in der Mitte des untern Vorderarms, indem man an jeder Hand auf dem Raum von etwa 4 Quadratlinien leichte Hautritze macht und nach gestillter Blutung das Pulver der abgefallenen Impfkrusten in dieselben einreibt. Die Haftung erfolgt fast immer, doch bleiben ziemlich ausgedehnte Narben zurück. Mit frischer Lymphe zu impfen ist nicht Brauch, weil kaum eine Mutter ihr Kind dazu hergeben würde, obwol gegen das Impfen selbst durchaus keine Abneigung besteht. Es fehlt daher oft an Impfstoff, sodaß nicht

ſelten Blatterneiter verwendet werden muß. In der Stadt Teheran wird die Mehrzahl der Kinder vaccinirt, infolge deſſen Blatternepidemien weniger häufig und verheerend daſelbſt auftreten, während die Einwohner der Provinzialſtädte, ferner die neuangekommenen Neger- uud Beludſchenſklaven durch die Seuche mehr als decimirt werden. Als ich im Jahre 1859 die Städte Kum und Ispahan beſuchte, verſicherte man mich, daß die letzte Blatternepidemie mehr als die Hälfte aller Kinder und Sklaven hinweggerafft habe, der vielen zurückgebliebenen Augenübel nicht zu gedenken. Die Vaccine kam durch engliſche Aerzte zu Zeiten des Abbas Mirza nach Perſien. Dieſer aufgeklärte Prinz ließ alle ſeine Kinder impfen und trug dadurch ſehr viel zur Ueberwindung des Vorurtheils im Volke bei. Faſt alle Nachkommen des königlichen Hauſes, etwa 10000 an der Zahl, ſind vaccinirt, welchem Umſtande die Familie ohne Zweifel ihr ſchnelles Wachsthum verdankt, denn andere Familien verlieren im Gegentheil durch die Blatterſeuche fortwährend an Mitgliederzahl.

Gerichtsärzte gibt es in Perſien ſo wenig als eine Medicinalpolizei überhaupt. Man hält das Geſetz des Korans und die lex talionis für alle Fälle ausreichend. Iſt eine Körperverletzung oder eine Tödtung vorgekommen, ſo zahlt der Thäter entweder an den Betreffenden oder deſſen nächſte Anverwandte, falls ihm nicht von dieſen gänzlich verziehen wird, eine Geldſumme als Entſchädigung, oder aber die Erbrache (chun, Blut) nimmt ihren Lauf, nach dem Satze: „Aug um Auge, Zahn um Zahn.“ Nur wenn die Familie des Ermordeten nicht die Macht hat, Selbſtvergeltung zu üben, ſchleppt ſie den Leichnam vor das Zelt des Gouverneurs, zuweilen ſelbſt des Schah und läßt ihn dort unbegraben liegen, bis ihr Recht geworden iſt. Ein ärztliches Zeugniß über den Befund einer Verletzung wird faſt nie verlangt. In einigen wenigen Fällen erhielt ich vom König

oder dem Polizeimeister Auftrag, einen Getödteten zu besichtigen, doch war von Obduction natürlich keine Rede. Allerdings soll eigentlich der Polizeimeister, wenn von den Todtenwäschern Verwundungen an dem Leichnam wahrgenommen werden, die Erlaubniß des Begräbnisses versagen, bis über die Ursache der Verletzung Auskunft gegeben worden, und ich kam auf diese Weise mehrmals in die Lage, nach einer unglücklich abgelaufenen Operation ein Attest darüber ausstellen zu müssen, daß N. N. infolge meiner Beihülfe gestorben sei. Vergiftungen, ausschließlich mittels Opium oder Arsenik, kommen selten und fast immer innerhalb der Familie vor, in welche nach dem patriarchalischen Rechte kein weltliches Gesetz sich einzumischen befugt ist. Begeht aber eine schwarze Sklavin, wie es schon öfter geschah, aus Rache oder Eifersucht einen Giftmord, so erfolgt ihre Hinrichtung unter allen erdenklichen Martern. Die Seltenheit der Selbstmorde erklärt sich aus den laxen Begriffen von Ehre und Liebe, sowie aus dem blinden Glauben an ein Fatum. Nichts scheint jedoch dem Orientalen widersinniger als das Duell. Der Schah äußerte einmal in meiner Gegenwart in Bezug auf das Duell: „Wozu sich einander todtschlagen, da doch eine Partei nur zu sagen brauchte «ich habe Koth gegessen» (ich widerrufe, ich bereue)?“

Unter den frühern Dynastien der Mogulen und Safavieh existirte eine polizeiliche Marktordnung, eine Aufsicht über Nahrungsmittel, öffentliche Garküchen, Droguenhandlungen, über Prostitution u. s. w.; doch wurde dies alles als überflüssig abgeschafft. Jetzt üben in den Städten Persiens die Hunde und Schakale die Sanitätspolizei aus, indem sie die gefallenen und auf die Straße geworfenen Thiere in der Nacht bis auf die Knochen verzehren; sonst würde die Luft gänzlich von Aas verpestet sein.

Die persischen Augenärzte (kehāl), in ziemlich großer

Anzahl vorhanden, genießen im ganzen Orient Vertrauen. Sie dehnen ihre Praxis über die Türkei, Aegypten, Arabien, selbst über Indien und China aus. Persisches Augenpulver wird, wie mir Kundige versicherten, bis Smyrna ausgeführt. Es besteht zumeist aus schwefelsaurem Kupfer und Mirabolanum. Trotz der berühmten Aerzte und Medicamente ist übrigens die Zahl der Augenkranken und Blinden im Lande sehr groß.

Vor einigen Jahren prakticirte ein solcher wandernder Oculist am Hofe zu Peking. Die Himmlische Majestät war von seiner Kunst so entzückt, daß sie ihm nebst andern Geschenken das persische Gouvernement Kaschan verlieh. Selbstverständlich versuchte der kluge Perser bei seiner Rückkehr nicht, das ihm gnädigst verliehene Recht geltend zu machen, wohl wissend, daß es sonst nicht blos um seine Augen, sondern um den ganzen Kopf geschehen sein würde.

Die Kehals kennen und üben verschiedene Operationen, wie die des Entropiums, der Trichiasis, des Pannus, Trachomas, Flügelfells, selbst die Depression des Staars, und sind im Besitz mancher eigenthümlichen Methoden. Auch weibliche Oculisten haben sich durch ihre Geschicklichkeit einen Namen gemacht.

Ueber die Hebammen (māmā, ḳābeleh) ist schon im sechsten Kapitel des ersten Theils gesprochen und dort mitgetheilt worden, daß sie sowol die Entbindungen der Frauen leiten, als auch den Abortus bei Unverheiratheten und Witwen auf möglichst unschädliche Weise herbeiführen. Der normale Bau des Beckens macht, daß die Perserinnen fast immer leicht gebären, besonders die Frauen der Nomadenstämme. Europäische Aerzte werden selten bei Entbindungen zugelassen, nur zweimal ward mir erlaubt, die Zange anzuwenden, und einmal, den Kaiserschnitt an einer Todten vorzunehmen. Jedesmal wenn eine Entbindung im Hause des Großveziers stattfand, mußte ich in seinem Hotel verweilen; ob man aber,

auch falls es nöthig gewesen wäre, meine Hülfe in Anspruch genommen hätte, will ich dahingestellt sein lassen.

Die Thierheilkunde (baytali) beschränkt sich auf die Behandlung einiger Krankheiten der Pferde und Maulthiere und wird von den Curschmieden (beytal) und von Turkomanen (Mogulen) ausgeübt. Nächst dem Glüheisen (dāgh) und dem Haarseil (chuscheh) sind am häufigsten Abführmittel im Gebrauch. Daß infolge des Mangels jeglicher medicinalpolizeilichen Maßregeln durch Ausbreitung von Seuchen der Viehstand sehr gelichtet wird und ganze Nomadenstämme verarmen, wurde bereits bei einer frühern Gelegenheit erwähnt.

Europäische Aerzte waren zur Zeit meines Aufenthalts im Lande: in Teheran drei, in Tabris und Rescht je einer, in Schiraz einer, der Schwede Fagergreen, der schon seit 15 Jahren daselbst prakticirte, und in Buschir einer, dem englischen Consulat attachirt. Im allgemeinen hat der Perser geringes Vertrauen zur Kunst eines europäischen Arztes, wenn es sich um innere Krankheitszustände handelt, und dieses wenige wird noch durch die Verleumdungen der persischen Collegen untergraben, welche die Europäer beschuldigen, daß sie mit Giften und Essenzen (dschäher) curiren. Der Kranke nimmt daher mit großer Besorgniß ein Mittel aus der Hand des Frengi und täuscht ihn in der Regel, indem er vorgibt, eine wundersame Wirkung davon zu spüren, während er es doch weggeworfen hat und hinter dem Rücken des Arztes sich äußert, er würde sicher, wenn er es genommen hätte, schon längst im Grabe liegen! Daß die Gesandtschaftsärzte, besonders der englische, vielfach in die Häuser der Großen gerufen werden, geschieht aus dem Grunde, weil man durch sie indirect mit der Gesandtschaft in Verbindung kommen will; darum richtet sich auch der Umfang ihrer Praxis nach dem jeweiligen Ansehen der Gesandtschaft, welcher sie angehören.

Anders verhält es ſich bei der Behandlung äußerer Schäden. Hier wird dem Europäer die Superiorität ſchon deshalb nicht beſtritten, weil man, wie erwähnt, die Chirurgie nicht als einen ebenbürtigen Zweig der Medicin, ſondern mehr als Sache des Handwerks betrachtet.

Der europäiſche Leibarzt des Schah (hekim bäschi) hat die Pflicht, jeden Morgen beim Lever zu erſcheinen, auch während der Schah das Frühſtück einnimmt, zugegen zu ſein und denſelben auf Reiſen und Jagden zu begleiten. Eine eigenthümliche Rolle ſpielt er bei den öffentlichen Audienzen (salam); es gehört nämlich zum orientaliſchen Pomp, daß auch einige Europäer, vor allen der Hekim baſchi, an der Schwelle der Herrlichkeit ihre Stirn reiben, ganz ſo, wie daß andere ſeltſame Geſchöpfe, z. B. große Elefanten mit gefärbtem Rüſſel, Giraffen u. ſ. w., dabei ihre Aufwartung machen. Er erhält den Titel Mukæreb el chākān, d. i. der zum König Zutritt Habende, ſpäter den mit Diamanten beſetzten Gürtel, und wird mit der Zeit zum General, wol gar zum Diviſionär ernannt.

Unmittelbar vor dem Frühſtück des Schah hat der Leibarzt ſich einzuſtellen, um Sr. Majeſtät den Puls zu fühlen. Im Vorzimmer legt er der Sitte gemäß die Pantoffel ab, und beim Eintritt in den luftigen Saal, an deſſen Ende an ein Polſter gelehnt der Schah auf prächtigem Teppich ſitzt, macht er eine tiefe Verbeugung (der Perſer reibt beim Eintritt zum Zeichen der Knechtſchaft den Unterſchenkel mit der rechten Hand). Dann nähert er ſich langſam, ſinkt vor dem Schah auf ein Knie nieder, erfaßt deſſen Puls, nimmt eine feierliche Miene an und ruft endlich aus: „Bessiār chub!“ („Sehr gut!“) Darauf der Schah: „Kāwet daret?“ („Geht er kräftig?“) Der Arzt: „Mæzādsche mebārek sālem est.“ („Die geſegnete Conſtitution iſt geſund.“) Auf jede Anrede des Schah antwortet man zunächſt: „Beli kurbānet schæwem.“ („Ja, ich

will dein Opfer sein.") Mit Nein darf man niemals antworten, und wenn er den Mond verlangte, wogegen man auch nicht gehalten ist, sein Wort einzulösen.

Während des Frühstücks, das in der Regel eine Stunde dauert, läßt sich der Schah gern Geschichten aus der ärztlichen Praxis erzählen, oder er veranlaßt eine Disputation mit einem anwesenden persischen Arzt über die Anwendung kalter und warmer Mittel, oder er stellt allerlei Fragen über europäische Verhältnisse. Mir war noch die besondere Aufgabe zutheil geworden, nachmittags den König in der französischen Sprache, in Geschichte und Geographie zu unterrichten. Mit einem guten Gedächtniß begabt, machte er nicht unbedeutende Fortschritte. Er war auch so stolz auf dieselben, daß er mich eines Tags fragte: „Nicht wahr, ich spreche besser französisch als du?" worauf ich im persischen Hofstil erwiderte: „Allerdings, jedes Wort des Königs ist eine halbe Million werth, das meinige aber ist eitel." In Gegenwart des Schah muß sonst jedermann stehen, beim Unterricht war mir jedoch erlaubt, mich hinzuknien: eine große Vergünstigung, da nicht einmal die Prinzen vom Hause sich niedersetzen dürfen. In dieser Stellung hatte ich auch die Ehre, vom Schah in schwarzer Kreide gezeichnet zu werden.

Den königlichen Harem besucht der Hekim baschi nur auf ausdrücklichen Befehl des Schah. Ein Eunuche, der ihn einführt, ruft an der Thür das Wort „beru!" („geht!"), worauf alle weiblichen Bewohner scheu wie die Rehe in ihre verschiedenen Zellen flüchten und nur verstohlen durch die Fensterluken den Vorübergehenden betrachten. Gesenkten Blicks folgt der Arzt seinem Führer. Begegnet ihnen auf dem Gange ein weibliches Wesen, das sich verspätet oder den Warnungsruf überhört hat, so breitet der Eunuche seinen weiten Mantel wie einen Vorhang vor das Gesicht des Arztes, bis der verfängliche Gegenstand dem Anblick entrückt ist. Jede Frau des

königlichen Harems hat ihren eigenen Arzt, welcher ihr zugleich als einziger Vermittler ihres Verkehrs mit der Außenwelt und mit ihren Verwandten dient. Nach beendeter Visite wird unter denselben Vorsichtsmaßregeln der Rückweg angetreten und sogleich dem Schah über das Befinden der Kranken Bericht erstattet.

Bedenkt man die fortwährenden Cabalen, welche von den persischen Collegen und Höflingen gegen den fremden Eindringling angezettelt werden; die Gefahr, deren er bei der Verabreichung jedes Medicaments ausgesetzt ist, da irgendjemand diese Gelegenheit zur Ausführung eines Verbrechens benutzen kann; die großen Strapazen auf Reisen und die damit verbundenen Ausgaben für Diener, Zelte, Reit- und Lastthiere; die Intriguen von seiner Seite, wozu ihn Nothwehr und Sorge für seine Selbsterhaltung zwingen; die kleinlichen Eifersüchteleien seitens der Gesandtschaften anderer Nationen; das Mistrauen gegen alles Fremdländische, ein Grundzug im Charakter der Perser: so wird man zugeben, daß trotz des schönen Gehalts von über 2000 Dukaten jährlich ein Hekim baschi nicht auf Rosen gebettet ist, daß er vielmehr selten einer ruhigen Stunde sich erfreuen kann. Pension für das Alter oder für die hinterlassene Familie wird nicht bewilligt, wenigstens ist auf deren Auszahlung nicht zu rechnen; so konnte für das Kind des im Lande verstorbenen Dr. Cloquet, der zehn Jahre lang königlicher Leibarzt gewesen war, nicht das geringste Benificium ausgewirkt werden. Unter dem Großvater des jetzigen Königs, Abbas Mirza, und unter seinem gichtkranken Vater, Mehmed Schah, war die Stellung immerhin noch eine angenehme und einträgliche zu nennen im Vergleich zur Gegenwart, wo der Haß gegen alles europäische Element so überhand genommen hat, daß es nur durch die schwersten Opfer und große Selbstverleugnung gelingt, sich in dem Amte zu behaupten.

Abbas Mirza hatte einen Engländer, Dr. Kormik, zum Leibarzt, in den er unbegrenztes Vertrauen setzte; derselbe unterlag in Charassan einem Anfall der Continuo remittens, und der Zufall wollte, daß sein Herr ihm in wenigen Monaten folgte. Der Leibarzt des Mehmed Schah war ein Franzose, Dr. Labat Chan; er wußte den schwachen gichtkranken König beinahe ganz zu beherrschen, starb aber schon zwei Jahre nach Antritt seiner Stellung an Leberabsceß. Auch mein unmittelbarer Vorgänger bei Nassereddin Schah, Dr. Cloquet, starb eines frühzeitigen Todes im Lande. Ich bin der erste, welcher glücklich nach Europa zurückgekehrt ist!

Zu den Plagen des Hekim baschi gehören auch die Jagden. Es herrscht nämlich der Gebrauch, daß ihm alle von königlicher Hand erlegte Hasen zugeschickt werden, weil die meisten Perser sich scheuen, das Fleisch dieser Thiere zu genießen, welches zwar nicht gesetzlich verboten, aber doch besser zu vermeiden ist (mækruh). Da nun der Ueberbringer für jedes Stück ein entsprechendes Geschenk erhält und die Anzahl der erlegten Hasen oft in einer Jagd auf 90 stieg, so war die Ausgabe für mich eine sehr erhebliche. Als ich einst bei dem Jagdschlosse des Schah campirte, behing ich die Zweige eines dicht vor meinem Zelte stehenden Weidenbaums mit Hasen. Der Schah fragte mich lachend im Vorbeireiten, was das für eine Frucht sei? Ich antwortete zweideutig „Bāre girān æz dæste mebārek", d. h. eine kostbare oder auch eine kostspielige Frucht aus gesegneter Hand. Der König deutete meine Worte, wie es schien, im guten Sinne, denn er schickte mir an demselben Abend eine neue schwere Last Hasen.

Eine besondere Ehre widerfährt dem Arzt, wenn er eine Schüssel von der königlichen Tafel zugesandt erhält. Schon Xenophon (Cyropädie, Kap. 2) erwähnt dieses Gebrauchs bei den altpersischen Königen. „Wenn er (der König) einen seiner Freunde besonders ehren wollte, so schickte er ihm eine

Schüssel von seiner Tafel. Und noch heutigen Tags bezeigt alle Welt jemandem, dem der König von seiner eigenen Tafel ein Gericht zugeschickt, die größte Achtung, indem man sich vorstellt, daß er in hoher Gnade stehe und im Stande sei, die Erfüllung jedes Wunsches zu erreichen."

Militärärzte (Hekime-fautsch) gibt es verhältnißmäßig sehr wenige. Sie sind zum Theil stabil, zum Theil temporär einem Truppencorps nur für eine bestimmte Expedition beigegeben. Gewöhnlich befindet sich bei der ganzen Expedition ein einziger Arzt, denn der Staat kümmert sich nur um den kampffähigen Soldaten, der verwundete wird seinem Schicksal überlassen und bleibt hülflos auf dem Schlachtfelde liegen, wo der Sieger ihm den Kopf abschneidet, um den Scalp, mit Stroh ausgestopft, auf die Pike zu stecken und als Trophäe mitzunehmen. Bei all den vielen Expeditionen: gegen den Chan von Chiwa, gegen die Turkomanen, gegen die Städte Merw, Herat, Serächs, Bender-Abbas, Kelat-Nadiri, Benderbuschir u. s. w., bei den täglichen Grenzscharmützeln hörte ich nie von einer an einem Soldaten ausgeführten Amputation, nie sah ich einen Invaliden unter den zurückkehrenden Truppen: woraus ich schließe, daß alle im Gefecht Verwundete ohne Ausnahme umkommen müssen. In der That kehrt selten mehr als die Hälfte des Truppenkörpers von einer Expedition zurück; die übrigen erliegen, soweit sie nicht getödtet oder verwundet werden, an Entbehrungen, an Hunger und Krankheiten, vorzüglich an Wechselfieber und Ruhr. Die Offiziere freilich wissen besser für sich zu sorgen und selbst in der größten Bedrängniß sich einen gewissen Comfort zu schaffen; während der Schlacht stecken sie sicher in einer Grube, die ihnen ihre Leute oft eigens zu diesem Zweck graben müssen. So erklärt es sich, daß in allen den erwähnten Expeditionen zusammen nur ein General getödtet und zwei Offiziere verwundet wurden, beide aus türkischem

Stamme. Als die letzte unglückliche Expedition nach Serächs ausgerüstet wurde, bewog ich einen meiner Schüler, als Arzt mitzugehen; ich stellte vor, daß man ihm einige chirurgische Instrumente verschaffen müsse; die Anschaffung wurde aber verweigert, wie es hieß „damit er kein Unheil anstifte", im Grunde aber nur, weil man die kleine Ausgabe scheute. Auf einer Reise nach Kaswin im März 1852 begegnete ich mehrern Regimentern aus Teheran, welche wegen der dort herrschenden Choleraepidemie in die Heimat geschickt wurden; da sah ich Erkrankte, die nicht mehr weiter konnten, in Massen am Wege liegen, mit dem Tode ringend und ohne Hülfe verschmachtend.

Welche Klasse von Leuten als Militärärzte angestellt sind, kann man sich nach dem Gesagten wol denken. Der Offizier ernennt gewöhnlich seinen Bedienten oder einen unwissenden Bader dazu, um dessen Dienste für sich zu benutzen, oder den Gehalt mit ihm zu theilen. Ich setzte es durch, daß wenigstens den Garnisonen einiger größern Städte, so Meschhed, Schiraz, Tabris, Schüler von mir als Aerzte zugetheilt wurden; doch ist ohne einen völligen Systemwechsel keine Besserung der trostlosen Zustände zu erwarten.

Neben den Aerzten treiben natürlich auch eine Menge Quacksalber (baytar) in Persien ihr Wesen. Sie beuten in Gestalt von Derwischen, Mulas, Seïden, Santons das leichtgläubige Volk aus, indem sie ihm die Electuaria aphrodsiaca, von Perlen, Rubinen, Korallen und Smaragden bereitet, echte Mithridat-Latwerge, heilige Erde und Wasser, Amulete (muhre) und Talismane für theueres Geld verkaufen. Passirt es ihnen, daß durch ihre Experimente ein Patient vergiftet worden, so verschwinden sie schleunigst, um in einer andern Stadt ihre Schwindeleien fortzusetzen. Unter dem Namen Tansure-chatäi (Ginseng), wofür fabelhafte Preise bezahlt werden, liefern sie die Wurzel von Aconitum ferox (bisch), welcher Betrug während meiner Anwesenheit

dem oberſten Artilleriecommandanten beinahe das Leben koſtete. Die meiſten dieſer gefährlichen Charlatane ſind Hindu.

Vor einigen Jahren kam ein Derwiſch aus dem angrenzenden Turkomanenlande nach Teheran, der ſich zwar hauptſächlich mit Alchemie beſchäftigte, aber auch verlauten ließ, daß er den Pannus heilen könne. Es fanden ſich fünf Augenleidende, die zu ſeiner Cur Vertrauen faßten. Nachdem er jedem einige Dukaten abgefordert und dagegen die ſchriftliche Erklärung gegeben hatte, daß im Fall des Mislingens jedem von ihnen das Recht zuſtehe, ihm die Hand abzuhauen, ſchnitt er ſo unvernünftig auf die Augen los, daß alle fünf Operirte an Symblepharon erblindeten. Die Unglücklichen klagten beim Gouverneur der Stadt, Ardeſchir Mirza, einem Onkel des Schah. Derſelbe verlangte von mir ein ärztliches und, wie er gleich hinzufügte, ſchonendes Gutachten. Ich atteſtirte die wirkliche Blindheit der Kläger, jedoch mit der Reſervation: da ſie mir bisher perſönlich unbekannt, vermöchte ich nicht zu bezeugen, ob ſie nicht ſchon vor der Operation blind geweſen ſeien. Hierauf fällte der Gouverneur das folgende Salomoniſche Urtheil: „In Betracht, daß es eine Unmöglichkeit iſt, dem Angeklagten fünfmal die Hand abzuhauen, muß von dieſem Punkte des Contracts ganz abgeſehen werden; in Betracht ferner, daß der Angeklagte aus einem Lande gekommen, mit welchem Perſien ſich ſtets im Kriege befindet, wird ihm aufgegeben, das Feld ſeiner Operationen in ſeine Heimat zu verlegen, denn es iſt zu erwarten, daß er dort nicht weniger Schaden anrichten werde als ein perſiſches Armeecorps.“ Damit wurde der Schelm entlaſſen.

Selbſt europäiſche Abenteurer verſuchen als Quackſalber in Perſien ihr Glück, obwol ſie bei dem eingewurzelten Mistrauen des Volks gegen Fremde kaum auf lohnenden Erfolg zu rechnen haben. Ein Franzoſe, der ſich lange in der Türkei und im Kaukaſus umhergetrieben, abwechſelnd als Daguerreo-

typiſt, Militärinſtructor, Matroſe, Schiffskapitän, Mechanikus, Koch u. ſ. w., ward im Jahre 1851 nach Teheran verſchlagen. Er handelte damals mit Stiefelwichſe und mit präparirten Salzen zu Feuerwerk. Zu ſeinem Schrecken erfuhr er, daß dieſe Artikel in Perſien keine Abnehmer fänden. Doch ſchnell gefaßt, gab er ſich für einen Heilkünſtler aus und verkaufte die in zierliche Schachteln gefüllte Stiefelwichſe als Latwerge, die Salze ebenfalls als Medicament, wodurch es ihm gelang, in kurzer Zeit ein hübſches Sümmchen zu ergaunern. Ein anderer Europäer, der jedoch einige pharmaceutiſche Kenntniſſe beſaß, verſchaffte ſich durch Connexion bei einer Geſandtſchaft das Patent als Hekim baschi fautsch (Regimentsarzt); und als man den Schah darauf aufmerkſam machte, daß der Betreffende kein Mediciner ſei, erwiderte er lachend: er wiſſe wol, daß er niemand zum Hekim bilden könne, das ſei Sache der Madraſſen (Schulen); nichtsdeſtoweniger ſehe er nicht ein, warum er nicht zum Hekim baſchi ernennen dürfe, wen es ihm beliebe.

Die Arzneien werden im Laden des Krämers oder Droguiſten (attar) gekauft. Er hält neben Zucker, Kaffee und Gewürznelken: Arſenik, Nux vomica, Grünſpan, Opium u. ſ. w. vorräthig, verſteht ſich auf die Bereitung einiger Arzneien und verabfolgt jedem ohne Unterſchied gegen Bezahlung die verlangten Artikel, ſei es auch Arſenik oder ein anderes Gift. Zum Glück verordnen die Aerzte meiſt indifferente vegetabiliſche Subſtanzen, ſodaß gefährliche Verwechſelungen ſeltener, als man glauben ſollte, vorkommen. Uebrigens weiß der Ladenbeſitzer auf alle Fälle ſeine Kunden zu befriedigen; kann er das Recept nicht leſen, oder wird nach einem Stoff gefragt, den er nicht vorräthig hat, ſo gibt er irgendein beliebiges Surrogat dafür. Im Bazar zu Iſpahan, wird erzählt, forderte jemand Bärenurin, ein in Perſien ungefähr ebenſo geſchätztes Medicament wie bei uns das Bären-

fett. Der Krämer holte aus dem hinter dem Laden befindlichen Gemach eine mit Flüſſigkeit gefüllte Flaſche und überreichte ſie dem Käufer. „Ei“, rief dieſer verwundert aus, „der Urin iſt noch ganz warm.“ — „Natürlich“, ſagte der Krämer, „er kommt ja friſch von dem Bären, den ich zu dieſem Zweck im Hinterzimmer halte.“ — Mehrfache Verſuche mit Einrichtung von Apotheken auf europäiſchem Fuße ſcheiterten immer an dem Mistrauen des Volks gegen die Neuerung und an der Billigkeit der Preiſe, zu denen es ſeine Arzneien zu kaufen gewohnt iſt.

Dem Arzte für ſeine Leiſtungen Geld anzubieten, hält der vornehme Perſer nicht für anſtändig; es iſt Sitte, ihm als Honorar (taref) ein Pferd, einen Shawl oder einen Teppich zuzuſchicken. Handelt es ſich aber um einen kleinern Dienſt des europäiſchen Hekim, etwa um einen einmaligen Beſuch, ſo läßt man ihm verſchiedene Süßigkeiten, auf einer flachen ſilbernen Schale zierlich geordnet, durch den erſten Kammerdiener des Hauſes überreichen, der dafür vom Empfänger mindeſtens mit einem Dukaten belohnt werden muß; oder man unterläßt die Abfindung ganz, weil man ſich genirt, eine geringe Gabe zu ſchicken, und doch zu einer großen ſich nicht entſchließen mag. Ohne eine mit fixem Gehalt verbundene Anſtellung ſeitens des Hofes, der Regierung oder der Geſandtſchaft iſt es daher dem europäiſchen Arzte bei den bedeutenden Ausgaben, welche die Sitte des Landes mit ſich bringt, nicht möglich, eine leidliche Exiſtenz in Perſien zu gewinnen. Zudem deutet der Perſer das Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand“, noch weiter dahin: „Wer kein Amt hat, der hat auch nicht den Verſtand dazu.“ Geſetzt aber, es gelänge dem Europäer wirklich mit unſaglicher Mühe, Aufopferung und Selbſtverleugnung, ſich eine auskömmliche Praxis zu ſchaffen, dann würden ſicher Haß und Neid ſeiner perſiſchen Collegen ihm den Genuß des Lebens auf jede Weiſe verbittern.

Wenn ein Patient unter der Behandlung des Arztes ſtirbt, ſo verliert letzterer nicht nur allen Anſpruch auf Honorar, ſondern man legt ihm auch direct die Schuld an der eingetretenen Auflöſung zur Laſt; denn es herrſcht die Anſicht, daß ohne Zuthun des Arztes der Kranke nicht geſtorben wäre. Sobald daher ein Krankheitsfall tödlich zu enden droht, pflegen die Aerzte ſich zurückzuziehen, wodurch dem Kranken und ſeiner Familie gewiſſermaßen officiell angekündigt wird, daß das Ende nahe ſei. Macht unglücklicherweiſe der Arzt, weil er nicht weiß, daß der Kranke bereits verſchieden iſt, noch einen Beſuch im Hauſe, ſo kann er leicht in Gefahr kommen, von den Weibern und dem Geſinde thätlich mishandelt zu werden. Aus dieſem Grunde unterhält jeder perſiſche Arzt — und auch ich war dazu genöthigt — in der Umgebung ſeiner gefährlichen Patienten Spione, die ihn ſofort von dem erfolgten unglücklichen Ausgang in Kenntniß ſetzen. Freilich begegnete es mir auch einmal, daß ein in meiner Cur befindlicher Kranker mir auf dieſe Weiſe als todt gemeldet wurde, den ich ſechs Jahre ſpäter zu meinem nicht geringen Erſtaunen lebendig wiederſah.

In frühern Zeiten mußte ſich der Arzt, unter deſſen Behandlung ein Mitglied der königlichen Familie geſtorben war, eine Weile verbergen oder ins Aſyl flüchten*), jetzt haben ſich die Anſchauungen in dieſem Punkte etwas gemildert. Als Mehmed Schah ſtarb, genügte es, daß ſein Leibarzt Dr. Cloquet in den nächſtfolgenden Tagen ſeine Wohnung nicht verließ. Bei dem Tode des zum Thronfolger deſignirten Lieblingsſohns des jetzigen Königs wurden dem perſiſchen Hekim zwar die Stricke ſeines Zeltes abgeſchnitten, doch traf ihn zum Glück der Balken nicht und er hatte Zeit, ein Aſyl

*) Dieſe Sitte herrſchte noch zu Ende des 16. Jahrhunderts im moscowitiſchen Reiche (Olearius, S. 163).

zu erreichen; auch seine geringe Habe, die man anfangs eingezogen, wurde ihm später wiedergegeben. Mich bedeutete man nur, daß man wegen von mir bezeigter Unfähigkeit meiner Dienste nicht mehr bedürfe: eine Insinuation, die jedoch schon nach drei Tagen ohne mein Ansuchen zurückgenommen wurde. Immerhin thut aber auch heute noch der Arzt wohl, vorkommendenfalls an einem sichern Zufluchtsorte abzuwarten, bis der erste Sturm vorübergebraust ist.

Der Pflege des Körpers und der Erhaltung seiner Gesundheit widmet jeder gebildete Perser beständige Aufmerksamkeit. Ruhe und Bewegung, Schlaf und Wachen, Kleidung, Essen und Trinken (sette zerurieh d. h. sex res naturales) sind bei ihm nach festen, mit Consequenz innegehaltenen Normen geregelt. Er achtet sorgfältig auf jede Abweichung von den normalen körperlichen Functionen, und sobald sich eine solche bemerkbar macht, steht er augenblicklich von aller Beschäftigung ab, einzig seiner Gesundheit lebend und etwaige Aufforderungen zur Arbeit mit den Worten erwidernd: „Bimār æm" oder „Tæb kerdem" („Ich habe Fieber"). „Fieber haben" heißt nämlich überhaupt „krank sein"; denn die am häufigsten vorkommende Krankheit ist die Febris ephemera; schon eine leichte Erkältung, ein unbedeutender Diätfehler genügt, von ihr ergriffen zu werden, und sehr oft ist sie nur der Vorläufer des wirklichen Wechselfiebers, das bei anfänglicher Vernachlässigung, besonders im Frühjahr und Herbst, fast immer daraus entsteht und dann hartnäckig mit stets erneuerten Anfällen wiederkehrt.

Außerdem daß der Perser, wenn er sich im geringsten unwohl fühlt, das Zimmer hütet und strenge Diät beobachtet, nimmt er sofort ein Solvenz (munzitsch) und hierauf ein Purgirmittel (kārkun, mushil), auf alle Fälle aber ein oder mehrere Klystiere (imāleh). Der ungemein häufige Gebrauch von Klystieren ist um so auffallender, als Chardin, der vor

etwa 200 Jahren Perſien bereiſte, in ſeinem Werke erwähnt, das Lavement ſei dort völlig unbekannt und die von ihm verordnete Anwendung deſſelben ſei auf heftigen Widerſtand geſtoßen. Jetzt erhält der herbeigerufene Arzt auf ſeine Fragen an den Kranken die ſtereotypen Antworten: „Ich bekam Fieber und ſetzte ein Klyſtier"; „vor dem Klyſtier verſpürte ich dieſe, nach demſelben jene Symptome". Als Inſtrument bedient man ſich nicht unſerer gewöhnlichen Klyſtierſpritze, ſondern eines hohen Trichters mit abgerundetem und wie ein Katheter umgebogenen Ende. Vermöge des Luftdrucks ſtürzt die Flüſſigkeit mit brodelndem Geräuſch in das Rectum. Ich halte die Methode für zweckmäßiger als die unſerige; das Inſtrument iſt einfach, läßt ſich gut reinigen, die Application ſowol mit eigener Hand als mit fremder Hülfe iſt leichter und eine Darmverletzung durch den Apparat unmöglich, auch kann die Füllung in beliebigen Quantitäten beigebracht werden. In keinem Hauſe fehlt dieſer Trichter; gewöhnlich iſt er von Glas, bei reichen Familien von Silber mit einer Vorrichtung zum Auseinanderſchrauben. Die Ingredienzen des Klyſtiers beſtehen aus Rohzucker (schiker) von Maſanderan, kryſtalliniſchem Steinſalz (nemeke turki), Ricinusöl (rugane gertschek), Manna (schirchischt) von Astraphasis spinosa, Rhabarber (riwænd), Sennesblättern (senneh mekki), und als draſtiſches Mittel aus einem Beiſatz von Cassia fistulosa (fulus), durch deſſen unzeitige Anwendung großer Schaden angerichtet, ja der Tod herbeigeführt werden ſoll (!). Bei Schwächezuſtänden, ferner bei Cholera und bei chroniſcher Dysenterie zeigen ſich Weinklyſtiere (imāleh schærāb), wie ich mich öfters zu überzeugen Gelegenheit hatte, von gutem Erfolg. Leider muß die überaus häufige Anwendung der Klyſtiere zugleich als Urſache und Folge eines in Perſien ſehr verbreiteten unnatürlichen Laſters angeſehen werden. Die Afghanen, welche ich in Teheran behandelte, ließen ſich ſchwer zur Application von Klyſtieren bewegen.

Als Solvens, welches der Perſer ſtets dem Abführmittel vorhergehen läßt, weil nach ſeiner Anſicht die Materia peccans (suddeh) unbedingt erſt in Fluß gebracht werden muß, ehe die Ausleerung durch eine Purganz erfolgt, dienen Abkochungen (dschuschāndeh) von Cichorienwurzel (kāsni), Jujuba (annāb), Schebistan (sepiste), Fumaria (schāterre), Viola odorata (benafscheh), Solanum nigrum (tādschrizi) und verſchiedenen einheimiſchen Mannaarten. Die Abkochung, ungefähr das Quantum einer Pinte, wird in eine Schale geſchüttet — der Perſer trinkt nicht aus Gläſern — und auf einmal genommen; um die Wirkung zu verſtärken, genießt man hinterher noch einige Schalen aus Oxymel, Orangen-, Limonen-, Granaten- oder grünen Traubenſaft bereiteten Scherbet. Auch der Saft der Waſſermelonen wird viel als Solvens angewendet; er gilt überhaupt, wegen ſeiner gelind abführenden Wirkung, für ein Univerſalmittel gegen alle Stockungen im Unterleibe, etwa wie in Europa die auflöſenden Mineralquellen.

Abführmittel ſind: ſchwarzes und gelbes Mirobalanum (halileh siāh und zerd), Sennesblätter, Rhabarber, Tamarinden (tæmer hindi), Cassia fistulosa, Coloquinten (hænzel), Gummigutt (ussāreh riwand), Aloë (sab'r), Ricinusöl, Manna und Bitterſalz.

Das grobgeſtoßene Pulver des Mirobalanum, beſonders der ſchwarzen Sorte wird in 3—4 Drachmen vor dem Schlafengehen genommen; es iſt faſt das ausſchließliche Abführmittel bei den niedern Volksklaſſen.

Guter Rhabarber kommt über Buſchir aus China, daher die Benennung Riwande tschini; doch erſetzt man ihn gewöhnlich durch die ſchwächer wirkende inländiſche Wurzel, die hauptſächlich um Choraſſan wächſt, ſich aber auch häufig in den Bergen des Elburz und Elwend findet (Rheum rhaponticum Riwas) und deren junge Sproſſen ein gutes Gemüſe geben.

Tamarinden ſind ſeltener in Gebrauch. Am meiſten geſchätzt iſt die röthliche, viel Weinſtein und Weinſteinſäure enthaltende Tamarinde von Guzerat (tamer gudschrāt); man bereitet daraus ein ſäuerliches, rubinrothes, ſehr erfriſchendes Getränk.

Caſſia wird bei allen Krankheiten der Baucheingeweide angewendet, vielleicht nur wegen ihres darmähnlichen Ausſehens.

Coloquinten wachſen in Menge unter den Ruinen Ispahans.

Das Gummigutt halten die Perſer für ein Extractum rhei, daher der Name usāreh riwand, welche Verwechſelung oft viel Unheil anſtiftet.

Die Ricinuspflanze (bid ændschir, auch gertschek) wird faſt in ganz Perſien angebaut, ja ich fand ſie noch im vierunddreißigſten Breitengrade bei einer Meereshöhe von 6000 Fuß, allerdings dort kümmerlich, reifen. Ihr Oel dient meiſt zur Beleuchtung. Durch die heiße Preſſung wird es braun und dickflüſſig und verliert ſehr an purgirender Kraft, ſodaß wenigſtens eine Doſis von $1\frac{1}{2}$ Unzen genommen werden muß. Vom Genuß einer Emulſion aus etwa 50 Samenkörnern entſtanden bei einem Europäer die heftigſten Choleraſymptome, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Im Gilan'ſchen Marſchlande nehmen die Einwohner häufig zwei bis drei Körner des Ricinus tiglii (gertschek hindi).

Ueber die einheimiſchen Mannaarten, welche faſt nie als Zuſatz bei der Purganz fehlen, ſoll ſpäter gehandelt werden.

Conſtipationen (jubusset), welche durch häufigen Opiumgenuß und Misbrauch mit Abführmitteln entſtehen, ſucht man durch die hæbe schāhi, Pillen aus Aloë, Stinkaſſand und Rhabarber, zu heilen. Auf dem Lande wendet das Volk Abkochungen von wilden Pflaumen (aludscheh) und von Maulbeerrinde an; obgleich letztere, wie ich ſah, choleraartige Krankheitserſcheinungen verurſacht.

Durch englische Aerzte, namentlich durch Dr. Kormik, Leibarzt des Abbas Mirza, ward das Kalomel*) und das Bittersalz in die persische Pharmakopöe gebracht. Man pflegt abends vor dem Schlafengehen eine Dosis von 4—6 Gran Kalomel und morgens darauf 1 Unze Ricinusöl zu nehmen. Das Bittersalz (nemek frængi) fand ich bei Wechselfiebern, wo fast alle andern Abführmittel sich schädlich erweisen, als Purganz vortrefflich bewährt. Es kommt über Konstantinopel nach Persien. In Ermangelung eingeführten Bittersalzes gab ich übrigens den Spitalkranken auch von dem aus schwefelsaurem Natron bestehenden Salze, das in der Wüste unweit Teheran efflorescirt, mit gutem Erfolge. In der Nähe von Ispahan finden sich Ausschwitzungen von reiner schwefelsaurer Magnesia. Auch die Jalapa haben englische Aerzte hier verbreitet; da sie immer mit Weinstein gegeben wird, heißt sie im Persischen dschalaptartar.

In allen Krankheiten, gleichviel welcher Kategorie sie angehören mögen, beginnt der persische Arzt die Cur mit Darreichung einiger Purganzen, selbst Diarrhöen werden mit Ricinusöl behandelt. Zugegeben, daß diese Curmethode in dem entschiedenen Vorherrschen von Unterleibskrankheiten eine gewisse Begründung findet, so ist doch andererseits sicher, daß ihre unterschiedslose Anwendung große Nachtheile mit sich bringt; denn indem man z. B. selbst bei perniciösen Fiebern nicht gleich zum Chinin zu greifen wagt, sondern erst durch

*) Ueber den Gebrauch des Kalomels bei den Persern sei auf meine Abhandlung in der „Medicinischen Wochenschrift", 1860, Nr. 36, verwiesen. Ich hörte in Persien sagen: „Die Anwesenheit von Engländern bekundet sich am sichersten durch drei Dinge: durch halbvolle Kalomelkrüge, durch ganz leere Porterflaschen und durch fromme Traktätchen." Der Wahrheit gemäß muß ich constatiren, daß Kalomel und Porter jedenfalls bereitwilligere Aufnahme und größere Verbreitung im Orient gefunden haben als die ausgestreuten Traktätchen.

Purgiren den Körper ſchwächt, geht die beſte Zeit zum Handeln verloren. Roma deliberante Saguntum perit!

Wie in früherer Zeit in Europa, ſo herrſcht in Perſien jetzt noch die Sitte, im Frühling eine Depurationscur des Körpers vorzunehmen, vorzüglich zu dem Zweck um die angehäufte ſchwarze Galle (saudā) zu entleeren. Zweierlei Umſtände tragen hier zur Aufrechthaltung dieſes Gebrauchs bei: erſtens der unerſchütterte Glaube an die alte Galeniſche Lehre von den ſich anſammelnden humoribus peccantibus, welche von Zeit zu Zeit in Fluß geſetzt und durch Evacuantia hinausgeſchafft werden müſſen; zweitens die irrige, aber dem Naturmenſchen nahe liegende Meinung, daß man Erfahrungen ex juvantibus et nocentibus bei Thieren ohne weiteres auf den menſchlichen Organismus übertragen dürfe. Da nun kein Thier dem Perſer näher ſteht als das Pferd und es das einzige iſt, deſſen Natur er ſtudirt, deſſen Zucht und Veredelung er ſich angelegen ſein läßt, ſo nimmt er gern die an dieſem gemachten Beobachtungen zur Richtſchnur für die Behandlung des eigenen Körpers. Wie die Pferde im Frühjahr durch Fütterung mit grünem Getreide ſtatt mit Stroh und Gerſte, worin das ganze übrige Jahr ihr Futter beſteht, und durch Fernhaltung von allen Strapazen einer Regenerationscur unterzogen werden, iſt im fünften Abſchnitt dieſes Theils berichtet worden. Ganz analog hält der Perſer eine durchgreifende Reinigungscur im Frühjahr an ſich ſelbſt für nothwendig.

Man wählt dazu die Zeit zwiſchen Mitte April und Ende Mai. Nachdem man von ſeinem Hekim genaue Verhaltungsregeln in Bezug auf Gebrauchsweiſe (destur el amal) und Diät eingeholt hat, bereitet man ſich durch fünf bis achttägigen Gebrauch von Solventien vor, nimmt dann ein Abführmittel, ein zweites nach zwei Tagen, ſelten ein drittes, und geht hierauf zur eigentlichen Cur über, welche 30—40

Tage in Anſpruch nimmt. Sie beſteht im vorſchriftsmäßigen Genuß von Radix Chinae nodosae, manchmal auch von Sarſaparille, oder von Säften aus Chicorien, Beta, Fumaria u. ſ. w., oder von Milch und Molken. Im Hochſommer dienen auch die Säfte von Waſſer- und Frühmelonen (germek), Granaten, ſauren Trauben, Berberis u. ſ. w. zum Curgebrauch.

Die China nodosa (tschini), welche im 16. Jahrhundert zufolge der guten Dienſte, die ſie dem Kaiſer Karl V. und mehrern Päpſten geleiſtet hatte, in Europa ſehr ſtark in Aufnahme kam, ſpäter aber, vielleicht mit Unrecht, wieder obſolet wurde, ſteht bei den Orientalen noch heutigen Tags in vollem Credit. Behufs der Cur wird vier Wochen lang jeden Abend ein Quantum von 2 — 2½ Loth, gut geraspelt, in Waſſer gelegt und die ganze Nacht über darin geweicht, dann des Morgens in einem ſteinernen Topf ſo lange gekocht, bis das Waſſer zur Hälfte verdunſtet iſt; die Abkochung wird durchgeſiebt und geklärt und im Laufe des Vormittags getrunken. Dabei nimmt man alle acht Tage ein Dampfbad von Decoctum Chinae, indem man ſich auf einen durchbrochenen ringsum mit Filzen dicht verhangenen Schemel ſetzt, unter welchem aus Töpfen voll heißen Decocts die Dämpfe emporſteigen. Als Nachcur wird einen Monat ſpäter die Abkochung in derſelben Weiſe nochmals zehn Tage lang gebraucht (passe-tschini). Zur vorgeſchriebenen Diät gehört das Vermeiden aller ſalzigen und ſauern Speiſen, dagegen der reichliche Genuß von Süßigkeiten. Ferner ſoll man Gemüthsbewegungen von ſich fern halten und den Körper möglichſt wenig anſtrengen, endlich große Mäßigkeit im geſchlechtlichen Umgang beobachten.

Das Decoctum Chinae wird bei allen ſyphilitiſchen Affectionen, vorzüglich bei Mercurialleiden, gegen die meiſten Hautausſchläge, Impotenz, Unfruchtbarkeit, Drüſengeſchwülſte,

Gonorrhöe und ihre Folgen, sowie als ultima ratio in allen chronischen Krankheiten, wo andere Mittel nichts fruchteten, angewendet. Glaubt der Patient Nutzen von der Cur zu verspüren, so wiederholt er sie mehrere Frühlinge hintereinander. Manche lassen sich die Cur während der Fastenzeit vom Arzte verordnen, um dadurch von den vorgeschriebenen Entbehrungen dispensirt zu sein. Es mag dahingestellt bleiben, welcher Antheil der veränderten Lebensweise oder dem Zufall daran beizumessen ist, aber ich habe vom Gebrauch der Chinawurzel sehr schöne Erfolge gesehen und würde ihr wenigstens vor der Sarsaparille unbedingt den Vorzug geben.

Die Sarsaparille (uschpeh) wird selten allein genommen, häufiger dem Decoct der China nodosa beigemischt; daher bedeutet „Tschini-uschpeh churdem": „Ich brauchte die Pflanzencur". Turkomanen und Mogulen genießen die China nodosa als Leckerbissen.

Gegen chronische Brustleiden aller Art gilt frische Eselsmilch (schire aulāg) für ein specifisches Heilmittel. Die Eselin, von der die zur Cur bestimmte Milch kommt, muß ein starkes, gesundes Thier sein und erst kürzlich ein Junges geworfen haben. Sie erhält während der Zeit ausschließlich Grünfutter, vorzüglich viel Lactuca. Man beginnt die Cur mit 50 Miskal (7 Unzen), steigt allmählich bis 200 Miskal, und von da in den letzten zehn Tagen wieder abwärts mit der Quantität. Natürlich ist während der Cur der Genuß von Früchten und sauern Speisen untersagt. Leidende an chronischem Lungenkatarrh, Emphysem oder unvollkommen gelöster Pneumonie erhalten sich durch Eselsmilch, wie ich mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte, noch mehrere Jahre am Leben; die Anfälle werden gemildert und die Winter leidlicher überstanden. Ueber die Wirkung in Tuberculosen stehen mir keine Erfahrungen zu Gebote, da diese Krankheit zu selten im Lande vorkommt..

Die Chiwaner, Turkistaner und Usbeken wenden statt der Eselsmilch in denselben Krankheiten die Milch der Stuten an, entweder frisch oder gegoren (kumis), und rühmen deren heilende Kraft. Auch von Russen, welche in jenen Steppen an der Küste Heilung oder Linderung von Brustleiden suchten, wurde mir die vorzügliche Wirkung der Kumis bestätigt. Die Tuberculose soll den Steppenbewohnern gänzlich unbekannt sein.

Kamelmilch genießen magere Leute, um fett zu werden. Weithin verführt wird die eingetrocknete saure Kamelmilch von Mekkeh (chāle schutur), die ihren Ruf als Universalmittel wol hauptsächlich der Heiligkeit des Orts zu verdanken hat.

Reconvalescenten und durch Ausschweifungen geschwächte Personen suchen im Genuß von Frauenmilch (schire dächter, Tochtermilch) sich die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen, und zwar in vielen Fällen mit unleugbar günstigem Erfolge. Auf dem Strohmarkt zu Teheran kann man oft Nomadenweiber die Milch aus ihren vollen Brüsten an Kranke verkaufen sehen.

Gegen chronische Leiden der Baucheingeweide, der Leber und Milz, gegen Constipationen und Hautausschläge der schwarzen Galle (Galenus) wird eine vierzigtägige Cur mit Ziegenmolken empfohlen. Man kocht die frische Milch der mit gutem Grünfutter genährten Ziege unter Zusatz von Oxymel, wodurch deren auflösende Wirkung verstärkt werden soll.

An dem Tage, an welchem der Perser zum Abführen einnimmt, ist er in geschäftlichen Angelegenheiten nicht zu sprechen, sondern lehnt alle diesfallsige Zumuthungen mit den Worten ab: „Dæwā churdem!" („Ich habe Medicin genommen!") Beamte und selbst Minister entschuldigen damit oft ihr Nichterscheinen bei Hofe oder die Unterlassung von Berufsgeschäften. Die Kost des Purgirenden besteht aus klarer

Fleiſchbrühe zum Mittag und einer mit mannichfachen Ingredienzen verſetzten Reisſuppe (āsch) zum Abend. Auf die paſſende Wahl dieſer Ingredienzen: Granatäpfelkörner, Pflaumen, Oxymel, Orangen-, Limonien- und ſaurer Traubenſaft, Eſſig, Dill, Linſen, Wicken, ſaure Milch, Knoblauch, Tamarinden, Kamillen, Kürbis u. ſ. w., wird großes Gewicht gelegt, da man jedem einzelnen ſowol als den verſchiedenen Miſchungen eine ſpecielle Wirkung zuſchreibt. Sie bildet bei ärztlichen Conſultationen den Gegenſtand ernſthafter Debatten, und den europäiſchen Arzt, welcher die ſubtilen Unterſchiede nicht kennt, bringen die darauf bezüglichen culinariſchen Fragen oft in peinliche Verlegenheit. Mit derſelben umſtändlichen Erwägung wird in der Reconvaleſcenz bei Auswahl der den Pillaws beizumiſchenden Beſtandtheile zu Werke gegangen.

Unter Mineralwäſſer (ābe-maden) verſteht der Perſer nur heiße Quellen; die ſalzigen und beim Kochen ein Sediment zurücklaſſenden nennt er zāḳi (alaunhaltig), die nach Schwefelwaſſerſtoffgas riechenden gugirdi (ſchwefelig).

Bisher brauchte man in Perſien die Mineralwäſſer nur zum Baden, nicht zum Trinken; nur einmal wurde dem vorigen König, Mehmed Schah, Vichy als Trinkcur verordnet, und ich war der erſte, welcher karlsbader Brunnen trinken ließ.

Infolge des häufigen Vorkommens vulkaniſcher Geſteine beſitzt das Land einen großen Reichthum an heißen Mineralquellen. Ich ſelbſt habe nur wenige beſucht, will aber hier diejenigen aufzählen, welche mir von perſiſchen Gewährsmännern genannt wurden, um ſpätern Reiſenden deren Auffinden zu erleichtern. Nachſtehende Daten über die Mineralquellen Maſanderan's verdanke ich dem Prinzen Abbas Kuli Chan, einem ſehr gebildeten Mann.

Am Berge Deſcht in der Nähe von Balafruſch a) im Bezirk Telaii zwei nur einen halben Pharſach voneinander

entfernte Quellen mit ſtark ſchwefeligem Geruch, wahrſcheinlich Alaun enthaltend; b) im Bezirk Lateku eine ähnliche, aber minder reichhaltige Quelle.

Im Dorfe Ara, einen Pharſach von Babelkanar im Bezirke Bendepai, bricht eine Quelle mit ſolcher Mächtigkeit hervor, daß ſie eine Mühle zu treiben vermag. Das Waſſer, deſſen Oberfläche mit einer dem Froſchlaich (dschulwasach) ähnlichen Subſtanz bedeckt iſt, hat eine Temperatur von 26 — 28° R., iſt gelblich-grau, ſehr klebrig, von ſtarkem Schwefelgeruch, enthält jedoch auch andere Beſtandtheile. Nützlich gegen Wunden, Krätze (kerr) und Gelenkleiden, die wirkſamſte Heilquelle Maſanderan's. Tauſend Schritt davon fließt eine kalte Quelle, deren alkali- und eiſenhaltiges Waſſer mit Citronenſaft gemiſcht aufbrauſt.

Im Flecken Dudunge zwiſchen Mulade und Serkaleh eine weniger bekannte Quelle.

Im Flecken Schurmaſt am Sewadkuh quillt aus einem hohen Hügel ein fade ſchmeckendes, geruchloſes Waſſer mit weißer Ablagerung, das im Sommer lau, im Winter aber heiß iſt und dann einen ſtarken Dampf verbreitet. Es bewährt ſich gegen Jucken, Hautausſchläge und Gelenkleiden.

Im Dorfe Surt, Bezirk Tſchehardung, vier Quellen. Die eine iſt ſo tief, daß kein Senkblei den Grund erreicht; wirft man einen Klumpen Erde hinein, ſo hebt ihn nach zwei Minuten ein ſchäumender Wirbel wieder an die Oberfläche, bis die Flut ſich beruhigt, um abermals nach zwei bis drei Minuten von neuem aufzuwallen. Ihr Waſſer iſt lau, fade, riecht nach Schwefel, hat zwei Mühlſteinkraft und bildet im Abfließen eine Reihe von Becken. Von den andern drei, die dicht nebeneinander liegen, enthält eine Eiſen, eine andere Alkali; jene ſetzt gelbliche und adſtringirende Maſſen ab, dieſe brauſt bei der Miſchung mit Säuren.

In Sia Mergal bei Kai-uſſer entſendet die Spitze eines ganz von Sedimenten gebildeten Hügels eine heiße Quelle, während aus deſſen Trichter ein verſteinerndes Waſſer fließt und einem ſeiner Krater ein Säuerling entſpringt.

Zwiſchen Semnan und Sengſar, 6 Meilen von erſterer, 2 Meilen von letzterer Stadt entfernt, mitten in einem ½ Meile breiten und ebenſo langen Thal mehrere warme Quellen, Salzkryſtalle ablagernd und ringsum Salſolen erzeugend. Unfern davon die Ruinen von 500 Häuſern, von Bädern und Moſcheen, in denen viele Schlangen, Skorpione und Solpugen niſten, beſonders aber zahlloſe Mückenſchwärme heimiſch ſind. In der Nähe gibt es kein ſüßes Waſſer außer einem ¼ Farſach ober dem Thal befindlichen Teich, der ſo voll Blutegel ſteckt, daß 6 Pfund Waſſer deren an 100 Stück (?) enthalten. Dagegen ſind in der Umgegend noch viele andere ſehr beſuchte, ſalzig und bitter ſchmeckende warme Quellen, die ſich alle zu einem Bach vereinigen und nach Semnan fließen.

Soweit die Mittheilungen des Prinzen Abbas Kuli über Maſanderan.

Von den Heilquellen anderer Provinzen nannte man mir folgende:

Im Bezirk Tunikaban in Maydan bala ſadat mahale ſtark frequentirte ſehr heiße Schwefelquellen.

Neun Farſach gegen Norden von Urumieh und ½ Farſach von Zendeſcht ſind warme Schwefelquellen; dergleichen ſüdweſtlich von Urumieh in der Nähe von Churrumabad, Namens Dermenab.

Zwiſchen Iſpahan und Yezd, 8 Farſach von erſter Stadt entfernt, ein ſehr beſuchtes warmes Schwefelbad, Wartun genannt.

Halbwegs zwiſchen Tabris und Ardebil die berühmten Thermen Serrab und andere im Tſchemen Udſchan bei Tauris.

Zwiſchen Hamadan und Senneh über Isfandabad die Thermen von Gurgur.

In der Nähe der Stadt Kaswin eine ſehr renommirte Therme, welche der verſtorbene König Mehmed Schah wegen Gichtleiden gebrauchte, nebſt einer Menge anderer längs des Sefidred unterhalb Manſchil.

Rings um den Fuß des Demawend zahlreiche, nebſt mehrern Kalkſalzen viel kohlenſaures Eiſen und Kohlenſäure führende Mineralquellen, deren zwei, eine im Städtchen Ask, die andere etwas nördlich am Bache Heras, ſich beſonders ſtarken Zuſpruchs erfreuen. Die meiſten von ihnen haben das Eigenthümliche, daß ſie maſſenhafte Sedimente abſetzen, welche nicht nur alle hineingeworfenen Körper incruſtiren, ſondern ganze Hügel bilden, gewöhnlich mit einem kraterartigen Baſſin in der Mitte. So iſt das Städtchen Ask ganz auf Quellenablagerungen gebaut. Desgleichen beſitzt der Flecken Eskereh bei Bumehine viele kleine Sedimenthügel. Die größten aber ſah ich im Engthale Diwaſia, einem Seitenflügel des großen Laarthals. Aus dem natürlichen Baſſin eines ſolchen Hügels von etwa 300 Fuß Höhe ſteigt ein lauer Säuerling beinahe in der Mächtigkeit des karlsbader Sprudels empor. An einem andern befindet ſich da, wo ein früherer Abfluß der Quelle durch die maſſenhafte Ablagerung verſtopft worden iſt, jetzt eine Kohlenſäure exhalirende Grotte, und wenige Schritte davon iſt ein pochendes Geräuſch, wahrſcheinlich vom Sturz des Waſſers in der Tiefe herrührend, vernehmbar, das dem Orte ſeinen Namen Diwaſia (Teufelsmühle) gegeben hat. Dieſes ganze Thal, ein Kohlenbecken, wo ſtellenweiſe die Kohle offen zu Tage liegt, iſt mit Lavatrümmern und Schwefelſtücken angefüllt, welche durch Eruptionen des vulkaniſchen Demawend dahin geſchleudert wurden.

Bei einigen der warmen Quellen ſteht ein nach türkiſcher

Art eingerichtetes Badehaus; im übrigen aber ist nicht im geringsten für das Unterkommen der Kranken gesorgt. Jeder muß sich sein Zelt mitbringen und darin campiren. Die Badecur dauert gewöhnlich sieben Tage, ein einzelnes Bad vier bis sechs Stunden.

Heiße Quellen, welche keinen speciellen Namen haben, nennt man âbe-germ (heißes Wasser), ähnlich wie die Slaven Mineralbäder überhaupt mit dem Collectivwort Teplice benennen. Auf der Karte von Persien sind daher viele Orte dieses Namens verzeichnet.

Nicht unbedeutend ist auch die Zahl der Bitter- und Glaubersalz führenden Quellen, schurâb (Salzwasser) genannt. Eine solche entspringt im Elburzgebirge unweit Teheran, fließt parallel mit dem Keredschbache, und verliert sich dann in der Salzwüste bei Kum; Salsolen und Tamarisken an beiden Ufern bezeichnen ihren Lauf.

Zum Schluß noch einige Angaben nach den Aufzeichnungen des Dr. Häntzsche.

In Chalchal eine neutrale warme Quelle.

Am Flusse Sefidrud zwischen Kaswin und Resht: in Rahmetabad ein Moorschlammbad 20° R.; die indifferente heiße Quelle Lieh 28½° R.; in Rahmetabad bei Gilischderre die alkalinische eisenhaltige Quelle Manschil 27° R.

Die Quelle Kulur im Amberlu, Provinz Ober-Gilan, 26° R., viel Kalksedimente bildend; in ihrer Nähe befindet sich, wie man sagt, eine giftige Quelle.

Die Quelle Jâ-Ali Gumbez unweit Chersan, identisch mit der oben genannten Therme bei Kaswin.

In der Gegend von Astrabad im Gebirge Ziaret eine Quelle mit Schwefeleisen.

In Lenkoran, russisches Gebiet Talisch, und in Astara soll es mehrere Schwefelwässer, in Kudschir eine blauliche Quelle geben.

Die perſiſche Heilkunde (ilme tib) entwickelte ſich aus der arabiſchen, welche ihrerſeits bekanntlich von der Humoralpathologie des Galenus ausging. Später wurden auch viel indiſche Elemente in die Materia medica aufgenommen (ſ. Prof. Seligman, Prolegomena ad codicem Vindob.) Als Begründer der Heilwiſſenſchaft betrachtet man Hippokrates (Bugrāt), Plato (Iflatun), Ariſtoteles (Aristu) und Galen (Dschālenus), als das Ideal eines Heilkünſtlers Jeſus Chriſtus (Hezrete-Issā). In der Pharmakologie werden häufig Dioskorides und Rufus als Autoritäten citirt.

Demgemäß hält man feſt an der Lehre von den vier Elementen und den Manifeſtationen: heiß, kalt, feucht und trocken. Ihre gleichmäßige Miſchung erzeuge, glaubt man, den normalen Körperzuſtand, das Gleichgewicht (mizān, itedāl) der Kräfte. Ein ſolcher Zuſtand ſei aber in der Wirklichkeit nie ganz zu erreichen; immer wiege eins oder das andere der Elemente vor und veranlaſſe durch ſeine Manifeſtation Störungen oder Krankheiten (bimāri). Namentlich iſt es das Vorherrſchen von Wärme (heräret) oder von Feuchtigkeit (ratubet), worauf ſowol Laien als Aerzte die Urſachen jeder Krankheit zurückführen. In allen Klaſſen der Bevölkerung, ſelbſt bei den rohen Kriegern von Afghaniſtan, Siſtan, Turkiſtan und Chiwa haben ſich dieſe Vorſtellungen als Schibbolet feſtgeſetzt. Kommt der Kranke zum Arzte, ſo bringt er ſchon die fertige Diagnoſe in Bezug auf Hitze oder Feuchtigkeit mit und verlangt von dieſem nur die entſprechenden Mittel. Bei allem, was der Perſer genießt, überlegt er zuvor, ob es Hitze oder Kälte, Feuchtigkeit oder Trockenheit im Körper erzeuge, und während der Mahlzeit der Großen, vorzüglich an der Tafel des Schah dreht ſich faſt die ganze Converſation um dieſe Schlagworte. Vergebens bemühte ich mich, gegen den Unſinn anzukämpfen; es blieb mir ſchließlich nichts übrig, als ſcheinbar darauf einzugehen, indem ich Entzündung

und Blutmangel mit den Worten Hitze und Feuchtigkeit bezeichnete.

Gegenüber den angenommenen vier Aeußerungen der Elemente operirt nun der persische Arzt mit seinen Mitteln, unter denen das tæbrid (Antiphlogisticum und refrigarans) und das teskin (Phlogisticum roburans und excitans) die Hauptrollen spielen. Er theilt sämmtliche Heilmittel in vier Klassen oder Grade ein: 1) die modificirte Nahrung, 2) das stärkende Medicament, 3) das eigentliche Medicamentum im engern Sinne und 4) das giftige Medicament, welches die animalische Wärme auslöscht.

Auch haben bei ihm, der Galenischen Schule gemäß, Blut Galle, Schleim und schwarze Galle den ersten Platz in der Aetiologie. Eigenthümlich wichtige Bedeutung wird der Leber und der Galle beigelegt. Dennoch kennen die wenigsten den Sitz der Leber; obgleich man sie an zerlegten Thieren auf der rechten Seite findet, glaubt man, es sei ein Vorrecht des Menschen, sie auf der linken Seite zu haben. Bei jeder schweren Erkrankung erkundigt man sich zunächst, ob die Leber nicht verletzt sei, und charakteristisch sind die Redensarten: „Meine Leber fing Feuer" (ich gerieth in Aufregung), „meine Leber wurde zu Wasser" (ich erschrak), „seine Leber ist warm" (er ist vollblütig).

Diätfehler (näperhizi) im ausgedehnten Sinne gelten als prädisponirende Ursachen der Krankheiten; so gibt man z. B. die heftigsten apoplektischen Zufälle dem Genuß einer Reissuppe mit Citronensäure schuld. Nächst den Diätfehlern werden, besonders von den Frauen, Kummer und Sorge (arāz) als Ursache von Krankheiten, sogar von geschlechtlichen und syphilitischen angesehen. Nervöse und rheumatische Leiden glaubt man von den bāds (Winden) hervorgerufen. Die Bads sind ungefähr dasselbe, als was sich das Volk in Frankreich unter vents, in Deutschland unter „versetzten

Winden" vorstellt. Das Wort hat aber zugleich den Begriff schädlicher Rückstände aus frühern Krankheiten, daher die Benennungen bade-kuft (secundäre Syphilis), bade-suzanek (Nachtripper). Krankheiten der Haut, zu denen man auch die Krätze rechnet, werden von der schwarzen Galle (saudā) hergeleitet und dem entsprechend nur mit Purganzen behandelt. Für Krankheiten aber, bei denen man sonst keinen Entstehungsgrund anzugeben weiß, müssen die Hämorrhoiden herhalten; es kamen Leute zu mir, die über Hämorrhoiden in der Nase klagten. Siechthum der Kinder und Unfruchtbarkeit erklären die Frauen immer für Verzauberung durch den „bösen Blick", gegen den nur das Tragen eines geweihten Talismans helfen könne; und ebenso wird die Epilepsie dem Einfluß eines Dämons zugeschrieben, weshalb man von ihr sagt: „Duāji est dawāji nist" (es ist eine Krankheit fürs Gebet, nicht für die Medicin).

In der Therapie (alādsch) überwiegt, wie wir gesehen haben, die den Körper durch Ausleeren schwächende bei weitem die ihn kräftigende Methode. Schweiß- und harntreibende Mittel kommen selten zur Anwendung. Als Brechmittel (muḳaï) verordnet die alte persische Medicin Kochsalz und Borax, in Wasser aufgelöst, oder die Wurzel der Zuckermelone. Europäische Aerzte brachten den Brechweinstein (Tartarus emeticus) in Aufnahme, der nun in allen Kramläden zu haben ist. Er gilt jetzt als Specificum gegen Wechselfieber; da man aber noch wenig Erfahrung über die Stärke des Mittels besitzt, kann es nicht fehlen, daß hier und da Vergiftungen durch zu starke Dosen vorkommen, wie ich selbst zwei tödlich verlaufende Fälle der Art beobachtet habe. Auch die Ipecacuanha ist von einigen Aerzten unter dem Namen Ipeca gekannt.

Unter den kühlenden Mitteln stehen die säuerlichen Pflanzensäfte, die in erstaunlichen Massen gegeben werden, obenan; dann folgt die Buttermilch und die mit Wasser emulsionirte

ſauere Milch (dugh). Letztere, ſogar bei Diarrhöen und Dysenterien verordnet, ſoll neben der kühlenden auch eine Schlaf erzeugende Wirkung ausüben, dagegen häufig hartnäckige Verſtopfungen verurſachen. Von den Pflanzenſäften ſind als die gebräuchlichſten zu nennen: der Saft von grünen Trauben (ābe gurre), ſowol friſch gepreßt als auch abgegoren, gegen rheumatiſche und gichtiſche Leiden in Doſen von $^1/_2 - 1^1/_2$ Pfund täglich genommen; von ſauern Orangen und Citronen; von Granatäpfeln; von Waſſermelonen; ferner das Oxymel (skendschebin), aus Zucker und Eſſig bereitet, und eine Abkochung von Guzerat-Tamarinden. Sie werden entweder in Form von Tränken oder als Zuſatz zu Speiſen dem Kranken gereicht.

Für erhitzende Mittel gelten alle Süßigkeiten, insbeſondere Honig, Erdpech (mumiaï), der Bezoarſtein, die Valeriana jatamensis (sombul-etib), die Lavendula stœchas (ustechudus), welcher eine ſpecifiſche Wirkung auf das Gehirn zugeſchrieben wird, die Galanga (chulindschān); ſodann Gewürze, wie Ingwer, Pfeffer, Amomum (hill) und gewürzte Confecte; endlich einige Opiumlatwerge, namentlich das Electuarium Mithridatis und das E. Andromachi (teriaḳe fārek).

Als Aphrodiſiaca werden Pillen von geſtoßenen Perlen, Rubinen, Gold, Ambra, Bernſtein gekauft. Auch das Chinin, abends in einer Doſis von 1 — 2 Gran genommen, erfreut ſich in dieſer Beziehung eines guten Credits. Dagen ſcheut man die Anwendung des Kampher als die Potenz herabſetzend und weil es Sitte iſt, den Todten ein Stück Kampher in den Mund zu legen.

Gegen Chinin (dschauhere-kenekene) herrſcht das Vorurtheil, daß es Milz- und Leberanſchoppungen erzeuge, weshalb man nicht wagt, es ohne vorausgeſchickte Brech- und Abführmittel und in ſtärkerer Doſis als 4 Gran des Tags zu geben. Da nun ohnehin das käufliche Chinin häufig aus

inerten Stoffen besteht, so darf es nicht wundernehmen, daß die Fieber in Persien sich meist so über alle maßen in die Länge ziehen. Eine unerschöpfliche, sich stets wiederholende Streitfrage bildet die warme oder kalte Eigenschaft des Chinin.

Sehr ausgedehnt ist der Gebrauch des Bulbus colchici (surindschān) gegen Rheumatismus und Gicht. Die Dosis von 1 — 1½ Drachmen wird täglich frisch in Milch gekocht. Stellt sich nach längerm Gebrauch nicht die erwünschte Wirkung ein, so geht man zum Traubensaft über, mit dem ich in Gaben von 5 — 10 Unzen per Tag die vortrefflichsten Curen erzielte.

Hautausschläge werden mit Evacuantien, in hartnäckigen Fällen mit Decoctum chinae nodosae, Ziegenmolken und Mercur behandelt. Nur bei der Krätze finden äußerliche Einreibungen statt mit einer aus Schwefel, Kupfervitriol und sauerer Milch bereiteten Salbe.

Gegen Syphilis wird ausschließlich Quecksilber angewandt, und zwar mischt man den Taback unter dem Kohlenbecken des Nargileh mit Zinnober und läßt so den Dampf einziehen. Die Wirkung ist äußerst rasch und intensiv, eine acht- bis zwölfmalige Anwendung reicht gewöhnlich zur Cur hin. Seltener ist der innere Gebrauch von fein verriebenem Quecksilber.

Tripperkranke erhalten in den ersten Tagen eine Emulsion von Summitates canabis indicae, später das Harz von Terebinthina lentiscus.

Würmer sucht man durch Abkochungen der Wurzelrinde vom Granatapfelbaum und durch die Summitates von mehrern Artemisiaarten, besonders aus der Gegend von Tabris (kurt-uti, dirmeneh) abzutreiben, den sehr häufig vorkommenden Oxyrus vermicularis, welcher bei jungen Mädchen nicht selten in die Scheide gelangt, durch Zäpfchen von Stinkassand und Lampenruß. Zwei andere Wurmmittel verkaufen die Krämer unter der Benennung Pereke hindi und Birind-

sche kabuli. Der Medinawurm, am Persischen Meerbusen sehr häufig, vorzüglich in Minab und Laar, wird durch Umwinden und tägliches Aufrollen um ein Stäbchen entfernt.

Bei Nervenkrankheiten, welche dem Gebrauch von Nux vomica, Datura stramonium und Asa foetida nicht weichen wollen, sucht man in den Tempeln und an geweihten Stätten Heilung. Oft berichtet die in Teheran erscheinende officielle Zeitung von Wunderheilungen Lahmer, Blinder oder mit Krämpfen Behafteter an den Gräbern der Imams. Allgemein ist die Sitte, für die Genesung eines erkrankten Angehörigen Gebete von Derwischen und heiligen Männern verrichten zu lassen; die Freunde des Hauses schicken Schafe, welche als Opfer dargebracht werden, indem das Fleisch unter die Armen vertheilt wird. Man befestigt, um den Zauber zu bannen, an das Lager und an die Glieder des Kranken Amulete, und verbrennt gewisse Kräuter, z. B. den Samen von Peganum Harmala (ispend); in der höchsten Noth endlich soll Erde vom Heiligen Grabe zu Kerbelah (turbut) und Wasser aus dem gepriesenen Brunnen Zimzim in Mekka die Rettung bewirken. Der König amnestirt, wenn ein Mitglied seiner Familie in Gefahr schwebt, 10—20 Gefangene, ohne sie jedoch namentlich zu bezeichnen, sodaß es dem Kerkermeister freisteht, diejenigen aus der Haft zu entlassen, welche am meisten für ihre Befreiung zahlen! Gegen Unfruchtbarkeit der Frauen gilt die Wallfahrt nach Kum oder Meschhed als bewährtes Mittel.

Laien wie Aerzte halten sehr viel darauf, den Puls sorgfältig zu beobachten (næbs diden, den Puls sehen), zu welchem Zweck die Taschenuhren des Persers mit Secundenzeiger versehen sein müssen. Aus dem Puls will man die Natur jeder Krankheit, die Schwangerschaft der Frauen, sogar das Geschlecht der zu erwartenden Leibesfrucht erkennen. Wo sich ein Arzt blicken läßt, selbst im Vorbeireiten, streckt man ihm

von allen Seiten die Hände entgegen, um ſich den Puls fühlen zu laſſen. Der perſiſche Arzt iſt natürlich klug genug, wenn es ſich um einen Schwangerſchaftsfall handelt, erſt über die Menſes, über die Potenz des Mannes u. ſ. w. Erkundigungen einzuziehen, bevor er einen Ausſpruch thut. Beſtätigt ſich dann zufällig ſeine Vorausſetzung des Geſchlechts, ſo wird er als Bugrat (Hyppokrates) verehrt; trifft ſie nicht ein, ſo entſchuldigt er ſich mit der anomalen Beſchaffenheit des Pulſes, der ſo unergründlich ſei wie das Meer.

Es gibt eigene Abhandlungen über den Puls und die Art ihn zu fühlen: man ſoll ihn an beiden Händen befühlen, dabei niederknien u. ſ. w., und die perſiſch-arabiſche Medicin beſitzt eine ſehr detaillirte Terminologie für die verſchiedenen Gangarten des Pulſes, deren ſie nicht weniger als 64 unterſcheidet. Früher war es in Perſien und in der Türkei dem Arzte, wenn er zu einer kranken Frau gerufen wurde, nur geſtattet, ihren Puls zu fühlen, doch iſt die Civiliſation jetzt auch dort ſo weit vorgeſchritten, daß er bei ernſter Erkrankung eine allgemeine phyſikaliſche Unterſuchung vornehmen darf. Nur einmal verlangte ein Prinz von mir, ich ſolle den Zuſtand ſeiner kranken Frau beurtheilen, während ſie, hinter einem Vorhang ſtehend, durch einen kleinen Ausſchnitt in demſelben ihre Hand hervorſtreckte: eine Zumuthung, die ich entſchieden zurückwies.

In außerordentlich übertriebenem Maße kommen Blutentleerungen zur Anwendung. Nicht nur, daß bei jedem Leiden mit katarrhaliſchem oder entzündlichem Charakter ein oder mehrere Aderläſſe (fæsd) verordnet werden, auch ohne alle Nöthigung pflegen die meiſten Leute wenigſtens jährlich zweimal, viele alle zwei bis drei Monate, ja jeden Monat einmal zur Ader zu laſſen. Sehr wenige Perſer — und zu ihnen gehört der jetzt regierende Schah — haben die Gewohnheit des öftern Blutlaſſens nicht angenommen, noch wenigere

entſagen ihr im vorrückenden Alter. „Chun dārem?“ („Habe ich Blut?“ d. h. „Soll ich zur Ader laſſen?“ iſt die ſtehende Frage an den Arzt. Auch in den letzten Monaten der Schwangerſchaft laſſen die Frauen häufig zur Ader, während ſie es in den erſten Monaten, beſonders gegen Ende des dritten für ſchädlich halten.

Das Zur-Aderlaſſen iſt Sache der Chirurgen oder Bader; der perſiſche Arzt hält dieſe Operation unter ſeiner Würde, und vom europäiſchen behaupten die Perſer, daß er ſie nicht verſtehe. Die Ader wird mittels einer ſehr feinen pfrimenartigen Lanzette (nischter) geöffnet, nachdem vorher der Oberarm mit einem dünnen Lederbändchen feſt geſchnürt und dem zu Operirenden, damit er die Finger bewege, eine Kugel in die Hand gegeben worden. Man hat beſondere Anzeichen für die Vena Basilica (bāsilik), Cephalica (keifāl), Salvatella, Saphena (sāfen) und Ranina. An Tagen, an welchen es nach Berechnung der Aſtrologen beſonders gut iſt, zur Ader zu laſſen, fließt in der Rinne vor den Barbierſtuben das Blut buchſtäblich in Strömen. In ſogenannten feuchten Krankheiten, z. B. bei Apoplexie, wo das Gehirn von Feuchtigkeit ergriffen ſein ſoll, iſt der Aderlaß verpönt, ebenſo beim eigentlichen Typhus (muhrege); beim typhoiden Fieber (mutbegeh) dagegen vorgeſchrieben. Von ſeiner nachtheiligen Wirkung beim Wechſelfieber, auch dem perniciöſen, habe ich mich vielfach überzeugt; ein unzeitiger Aderlaß genügt oft, das einfache Fieber in ein perniciöſes ausarten zu machen. Unſtreitig entſteht aus übel angebrachten wie aus zu häufigen Aderläſſen Blutleere, die ſich zu zeitweiliger Hautwaſſerſucht ſteigern kann, und es bedarf dann langer Zeit, ehe ſich die normale Blutmenge wieder einſtellt. Dazu kommt noch der beſondere Uebelſtand, daß die Bader das Reinigen der fortwährend im Gebrauch befindlichen Lanzette vernachläſſigen, und dadurch umſchriebene oder ausgedehnte Venenentzün-

dungen erzeugt werden; ein Aneurisma kam mir jedoch nicht vor.

Nicht minder wie die Anwendung der Aderläſſe wird die der Blutegel (zālu) übertrieben. Hat der Perſer Langeweile, ſo ſucht er irgendeinen ſchmerzenden Punkt an ſeinem Leibe auf, ſei es auch an der Naſenſpitze oder am Ohrläppchen, um ſich dort Egel anzuſetzen. Die Thiere finden ſich in großer Menge in den Süßwaſſerſümpfen am Kaspiſchen Meer, von wo vor einigen Jahren viele nach Frankreich verſchickt wurden, und in der Nähe von Schiraz, fehlen aber ganz im öſtlichen Theile des Reichs. Ihr Preis iſt äußerſt gering; in den Straßen Teherans ziehen immer Leute aus Maſanderan umher mit dem Rufe „ai zālu!“ Wird ein ſolcher Verkäufer gerufen, ſo ſetzt er gleich die gewünſchte Anzahl ſelber an, wobei es ihm auf fünf bis zehn Stück mehr nicht ankommt. Als Mittel gegen die ſo häufig vorkommenden Augenleiden ſetzt man Blutegel an die Schläfe.

Es läßt ſich denken, daß auch die dritte Blutentziehungsmethode, durch Schröpfköpfe (hedschāmeh), mit Eifer benutzt wird. Zwiſchen den Schulterblättern iſt der Körper faſt jeden Perſers ganz von Striemen durchfurcht. Anfangs glaubte ich, dieſelben rührten von Ruthenſtreichen her, bis ich ſah, daß Streiche ausſchließlich nur auf die Fußſohlen ertheilt wurden, und nun Schröpfnarben in den Striemen erkannte. Das Verfahren iſt im ganzen Orient noch daſſelbe wie zu den älteſten Zeiten der Aegypter. Man macht die Schnitte mit einem Raſirmeſſer und ſtülpt ein Horn darüber, wodurch das Blut herausgezogen wird. Mit Bezug auf dieſes Verfahren lautet daher die Ordination des Arztes „ein bis drei Horn Blut“. Beſonders häufig wird das Schröpfen bei Kindern angewandt als beliebtes Mittel gegen Waſſerkopf und Congeſtionen. Außer zwiſchen den Schultern ſchröpft man auch an andern Theilen des Körpers, am Kreuz, um die Gelenke,

in der Milzgegend u. ſ. w., und ich muß ſagen, daß ich nur in zwei Fällen nachtheilige Folgen wahrgenommen habe. In beiden verwandelten ſich die Schnittwunden in ſyphilitiſche Geſchwüre. Man beſchuldigte den Dalak, daß er ſich unreiner Meſſer bedient habe. In der That waren an andern Körperſtellen keine Symptome von Syphilis zu bemerken. Da jedoch beide Fälle Frauen betrafen und mir nicht geſtattet wurde, die geheimen Theile zu unterſuchen, konnte ich den wirklichen Sachverhalt nicht authentiſch ermitteln.

Hautreize und Ableitungen ſind zwar hauptſächlich in der Thierheilkunde von Bedeutung, denn Glüheiſen und Haarſeil bilden faſt die einzigen Mittel gegen alle Krankheiten der Pferde und Maulthiere; doch gehören ſie auch, wenn ſchon nicht in ſo ausſchließlicher und ſo energiſcher Weiſe angewendet, zu den gebräuchlichen Curen am menſchlichen Körper. Sie werden ausgeübt durch den unblutigen Schröpfkopf, durch Tätowiren und Kneten der Haut, durch Haarſeil und Fontanelle.

Der unblutige Schröpfkopf (hadschāmeh bādi), auch der Krug (kuze) genannt, beſteht in folgendem Verfahren: Man drückt einen Teig platt auf die betreffende Körperſtelle, legt ein angezündetes Kerzchen oder Stück Baumwolle darauf, und läßt dieſes unter einem darüber geſtürzten Krug von 3 — 4 Zoll Mündungsweite verbrennen. Infolge der hierdurch erzeugten Luftverdünnung ziehen ſich mit Blut unterlaufene Flecke in der Haut zuſammen, ſodaß ungefähr dieſelbe Wirkung erzielt wird wie mit der Junod'ſchen Ventouſe oder mit unſerm Senfpflaſter. Der Kuze wird bei Congeſtionen gegen den Kopf am Rücken, bei Kreuzſchmerzen in der Lendengegend, bei Amenorrhöe am Kreuz und an den Schenkeln applicirt. Auf dem Lande erſetzt man ihn durch Auflegen eines Breis von friſch zermalmter Ranunkel, der aber leicht ſchmerzhafte Blaſen zieht.

Das Tätowiren (chāl) ist ein Lieblingsmittel der untern Volksklassen bei Geschwülsten aller Art. Man durchsticht die Haut ähnlich wie beim Baunscheitismus mit Nadeln und reibt Pulver in die feinen Oeffnungen. Heilerfolge habe ich davon nicht wahrgenommen.

Ueber das Kneten (dalk) des Körpers wurde bereits im elften Kapitel des ersten Theils das Nöthige gesagt.

Weit mehr als gegenwärtig von den europäischen Aerzten wird von den persischen die Fontanelle (dāgh) als Heilmittel geschätzt. Man brennt mit dem glühend gemachten Knopf eines Ladestocks eine hinlänglich tiefe Wunde und legt, um sie offen zu erhalten, die ersten Tage ein Wachskügelchen, später ein bis zwei Küchererbsen hinein. Am gebräuchlichsten ist das Legen der Fontanelle an einem Oberarm oder an beiden zugleich; doch legt man sie, zur Bekämpfung örtlicher Leiden, auch an verschiedenen andern Körpertheilen: an den Schläfen, der Stirn und dem Hinterkopf gegen Augen- und Kopfleiden, unter dem Schlüsselbein gegen Brustbeschwerden, am Wadenbein gegen Hüftgicht, in der Magengrube, der Milz- und Lebergegend gegen Leiden dieser Organe. Nach so vielen glänzenden Beispielen von vorzüglicher Wirkung der Fontanelle, wie ich sie in Persien gesehen, kann ich nicht anders als ihr einen sehr hohen medicinischen Werth zuerkennen. Merkwürdig bleibt mir namentlich ein Fall aus der dortigen Praxis. Mahmud Chan, eine Zeit lang Gesandter in St.-Petersburg, litt an außerordentlich heftiger Migräne, die ihn mehrere Tage der Woche zu jeder geistigen Arbeit unfähig machte. Nachdem alle Mittel sich erfolglos gezeigt hatten, ward er durch eine Fontanelle am Arm fast ganz von dem Leiden befreit. So oft aber der Versuch gemacht wurde, die Wunde zu schließen, stellte sich das Uebel mit der alten Heftigkeit wieder ein. Völlig irrationell mag die Fontanelle am Wadenbein gegen Hüftgicht erscheinen, und

doch lassen sich auch hier die zahlreichen guten Erfolge nicht wegleugnen.

Seltener bringt man bei Menschen statt der Fontanelle das Haarseil zur Anwendung. Es wird fast immer im Nacken getragen und leistet bei schweren Augenübeln vortreffliche Dienste. Ich habe mich in meiner Praxis mit Vorliebe desselben bedient, weil ich seine gute Wirkung, und zwar nicht blos in der Augenklinik, sondern auch bei verschiedenen andern Leiden, z. B. bei einseitiger Lähmung, durchaus bestätigt fand.

VIII.

Narkotika, Gifte und Gegengifte.

Haſchiſch. Opium. Taback. Stechapfel. Bilſenkraut. Alraunwurzel. Taftwurzel. Brechnuß. Eiſenhut. Bittermandelöl. Thee. Kaffee. Wein. Branntwein. Bier. Kumiß. Arſenik. Erden. Mumiaï. Bezoar.

„Raum und Zeit ſind es, in denen ſich der Menſch bewegt, in dieſen liegen ſeine Freuden und ſeine Leiden; er ſucht das Beſſere, er ahnt das Unendliche, er wird jedoch durch zeitliche und räumliche Verhältniſſe an die Wirklichkeit gemahnt, er ſtrebt daher nach Mitteln, welche ſie ihn vergeſſen machen, dieſe findet er in den Narkoticis. So begeht er einen momentanen Selbſtmord mit dem angenehmen Gefühle des Schlafens, Träumens und — Erwachens.“ — Mit dieſen Worten erklärt Profeſſor Unger in ſeinen „Botaniſchen Streifzügen“ ſehr wahr und treffend den Hang ſo vieler Menſchen, ja ganzer Völkerſchaften zum Genuß betäubender Stoffe. Namentlich die orientaliſchen Völker haben von jeher dieſem Hange gefröhnt, und emſig forſchten ſie ſtets nach narkotiſchen Kräften in den ihnen erreichbaren Naturproducten. Es erregte daher durchaus kein Aufſehen bei den Perſern, als ich im Jahre 1852 zuerſt mit Aether und Chloroform daſelbſt debutirte.

Nachstehend theile ich die Erfahrungen und Beobachtungen mit, welche ich über die in Persien gebräuchlichsten Narkotika gesammelt habe.

Haschisch,

d. h. das Kraut, ist der allgemeine Name für die Blätter der Canabis indica (pers. shâhdânen, Königskorn, arab. cänäb). Speciell heißen die Blätter im Naturzustande beng, als Präparat, zu Pillen und Kugeln geknetet, tschers. In Bezug auf seine Wirkungen gibt man dem Haschisch verschiedene Beinamen, als: Fröhlichkeitserreger, Geschlechtserwecker, Trost der Betrübten, Mysterium u. s. w.

Die Pflanze, unserm Hanf sehr ähnlich, nur kräftiger entwickelt, wird aus Samen gezogen. Sie gedeiht fast in allen Gegenden Asiens, in Hindostan, Kaschmir, Bengalen, Fars, Irak, Damaskus, doch genießt das Haschisch von einzelnen Provinzen und Orten, z. B. das von Afghanistan und Kaschmir, den Vorzug, weil die Bewohner mehr Sorgfalt auf den Anbau verwenden und sich besser auf die Präparation des Tschers verstehen. Um Teheran bauen Derwische einige Felder mit Canabis indica. Das beste Beng kommt von Herat; es wird nicht öffentlich feilgeboten, sondern durch Afghanen und Derwische in großen blaßgrünen, etwa 2 — 3 Unzen schweren Kugeln unter der Hand verkauft, während das Tschers, von schwarzbrauner Farbe und gewöhnlich in Päckchen zu ½ Drachme, in den Bazars zu haben ist. Mischt man geriebene Tschersblätter unter frische Milch und buttert diese, so erhält man das Bengöl (rugan-e-beng), ein sehr starkes Haschischpräparat. Tschers berauscht am schnellsten, wenn es, auf das Kohlenbecken des Nargileh gelegt, in Dampfform eingeathmet wird. Es kann länger als Beng aufbewahrt werden, ohne durch Verdünstung seine Kraft einzubüßen.

Die ersten Versuche im Genuß des Haschisch bringen,

wie die erſten Studien im Tabackrauchen, peinliche Körperzuſtände hervor, ſodaß Europäer, welche die Wirkung des Haſchiſch an ſich ſelber kennen lernen, gewöhnlich nicht eben angenehme Empfindungen davon verſpüren. Fortgeſetzte Uebung befähigt aber den Organismus zur Aufnahme des Giftes, ohne daß bei mäßigem Gebrauch Abnahme der Verſtandeskräfte und des Zeugungsvermögens oder directe Lebensverkürzung nothwendige Folgen ſind. Im Gegentheil gilt es als ausgemacht, daß gewohnheitsmäßiges Tſchersrauchen, wenn die gehörigen Schranken eingehalten werden, lebhafte Geſichtsfarbe, geſunden Appetit und vermehrte Potenz erzeuge, daß es die Phantaſie anrege, zu Heiterkeit und Frohſinn ſtimme und dem Geiſt eine gewiſſe Schwungkraft verleihe. Faſt alle Afghanen rauchen täglich Tſchers, und ſie ſind in der Mehrzahl aufgeweckte, muntere, tapfere und entſchloſſene Leute. Der beſte lebende Dichter Perſiens, Hekim Kani, inſpirirte ſich jeden Tag durch Wein und Haſchiſch.

Ebenſo gewiß aber wirkt der übertriebene Genuß deprimirend auf den Körper wie auf den Geiſt. Das Geſicht wird fahl, das Auge matt und ſtier, das Blut verdirbt, Appetit und Potenz nehmen ab, „die Gehirnmaſſe trocknet aus“ („ſein Gehirn iſt feucht“ heißt: er iſt bei Laune, aufgelegt, heitern Sinnes; „ſein Gehirn iſt trocken“ will ſagen: er iſt dumpfen, blöden Geiſtes); Niedergeſchlagenheit, Unluſt, Zaghaftigkeit (dschebun), Mangel an Energie und Willenskraft kennzeichnen den Bengeſſer (benghi), er endet in Melancholie und Blödſinn.

Das Maximum einer einmaligen Doſis, das der Körper, ohne unmittelbar vergiftet zu werden, ertragen kann, dürfte wol ſein: von Tſchers 8 Gran, von Beng ½ Drachme in einer Schale Milch, von Bengöl höchſtens 4 Gran.

Eine eigenthümliche Wirkung des Haſchiſch ſind die Viſionen und Sinnestäuſchungen. Das Auge des Berauſchten

ſieht, ſein Ohr hört anders. Ein kleiner Stein im Wege erſcheint ihm als gewaltiger Felsblock, den er mit hocherhobenem Bein zu überſchreiten ſucht, ein ſchmales Rinnſal als breiter Strom, er begehrt ein Schiff, das ihn ans andere Ufer trage; die menſchliche Stimme ſchallt ihm wie Donnergeroll ins Ohr. Er glaubt, Flügel zu haben und ſich über die Erde erheben zu können. Von ſolchem durch Bengrauſch erzeugten Wahne befangen, ſtürzte ein Unglücklicher in den Stadtgraben; mir war es beſchieden, ſeinen Flügel, nämlich das gebrochene Bein wieder zuſammenzuheilen.

Zu allen Zeiten haben religiöſe und politiſche Sektirer im Orient dieſen Zuſtand einerſeits der Ekſtaſe, andererſeits der Täuſchung und Willenloſigkeit benutzt, ſowol um ihre eigene Phantaſie bis zu Viſionen zu ſteigern, als auch um neue Anhänger und Neophyten zu gewinnen, und man kann behaupten, daß an den Revolutionen, welche die muſelmaniſche Welt von Hindoſtan bis Marokko und Timbuktu erſchütterten, das Haſchiſch einen weſentlichen Antheil hatte. Nachweisbar iſt ein ſolcher Einfluß bei der Sekte der Ismaeliten, welche im Jahrhundert der Kreuzzüge unter Führung des Haſſan Sabah von Alamud, des ſogenannten Alten vom Berge, ihr Weſen trieben, und bei der in neueſter Zeit aufgetretenen Communiſtenſekte der Babis.

Alle Derwiſche ohne Ausnahme ſind dem Tſchersrauchen ergeben, woraus ſich vieles in ihrem abſonderlichen Gebaren erklärt, ihr Cynismus, ihre Exaltationen, die blinde Folgſamkeit und Verehrung der Jünger (Murid) gegen ihre Obern (Murſchid), deren Speichel ſie ſogar als geheiligte Reliquie bewahren. Sonſt gilt häufiger Genuß des Haſchiſch in der öffentlichen Meinung für ein Laſter, und nur wenige Männer, noch weniger Frauen wagen es, demſelben zu fröhnen, ſtets aber im geheimen und in nächtlicher Verborgenheit. Leider hat durch die vielen Afghanen, welche infolge der Be-

ziehungen zu Herat nach Teheran gekommen sind, der Gebrauch des Tschers in jüngster Zeit daselbst an Ausbreitung zugenommen.

In der Medicin wird das Beng von den persischen Aerzten fast nur beim Tripper angewandt. Sie geben in den ersten drei Tagen, ehe sie zu Cubeben und Terebinthina sakkes übergehen, je ½ Drachme in Milch, um die Aufregung und Entzündung zu mäßigen. Die Aerzte Hindostans hingegen schreiben dem Beng-Electuarium sogar eine lebensverlängernde Wirkung zu.

Ueber die anästhetische (in Fühllosigkeit versetzende) Eigenschaft des Bengöls machte ich eine seltsame Beobachtung. Im Herbst 1852 kam ein gemeiner Derwisch, der an Unterlippenkrebs litt, in meine Klinik. Ich bestellte ihn auf den folgenden Tag und schlug ihm vor, sich anästhetisiren zu lassen. Er erwiderte, daß er kommen wolle, allein eines daru bihuschi (Anästhetikums) bedürfe er nicht. Wirklich kam er des andern Morgens. Sein Auge war stier, sein Gesicht bleich, fahl und verfallen, mit dem Ausdruck völliger Apathie. Ich schritt zur Operation. Wegen ausgebreiteter Entartung war ich gezwungen, die Schnitte bis zum Zungenbein fortzusetzen und die Haut abzupräpariren. Er äußerte keinen Schmerzenslaut. Als ich aber, beinahe fertig, nur das Degenerirte abtragen und die Nähte anlegen wollte, erhob er sich auf einmal mit dem Ausruf: „Welches Recht habt Ihr auf meinen Hals?" (was maßet Ihr Euch an?) und verließ plötzlich den Saal. Ich sah ihn nie wieder. Meine Schüler lachten und sagten: „Es war ein Benghi."

Den Chinesen scheint der Gebrauch der Canabis indica, von ihnen Ma-jao genannt, als Anästhetikum schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen zu sein, doch mischten sie zu dem Zweck andere narkotische Mittel bei, als Murisca cochin-

chinensis, mehrere Arumarten, Datura stramonium, Hyoscyamus und Aconitum ferox.*)

Opium (Teriak).

Die Opiumpflanze (chāsch-chāsch oder cācnār) gedeiht in Persien nicht südlicher als bis Rages (Ray, 35°) und ebenso wenig in den nördlichen Hochebenen. Man unterscheidet nach den Orten des Anbaues folgende Sorten: 1) Teriak-e-Arabistani aus der Umgegend von Schuschter und von Disful (dem biblischen Schuschan), die stärkste Sorte; 2) T. Mähan, bei Kirman gebaut, sehr kräftig; 3) T. Heftdest, um Ispahan; 4) T. Yezd; 5) T. Ispahan aus unmittelbarer Nähe der Stadt; 6) die schlechten Qualitäten aus Schahabdulazim, Kaschan, Kum, welche in hellbraunen Stängelchen in den Bazaren verkauft werden und sehr mit Pflanzenresten und Amylum verfälscht sind; 7) eine sehr starke Sorte von dunkelbrauner Farbe aus der Gegend von Sari und Balafrusch in Masanderan am Kaspischen Meere.

Der Gebrauch des Opiums ist allgemein, er ist nicht verboten, nicht entehrend, wie der des Haschisch, sondern öffentlich gebilligt. Fast jeder Perser, der die Ausgabe erschwingen kann, nimmt wenigstens einmal des Tags eine Opiumpille. Besonders viel Opium wird in den Marschländern des Kaspischen Meeres consumirt, weil man glaubt, daß seine austrocknende Eigenschaft dem schädlichen Einfluß der dort herrschenden Feuchtigkeit entgegenwirke. Schah Abbas II. wollte das Verbot des Weins streng aufrecht erhalten; infolge dessen griff aber der Genuß des Opiums (cācnār und Syrupus diacodii) in der Armee dermaßen um sich, daß er sich genöthigt sah (1621), das Verbot wieder zu mildern, wogegen er nun Verkäufer wie Käufer von Cacnar mit dem Tode bestra-

*) Arbeiten der kaiserlich-russischen Gesandtschaft zu Peking (Berlin 1858), II, 467.

fen ließ (Della Valle, II, 108). Doch ſcheint dieſe Verordnung nicht von langer Dauer geweſen zu ſein.

Opium wird in verſchiedenen Geſtalten und Miſchungen genoſſen: entweder rein; oder, mit Maſtix, Rheum, Asa foetida verſetzt, in Form von Pillen (hab-e-nischād, Frohſinnspille), oder als Latwerge, Barſch genannt, wenn mit Hyoscyamus, weißem und ſchwarzem Pfeffer, Pyrethrum, Safran vermiſcht; als Electuarium Mithridatis, welches jedoch nicht mehr ganz nach dem alten Recept hergeſtellt werden kann, da mehrere der dazu gehörigen Ingredienzen jetzt unbekannt ſind, am geſuchteſten iſt die unter Feth-Ali Schah für den Hof erfundene Miſchung; als Electuarium Andromachi (teriak e-fāregh); als Electuarium Fuluniā (Philonia); oder als Syrupus diacodii (scherbet-e-chāschchāsch), aus dem durch Einſchnitte gewonnenen Saft unreifer Mohnköpfe bereitet; als Cacnar, gekochte und mit Sirup eingeſottene Mohnköpfe.*) Alle die verſchiedenen Präparate werden mit großer Sorgfalt im Hauſe bereitet. Einſt wurde ich, vor der Wohnung eines hohen Beamten in Teheran vorbeireitend, hineingerufen, um die Beſichtigung einer Leiche vorzunehmen. Der Todte war ein Diener, der von den zur Bereitung des Barſch hingeſtellten Säften und Droguen ſo viel genaſcht hatte, daß er kurz darauf verſchied.

Zu mediciniſchen Zwecken dient das Opium bei Diarrhöen, Zahnſchmerzen, Ohrenflüſſen, Bronchialkatarrhen, rheumatiſchen Leiden, chroniſchen Augenentzündungen, Koliken, Blaſenkatarrh u. ſ. w. Säuglingen wird es ſehr häufig in Form von Scherbet Chaſch-chaſch gereicht. Am zuträglichſten für

*) Papaver Rhœas findet ſich häufig in Gärten und wird auch ſeiner ſchönen Blumen halber unter dem Namen lāleh (Tulpe) und schekāik cultivirt, doch nicht mediciniſch verwendet, ebenſo wenig wie die vielen andern Papaverarten.

die Gesundheit, besonders nach zurückgelegtem 40. Lebensjahre, gilt es, regelmäßig früh und nachmittags eine kleine Pille zu nehmen und eine Tasse Thee oder heißes Zuckerwasser (kând-dâg) darauf zu trinken. Auf diese Weise soll das Opium sowol vor übermäßiger Fettleibigkeit als vor Magerkeit bewahren, überhaupt eine gewisse Aufgewecktheit und Frische des Geistes und Körpers erzeugen. Man beruft sich dabei auf das Beispiel der edeln arabischen Pferde, welche, wenn noch so sehr ermattet, durch eine Gabe Opium zur Fortsetzung des Marsches vermocht werden. Die arabischen Pferde sind allerdings so sehr an das Opium gewöhnt, daß sie zur bestimmten Zeit unruhig werden, mit den Füßen stampfen und scheu um sich schauen, bis ihrer Gewohnheit genügt wird. Auch die Menschen fühlen sich um die gewohnte Opiumzeit durch Beklemmung, Unruhe und Ermattung an die Pille gemahnt. Daher führt der Perser von Stand ein kleines silbernes Döschen mit vergoldeten oder versilberten Opiumpillen bei sich, zum eigenen Gebrauch und um andern davon anbieten zu können. Selbst in schweren und acuten Krankheiten wird dem bewußtlos daliegenden Patienten zur Opiumzeit die gewohnte Pille in den Mund gestopft, weil man von Unterbrechung der Gewohnheit zu große Nachtheile befürchtet; auch pflegt der Kranke um diese Zeit eine ungewöhnliche Aufregung kundzugeben, welche sich durch das Opium beschwichtigt. Die mit Mastix, Rheum und Asa foetida gemischten Pillen sind sehr beliebt, da sie weniger Hartleibigkeit verursachen. Am Barsch hingegen fürchtet man seine erhitzenden und heftig narkotischen Eigenschaften. Das Electuarium Mithridatis gilt nebst dem Bezoarstein und dem persischen Erdpech (mumiâi) als das beste Antidotum gegen Gifte aller Art, vorzüglich Schlangen- und Skorpiongift, und nur deshalb nicht für unfehlbar, weil man es nicht mehr in voller Echtheit herzustellen wisse. Der Sirup Chasch-chasch dient

als vorzügliches Mittel gegen Erkältungskrankheiten, Katarrhe und Halsentzündungen. Opium in ungewogenen Stücken nach beiläufigem Augenmaß zu nehmen, wird für gemeine Schlemmerei angesehen. Im Fastenmonat Ramazan ist der Opiumgenuß während des Tages untersagt: eine besonders schwere Entbehrung; es wird aber nach Sonnenuntergang und vor Tagesanbruch eine Pille genommen.

Mag der Perser auch 40, 50 Jahre lang Opium genießen, er steigt doch selten in der Quantität, die im Durchschnitt 1 — 2 Gran täglich beträgt, sodaß eine Person im Monat 1 — 1½ Müskel (60 — 100 Gran) verbraucht. In den feuchten Niederungen am Kaspischen Meer pflegt die tägliche Dosis doppelt so stark, 3 — 4 Gran, zu sein. Mit solcher Regelmäßigkeit genossen, auch selbst bei einer langsamen Erhöhung der Dosis, äußert das Opium keine verderbliche Wirkung auf den Organismus; es erzeugt keine Störung der geistigen und körperlichen Functionen, ausgenommen etwa öftere Verstopfung, seltener Erschlaffung des Unterleibs, trägt weder zur Stärkung noch zur Schwächung der geschlechtlichen Potenz bei und verhält sich ebenso indifferent Zustand des Schlafens oder Wachens. Vom 40., am Kaspischen Meer vom 35. Lebensjahre an soll der Genuß noch weniger nachtheilig sein als in früherm Alter, ja die Perser behaupten, vom 50. Jahre an müsse man Opium nehmen, um seine Kraft und Frische zu bewahren und ein hohes Alter zu erreichen. Ich kannte in der That Greise von 60 — 90 Jahren, welche bereits seit einem halben Jahrhundert ihre tägliche Portion Opium zu sich genommen hatten.

Neben der Kleinheit der Dosis und ihrer Gleichheit oder doch nur ganz allmählichen Steigerung ist es vor allem das strenge Einhalten derselben Tagesstunde, was die Unschädlichkeit des regelmäßigen Opiumgenusses erklärt. Den Persern kommt dabei ihr eigenthümliches orientalisches Phlegma

zu ſtatten, während der Europäer, weil er mit ſeinem lebhaftern, unruhigern Temperament ſich nicht Jahr aus Jahr ein an die feſtgezogene nothwendige Schranke zu binden vermag, bald die Doſis vermehrt, bald gar zum Morphium greift, namentlich aber der Verſuchung nicht widerſteht, zu andern als den beſtimmten Stunden des Tages oder der Nacht das Narkotikum zu nehmen, durch fortgeſetzten Opiumgenuß Geſundheit und Leben aufs Spiel ſetzt. Ebenſo verfallen die Derwiſche und Fakire, welche ein umherſchweifendes müßiges Leben führen, faſt alle der Unmäßigkeit; ſie werden Teriakhi, d. i. Opiumeſſer und Opiumraucher von Profeſſion, und befinden ſich in fortwährender, Körper und Geiſt zerſtörender Narkoſe. In meiner Gegenwart verſpeiſte ein Derwiſch nicht weniger als 6 Stangen, nahe an 7 Drachmen Opium auf einmal.

Die Entwöhnung von Opium nach jahrelangem Gebrauch kann ebenfalls ohne nachtheilige Folgen geſchehen; nur muß der Uebergang ein ſehr langſamer und allmählicher ſein. Manchen allerdings iſt der Genuß dermaßen zum Bedürfniß geworden, daß der ganze Organismus krankt, bis ſie wieder zur alten Gewohnheit zurückkehren.

Perſonen, deren Körperconſtitution das Opium ganz widerſtrebte, die beim mäßigſten Gebrauch deſſelben abmagerten und an hartnäckiger Leibesverſtopfung oder Schlafloſigkeit litten, fand ich ſehr wenige. Dagegen gibt es Individuen, die es ohne Beeinträchtigung ihrer Geſundheit auf 20 — 30 Gran per Tag bringen und eine Reihe von Jahren dabei aushalten. So erzählt Sir John Malcolm, der gründlichſte Kenner iraniſcher Zuſtände, in ſeinen „Skizzen aus Perſien“ folgenden Fall: „Ich hatte an dieſem Tage das Vergnügen, mit meinem alten Freunde Mohamed Riza Chan Byat zuſammenzutreffen, der aus Schiraz zugereiſt kam. Er galopirte keck wie ein Jüngling auf mich zu und rief ſchon

aus der Ferne ein Willkommen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich ihn jünger aussehend und flinker als vor zehn Jahren vor mir sah; denn er consumirte schon damals eine Quantität Opium, welche nach Aussage meines Arztes hinreichend war, um 30 des Opiums ungewohnte Personen zu tödten. Ueberzeugt, daß der alte Häuptling, den ich sehr hoch achtete, durch so maßlosen Opiumgenuß sich in kurzer Zeit den Tod zuziehen müsse, hatte ich meinen Arzt veranlaßt, ihm dringend davon abzurathen. Nach der ersten Begrüßung fragte er mich sogleich, ob ich den Doctor bei mir habe. Auf meine Antwort, daß derselbe gegenwärtig in Hindostan beschäftigt sei, erwiderte er lächelnd: «Das thut mir leid, ich hätte ihm gern gezeigt, daß die christlichen Aerzte, obwol sie durch Curen an Blinden und Lahmen Mirakel wirken, doch keine wahren Propheten sind; er prophezeite mir vor zehn Jahren, wenn ich nicht vom Opium ließe, müßte ich sterben. Nun, ich habe, seitdem er mir mein nahes Ende voraussagte, die tägliche Dosis nicht nur nicht verringert, sondern auf das Vierfache erhöht, bin aber dabei achtzig Jahre alt geworden und fühle mich so frisch und kräftig, wie man es in solchem Alter irgend sein kann.» Bei diesen Worten zog er eine Büchse hervor und steckte eine ungezählte Handvoll Pillen in den Mund, spöttisch ausrufend: «O wäre doch mein Freund der Doctor zugegen!»"

Einen andern Fall kenne ich aus eigener Anschauung. Der Muschtehid Hadschi Mulla Zadik, ein Freund und Gönner von mir, erreichte das seltene Alter von 115 Mond-, ungefähr 111 Sonnenjahren. Während eines großen Theils seines Lebens hatte er täglich gegen 4 Gran Opium geschluckt und in der letzten Zeit so wenig Nahrung zu sich genommen, daß er dem Opium allein seine Erhaltung zuschrieb. Noch ein Jahr vor seinem Tode sah ich ihn voll Würde und mit ungebeugtem Rücken einer Madschles (Versammlung) präsidiren;

er besaß noch Geisteskraft genug, um mir in einer lebhaften Discussion die Vorzüge des Islam auseinanderzusetzen.

Nach alledem könnte man wol vom Opium, das consequente Festhalten an der gewohnten mäßigen Dosis vorausgesetzt, ebenso wie vom Kaffee sagen: wenn es ein Gift ist, so muß es doch ein sehr langsam wirkendes sein.

Unbedingt von schlimmen Folgen ist das Opiumrauchen, um so mehr, da der Dampf nicht durch das Nargileh, welches einen großen Theil der Alkaloide im Wasser zurückhält, sondern durch die kurze türkische Pfeife eingesogen wird. Es ist in Persien bei weitem weniger verbreitet als in der Türkei; durch die öffentliche Moral verdammt, wird es nur ausnahmsweise und in tiefster Verborgenheit geübt. Nach kurzer Zeit zeigen sich an dem Opiumraucher die bekannten Symptome der chronischen Narkose: eingefallenes Gesicht, stierer Blick, strohgelbe Gesichtsfarbe, schlotternder Gang, Schlaf- und Appetitlosigkeit, geistige Erschlaffung, confuses Denken, zuletzt wirklicher Irrsinn.

Als acutes Gift wird Opium namentlich von Selbstmördern gebraucht. Wie bei allen an ein unabänderliches Fatum glaubenden Völkern ist bei den Persern der Selbstmord zwar nicht eben häufig, aber er kommt doch dann und wann vor. Auffallend dazu geneigt sind Neger und Negerinnen. Das Rettungsverfahren bei acuter Opiumvergiftung besteht im Darreichen von Brechmitteln und starkem schwarzen Kaffee unter beständigem Rütteln des Körpers und Bespritzen desselben mit kaltem Wasser. Damit die noch unverdaut im Magen liegenden Opiumstücke mit fortgehen, thut man gut, vor dem Brechmittel etwas Wein zu geben. Ich behandelte das zehnmonatliche Kind des königlichen Secretärs Mirza Abbas Munschi, dem eine Negerin aus Rache gegen die Mutter 9 Opiumpillen in den Mund gestopft hatte. Als ich gerufen wurde, lag es bereits, blau und mit verengter Pu-

pille, im Zuſtande der Betäubung, fuhr aber trotzdem von Zeit zu Zeit mit den Händchen an die Naſe; denn heftiges Jucken der Naſe gehört zu den nie fehlenden Symptomen der Vergiftung. Zum Glück unterſuchte ich die Mundhöhle und konnte noch 4 ganze Pillen daraus hervorziehen. Sofort gab ich ſtarke Doſen Tartarus emeticus, aber es wollte ſich kein Erbrechen einſtellen. Da flößte ich dem Kinde zwei Löffel Wein in den Mund und ſchaukelte es zwiſchen meinen Füßen. Es erbrach ſich reichlich, der Magen ſtieß die unverdauten Stücke aus, Klyſtiere und kalte Beſpritzungen thaten das übrige, und in drei Tagen war alle Gefahr beſeitigt.

Gute Dienſte leiſtet anhaltender Gebrauch von Opium bei Schleimflüſſen und Katarrhen der Schleimhäute; ſogar Kinder läßt man es gegen dieſe Uebel monatelang nehmen. Vor der Cholera ſchützt es nicht; während der Krankheit ſelbſt kann man zwar durch ſehr ſtarke Gaben das Erbrechen hemmen, ſelten iſt aber damit etwas gewonnen, ja man muß fürchten, daß den ſonſtigen Choleraſymptomen die der Opiumvergiftung hinzutreten. Bei Intermittensanfällen vermag es wol die Gewalt des Paroxysmus abzuſchwächen, doch pflegt dann der nächſte Anfall deſto heftiger zu ſein. Gegen Diarrhöen und Dyſenterien findet Opium keine Anwendung, nur in einigen Gegenden am Kaſpiſchen Meer ſoll es in Verbindung mit Kalomel gegeben werden.

Yezd und Iſpahan treiben nicht unbedeutenden Ausfuhrhandel mit Opium nach Hindoſtan und der Türkei.

Taback.

Die Tombakipflanze iſt eine unſerm Taback ſehr ähnliche, roſa blühende Nikotiana. Nach dem Dafürhalten der Perſer wäre ſie ein einheimiſches Gewächs; allein dem widerſpricht der Umſtand, daß in keinem ältern phormokologiſchen Buche und in keiner Dichtung aus älterer Zeit ihrer Erwähnung

geschieht, und auch der Name deutet auf fremdländische Abkunft hin. Sie scheint einen etwas salzigen Boden zu lieben; wenigstens sah ich in der Nähe von Tombakipflanzungen immer viele Salsolen wuchern. Nördlicher als 34° gedeiht sie nicht im Tafellande Iraks, ebenso wenig kommt sie in den feuchten Marschländern am Kaspischen Meere fort. Der höchste Punkt, wo ich sie fand, ist Asepas, auf einer Hochebene zwischen Schiraz und Ispahan gelegen. Es war am 26. Juli, als ich den Ort passirte; das Thermometer zeigte als Maximum der Tagestemperatur 24°, Wasser kochte bei 93°. Indeß zweifle ich, daß die Pflanze dort zur Reife gelangt, denn die Blütenknospen waren noch nicht einmal angedeutet.

In der Provinz Laar, südlich von Schiraz, wächst die beste Sorte, der Tambäkü Schirazi. Er hat viel Aroma und gewinnt durch das Alter an Güte; 1 Man (5⅓ Pfund) kostet in Teheran ⅖ Dukaten. Der größte Theil wird im Lande consumirt, das übrige geht nach Konstantinopel, auch nach Petersburg und dem Kaukasus. Als zweite Sorte gilt das Gewächs von Ispahan, das weniger aromatisch ist, Kratzen im Halse verursacht und sich nicht lange aufbewahren läßt. Andere Sorten, wie die von Kaschan, Yezd u. s. w., werden nur von den ärmern Klassen geraucht oder nach Bagdad und Konstantinopel verkauft. Die Ausfuhr ist beträchtlich und hat namentlich seit dem Krimkriege zugenommen, weil seitdem der persische Taback auch in Europa beliebt wurde; sie erreicht einen jährlichen Werth von 2—300000 holl. Dukaten.

Anfangs Mai legt man zu Ispahan den Samen ziemlich dicht in die Erde. Nach Verlauf eines Monats werden die etwa 3 Zoll hohen Pflänzchen ausgehoben und weitläufiger in Beete, ähnlich unsern Kartoffelbeeten, versetzt, die zu beiden Seiten von tiefen Furchen zum Zweck der Bewässerung eingefaßt sind. Allzu viel Nässe scheint die Pflanze nicht zu

vertragen. Gegen Ende Juni sah ich bereits Stauden von 1½ Fuß Höhe. Man läßt nur sieben bis neun Blätter an einer Staude stehen, entfernt das übrige Kraut und kappt Mitte Juli auch die Blüten, ausgenommen natürlich an den zu Samen bestimmten Pflanzen. Im Herbst werden die Blätter abgenommen, getrocknet und zu Kuchen gepreßt. Die mittlern Blätter, zwischen den Wurzel- und den Blütenblättern, geben die beste Qualität.

Aus einer gewöhnlichen Pfeife kann der Tombäkü seines starken Nicotingehalts und des unangenehmen scharfen Geschmacks wegen nicht geraucht werden; man bedient sich des unter dem Namen Nargileh — von nārdschil, die Kokosnuß, weil eine solche oder ein Kürbis häufig als Wassergefäß dazu benutzt wird — bekannten Apparats, wofür übrigens in Persien der Name Kaelian, der das eigenthümlich brodelnde Geräusch bezeichnet, gebräuchlicher ist. Die Tombäkükuchen werden klein gestampft und die Blättchen dann gesiebt, um sie von den Stengeln und Rippen zu befreien, da diese Theile besonders scharf und narkotisch sind und beim Verbrennen einen penetranten brenzlichen Geruch entwickeln, daher nur die ärmsten Klassen sich an ihnen delectiren. Etwa 2 Drachmen des durchgesiebten, mit Wasser angefeuchteten und tüchtig durchgekneteten Tabacks legt man auf den mit Gips gefütterten Schlot (ser-e-ḳæliān) des Nargileh und bedeckt die Masse mit gut ausgeglühten oxydfreien Kohlen, sodaß sie ganz langsam und nur unvollkommen verbrennt. Von dem Schlot geht ein Rohr bis auf den Boden eines zur Hälfte mit Eiswasser gefüllten flaschenförmigen Gefäßes herab; ein anderes, schief aufsteigendes, welches als Mundstück dient, mündet im freien Raum oberhalb der Wasserfläche. Indem auf diese Weise der Dampf das Wasser durchzieht, kühlt er sich ab und verliert einen Theil seiner narkotischen Kraft. Das Wasser in dem Gefäß muß natürlich oft erneuert werden, denn es

ſättigt ſich ſchnell mit ſcharfen Atomen, die es dann dem durchgehenden Rauch wieder mittheilt. Beim Volk gilt dieſes mit Nicotin geſchwängerte Waſſer als das beſte Brechmittel, namentlich in aſthmatiſchen Leiden. Der Apparat iſt gewöhnlich reich verziert und mit großem Luxus ausgeſtattet, und in vermögenden Häuſern werden eigene Diener gehalten, welche ſich ausſchließlich mit Reinigung und Putzen deſſelben, mit Zurechtmachen, Darreichen und Anrauchen des Nargileh zu beſchäftigen haben.

Faſt ſo unentbehrlich wie Speiſe und Trank dünkt dem Perſer das Nargileh. Sei er allein, oder ſei es beim Abſchluß eines Geſchäfts, bei der Discuſſion, beim Empfang und Abſchied von Beſuchen, bei öffentlichen Ceremonien, nie darf das Nargileh fehlen. Jedem Gaſte wird es gereicht; es einem Fremden nicht anbieten, heißt ihn beſchimpfen. Nur dürfen die Familienglieder in Gegenwart des Chefs der Familie nicht rauchen, ohne ſpeciell von ihm, was ſehr ſelten geſchieht, dazu aufgefordert zu ſein. Läßt man dem Gaſt zum dritten mal das Nargileh reichen, ſo iſt dies ein Wink, daß er ſich entfernen möge. Hochgeſtellte Perſonen pflegen das dritte Nargileh ſelbſt zu verlangen, damit die Diener ſich zum Aufbruch rüſten. Sonſt ſieht man es als große Anmaßung und Ueberhebung an, wenn jemand in einem fremden Hauſe das Nargileh bei der Dienerſchaft beſtellt. Auch auf Reiſen läßt ſich der Perſer den Rauchapparat von einem berittenen Diener nachführen, der die Kohlen glühend erhalten und ſtets bereit ſein muß, ſeinem Herrn das flexible Rohr herüberzureichen. Begegnet man unterwegs einem Bekannten, ſo wird halt gemacht und nach gegenſeitiger Begrüßung ein Nargileh mit ihm geraucht. Ich traf einſt einen mir befreundeten Artillerieoffizier, welcher mit ſeiner Batterie aus dem königlichen Lager zurückkehrte; als er mich ſah, commandirte er ſeiner Truppe Halt, und erſt nachdem wir ein Nargileh miteinander geraucht,

ließ er sie den Marsch fortsetzen. Selbst während der Exercirübungen verlieren sich einzelne Soldaten hinter die Front, um ein paar Züge aus dem Nargileh zu thun.

Für den kundigen Raucher, der den eingeathmeten Dampf eine Weile in der Lunge zurückhält und dann langsam durch Mund und Nase herausgehen läßt, reichen fünf bis sechs Züge hin, um ihn in keif zu versetzen. Keif nennt man den Zustand der beginnenden Narkose, solange der Berauschte noch mit Bewußtsein in seinem Rausche schwelgt, das summum bonum der Orientalen. Der höhere Grad hingegen, die wirkliche Trunkenheit, heißt gasch. Ein in letzterm Zustande befindlicher Mensch bietet den widerlichsten Anblick dar: wie von Epilepsie befallen, verdreht er die Augen, sodaß nur das Weiße sichtbar bleibt, Speichel quillt ihm aus dem Munde, Hände und Füße arbeiten in unwillkürlichen krampfhaften Bewegungen, bis er endlich in lethargischen todtähnlichen Schlaf versinkt. Selten sah ich Männer das Maß des Keif überschreiten; es sind meist Frauen im Harem und beschäftigungslose Diener, welche aus Langeweile länger und öfter das Nargileh „ziehen" — das ist der persische Ausdruck für rauchen — und dadurch das Stadium des Gasch herbeiführen.

Aus unmäßigem Nargilehrauchen entstehen chronische Bronchialkatarrhe und Emphyseme, welche Uebel jedoch in dem trockenen warmen Klima Persiens und bei der Gewohnheit der Perser, im Frühjahr eine Eselsmilchcur durchzumachen, im Durchschnitt hier einen minder gefährlichen Charakter annehmen als in Europa. Allerdings kommen auch schwere Fälle derart vor, und zwar tritt gewöhnlich nicht in den Wintermonaten, sondern im Spätherbst eine Verschlimmerung ein. Auffallend häufig und intensiv fand ich diese Krankheiten in den Fabrikstädten Kaschan und Ispahan. Mein Tagebuch weist während meines kurzen Aufenthalts da-

ſelbſt mehr als zehnmal ſo viel Fälle von Emphyſemen und chroniſchem Katarrh mit daraus folgender Herzerweiterung, Aſthma und Cyanoſe auf, als ich durch neun Jahre in Teheran und Umgegend beobachtet habe. Vergebens ſuchte ich nach einer Erklärung dieſes Phänomens. Bei einmal entwickeltem chroniſchen Katarrh muß das Nargileh ganz gemieden werden, weil fortgeſetztes Rauchen leicht Erſtickungsanfälle verurſacht; höchſtens dürfen die Leidenden des Morgens ein paar Züge thun, um ſich zum Huſten zu reizen und den Schleimauswurf zu befördern.

Den regelmäßigen Athemübungen, dem Beſpülen der feinſten Lungenzellen mit Dampf und der Ableitung durch Emphyſeme, dem Nargilehrauchen alſo möchte ich es zuſchreiben, daß Lungenſchwindſucht in Perſien ſo äußerſt ſelten vorkommt, und ich glaube daher, der Gebrauch des Nargileh könnte bei Anlage zu dem genannten Uebel von großem Nutzen ſein. Ebenſo ſcheint mir derſelbe empfehlenswerth als Mittel, dem Körper gewiſſe Medicamente zuzuführen, indem durch Einathmen der Dämpfe und deren unmittelbares Berühren der Schleimhäute eine raſchere Wirkung auf den Organismus erzielt wird als durch jede andere Art der Einverleibung. So ſah ich namentlich, wie Rauchen des Mercur der ſyphilitiſchen Verheerung ſchnellen Einhalt that. Ferner ließ ich mit Erfolg in Dampfform nehmen: Gummi ammon. oder Gummi galbanum, Asa foetida, Terebinthaceenharz oder Mastix, in einem Falle auch Pix liquida; und noch für viele andere Stoffe, wie Thus stirax, Kampher, Chinin, Salicin, ſelbſt Digitalis, Borax, Salmiak u. ſ. w. würde ſich das Einziehen derſelben mittels des Nargileh empfehlen, wobei nach Umſtänden ſtatt des Waſſers, durch welches die Dämpfe gehen, andere, ſich neutral verhaltende Flüſſigkeiten und ſtatt des Tabacks ebenfalls indifferente Blätter ſubſtituirt werden könnten. Die Intenſität der Wirkung des Nargileh-

rauchens verhält ſich zu der des Rauchens aus einer gewöhnlichen Pfeife wie etwa die Inhalation des Chloroforms zu deſſen Gebrauch durch den Darmkanal.

Den Gebern iſt das Tabackrauchen verboten, weil die Religion des Zoroaſter eine Entweihung des Feuers darin erblickt; ebenſo den Unterthanen des Chan von Buchara. Auch die Communiſtenſekte der Babis hat das Verbot angenommen, dagegen ihren Bekennern den Genuß des Haſchiſch erlaubt.

In den nördlichen meiſt von türkiſch-tatariſchen Stämmen bewohnten Provinzen wird nicht das Nargileh, ſondern die türkiſche Pfeife geraucht. Den Pfeifentaback (tutun) baut man hauptſächlich um Urumieh. Die Blätter werden ganz fein, faſt zu Pulver gerieben; die Farbe des Tutun iſt goldgelb, er hat ſehr geringen Nicotingehalt, aber ein feines Aroma. Etwas ſtärker iſt der kurdiſch-bagdader Tutun.

Schnupftaback (ænfieh) bereiten die Armener in Ispahan aus den pulveriſirten Blättern des Tombäkü, welche mit einem Aufguß von chineſiſchem Thee in Gärung verſetzt werden. Er geht aber größtentheils ins Ausland, namentlich in den Kaukaſus, denn in Perſien ſelbſt iſt das Schnupfen wenig in Gebrauch, faſt nur als Ableitungsmittel bei Augen- oder Kopfleiden.

Stechapfel (Datura stramonium),

perſiſch tātureh, dschāws-e-muthil, im Düngerboden und auf Schutthaufen der Städte und Dörfer wachſend, ſteht bei den perſiſchen Aerzten in hohem Anſehen. Sie geben den Samen gegen Wechſelfieber, beſonders Quartana, gegen chroniſche Kopfſchmerzen, Veitstanz, überhaupt Convulſionen aller Art, das daraus gepreßte Oel gegen Krankheiten des Maſtdarms und Hämorrhoidalknoten, die bekanntlich bei einem Reitervolk ſo häufig und ſchmerzhaft ſind, und machen aus dem Kraut ſtärkende Umſchläge auf erſchlaffte Theile. Ein zwölfjähriger Knabe, der an lähmendem Zungenkrampf litt,

wurde mir von seinem Vater zugeführt, weil das Uebel ihn hinderte, die arabischen Gebete, zu denen der Perser vom dreizehnten Jahre an verpflichtet ist, deutlich auszusprechen. Durch innerlichen Gebrauch frisch pulverisirten Daturasamens, begleitet von kalten Umschlägen auf den Kopf, gelang es mir, ihn binnen zwei Monaten zur Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete zu befähigen.

Schwarzes Bilsenkraut (Hyoscyamus),

persisch bezer ul bendsch oder benk, kommt in allen seinen verschiedenen Arten vor. Dr. Buhze (vergl. dessen „Gesammelte Pflanzen in Transkaukasien und Persien", 1860) beobachtete und beschreibt den H. niger, persicus, Camerarii, Seneccionis, bipennatisectus, pusillus. Mit den Samen werden berauschende Latwerge versetzt, vornehmlich das Opiumbarsch. Das Kraut wirkt, äußerlich angewendet, schmerzstillend.

Alraunwurzel (Mandragora),

persisch merdum giāh (Mannskraut), mehr-e-giāh (Liebeskraut), jabrudsch-es sannam, biche-læfāh, sek-kun, findet sich nur im südlichen Theil des Landes, am häufigsten um Schiraz. Man schreibt der Wurzel, wie ehemals in Europa, übernatürliche Kräfte zu und trägt sie als Amulet zur Verhütung von Epilepsie, Unfruchtbarkeit, Abortus, Untreue des Mannes oder der Frau, Ungnade des Königs, sowie zum Schutz gegen Bezauberung und dämonische Einflüsse.

Taftwurzel (Scopolia mutica),

persisch bich-e-Taft, risch-e-Taft, schukerān, durs, wächst im Bezirk Taft unweit Yezd und bildet einen Bestandtheil der meisten narkotischen Latwerge. Auch mischt man zuweilen kleine Quantitäten dem Zuckerbrot bei, um sich an den unwillkürlichen rastlosen und lasciven Bewegungen derer, die

davon genoſſen haben, zu ergötzen. Ich übermittelte die Wurzel Herrn Regierungsrath Schroff, der eine Reihe ſehr intereſſanter Verſuche mit derſelben angeſtellt hat und ſich in der „Zeitſchrift für praktiſche Heilkunde" unter anderm folgendermaßen darüber äußert: „Vergleicht man die Taftwurzel mit der Wurzel unſers einheimiſchen Bilſenkrauts und auch wol mit den übrigen Theilen dieſer Pflanze, ſo ergibt ſich ein ſehr erheblicher Unterſchied bezüglich des Grades der Wirkſamkeit; denn einmal enthält die Taftwurzel bei weitem mehr an wirkſamen, durch Alkohol ausziehbaren Beſtandtheilen als die zweijährige Bilſenwurzel, indem ſich dort das Verhältniß der Wurzel zum alkoholiſchen Extract wie 5 : 1, hier aber wie 24 : 1 geſtaltet; dann aber, wie aus den oben angeführten Verſuchen hervorgeht, iſt das alkoholiſche Extract der Taftwurzel ungleich wirkſamer, ja die Wirkung jenes Extracts überbietet an Stärke das alkoholiſche Extract der Belladonna; Ein Gran des letztern würde keine ſo heftige und ſo lange andauernde Intoxication hervorgerufen haben, als dies eine geringere Quantität des alkoholiſchen Taftwurzelextracts bei Pſchick (Name des Vergifteten) that. Die ungemeine Steigerung der Pulsfrequenz, 130 in der Minute, die große Aufregung in der pſychiſchen Sphäre, der ungewöhnlich geſteigerte Bewegungstrieb, paſſen ohnedies noch mehr auf eine Vergiftung mit Daturin und Atropin als mit Hyoscyamin. Sowie die Botaniker in dem Genus Scopolia ein Uebergangsglied von Hyoscyamus zur Atropa ſehen, ſo dürfte auch in pharmakodynamiſcher und toxikologiſcher Beziehung Scopolia mutica den Uebergang vermitteln. Die Frage: ob und zu welchem Zweck die Taftwurzel eine ärztliche Verwendung finden könne, beantwortet die mit ihr geführte Unterſuchung von ſelbſt. Die Taftwurzel wird in allen Fällen ſich hülfreich erweiſen, in welchen die Aerzte von der Anwendung des Hyoscyamin, Atropin und Daturin und der

mit dieſen Alkaloiden verſehenen Pflanzen aus der Gattung Hyoscyamus, Scopolia, Atropa und Datura heilſame Wirkungen beobachtet haben; nur muß bei ihrer etwaigen Benutzung in Krankheiten der Umſtand nochmals insbeſondere hervorgehoben werden, daß ſie alle ihr verwandten, bisher unterſuchten Pflanzen an Wirkſamkeit bei weitem übertrifft, worauf bei der Beſtimmung der Gaben Rückſicht genommen werden müßte. Wollte man die Wurzel in Subſtanz verwenden, ſo würde $^1/_{12}$ Gran die kleinere, $^1/_6$ die mittlere, 1 Gran die große Gabe repräſentiren; das alkoholiſche Extract, fünfmal ſtärker als die Wurzel in Subſtanz, dictirt ſich ſelbſtverſtändlich die fünffach geringere Gabe."

Brechnuß (Nux vomica),

perſiſch kutschule, azuraghi, auch fälſchlich tatule genannt, welche Namensverwechſelung mit Stramonium ſchon häufig großes Unglück angerichtet hat, wird von manchen als Mittel zur Reizung des Geſchlechtstriebs und, mit Chinin vermiſcht, gegen Impotenz anhaltend gebraucht. Bevor die Nuß zerſtoßen und den Latwergen beigeſetzt wird, weicht man ſie eine Zeit lang in Milch, wodurch ſie etwas von ihrer giftigen Wirkung verliert; allein es bleiben doch Fälle von Starrkrampf und ſogar tödlicher Vergiftung nicht aus.

Eiſenhut (Aconitum ferox),

perſiſch bīsch, gilt im Orient für das ſtärkſte Pflanzengift und für ſtärker als das Gift der Schlangen. Man ſagt, die Wurzel finde ſich nur auf dem Berge Hilhil in China. Eine andere Art der Biſchwurzel, sengur genannt, von außen mit ſchwarzen Punkten gleich dem Horn der Gazelle bedeckt, kommt aus Indien; mehrere Ellen in ihrem Umkreis ſoll kein anderer Pflanzenkeim ſich entwickeln können. In der Medicin findet das Biſch ſehr beſchränkte Anwendung; es wird aber

häufig mit Ginſeng (Kraftwurzel) verwechſelt. Derwiſche pflegen eine Biſchwurzel bei ſich zu tragen: zu welchem Zweck, konnte ich nicht ermitteln.

Bittermandelöl,

perſiſch rugan bādām kuhi, aus wilden Mandeln gepreßt, deren das ſüdliche Perſien drei verſchiedene Species erzeugt, wird als Einreibung bei Kolik, Rheumatismus und Neuralgien verordnet.

Thee,

perſiſch tschaï, wurde ſchon vor 200 Jahren aus China eingeführt, iſt aber erſt ſeit ungefähr einem Menſchenalter allgemein im Gebrauch. Olearius erzählt zwar bereits von Theekneipen in Iſpahan. „In dieſen trinken ſie ein warmes Waſſer, welches von einem Kraute, ſo ſie Tzai nennen, rührt. Sie halten es für geſund, ſoll ſonderlich das Geblüt reinigen.“ In den ſpätern Bürgerkriegen und als der Verkehr mit Indien abnahm, ſcheint aber der Thee gänzlich außer Gebrauch gekommen zu ſein, die Perſer wenigſtens datiren ſeine Einführung von Anfang des jetzigen Jahrhunderts, wo Abbas Mirza einige Päckchen Thee und Zucker zum Geſchenk erhielt. Wie dem auch ſei, gegenwärtig iſt der Theegenuß in den Städten ſo allgemein, daß es kaum eine wohlhabende Familie gibt, in der nicht ein ruſſiſcher Samowar zu finden wäre; jeder anſtändige Gaſt, z. B. auch der Arzt bei ſeiner Viſite, wird damit regalirt. Der Perſer nimmt gewöhnlich zwei mittlere Taſſen des Morgens, zwei des Abends mit der Opiumpille. Auf Reiſen in der Wüſte, überhaupt in Gegenden, wo es an gutem Trinkwaſſer mangelt, leiſtet ihm der Thee wegen ſeiner durſtſtillenden Eigenſchaft unſchätzbare Dienſte, denn er erſpart ihm unterwegs das Trinken der fauligen Brakwäſſer, die Haupturſache gefährlicher Wechſelfieber.

So rechnet man jetzt in persischen Städten den Thee zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, ja manche genießen ihn mit Leidenschaft. Ich habe in Teheran Leute gekannt, die bis 18 Tassen des Tags zu sich nahmen. Natürlich wirkt ein so übermäßiger Genuß, zumal der Trank sehr stark bereitet wird, höchst nachtheilig auf die Gesundheit ein. Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Mangel an Appetit sind die unausbleiblichen Folgen davon. Bei der raschen Respiration in der verdünnten Luft der Hochebenen ist aber das Herzklopfen, das bekanntlich des Nachts am stärksten auftritt, hier ein doppelt belästigendes, den Schlaf störendes Uebel. Auch das im Lande auffallend häufig vorkommende nervöse Zittern der Hände (raasche) möchte ich dem vielen Theetrinken zuschreiben. Endlich behauptet man, wol nicht ohne Grund, daß es die Potenz herabsetze.

Die Perser versüßen den Thee mit sehr viel Zucker, während die Afghanen und Tataren statt des Zuckers Kochsalz hineinthun. Gewöhnlich wird auch Saft von frischen Citronen oder sauern Orangen dazu gereicht, wovon man ein paar Tropfen in die Tasse zu gießen pflegt.

Zufällig war es ein Deutscher, der zuerst größere Quantitäten zum Verkauf ins Land brachte; deshalb heißt guter Thee noch heutigentags tschaï nemse (deutscher Thee), und es knüpft sich daran der ziemlich verbreitete Irrthum, daß die Pflanze in Deutschland cultivirt werde. Aller Thee, und zwar ausschließlich die schwarze Sorte, kommt aber aus China über Indien und den Persischen Meerbusen nach Iran. Von Buschir geht er dann weiter ins Innere. Aus Rußland wird kein Thee bezogen, weil er dort zu theuer ist; im Gegentheil schmuggeln die Perser nicht unbedeutende Quantitäten in den Kaukasus ein.

Kaffee,

persisch kahweh, bun, genießen die Perser nicht in so reichem

Maße wie die Türken; im übrigen wird er ganz auf dieſelbe Art bereitet und ſervirt. Man bekommt ihn ſelten friſch gekocht, ſondern faſt immer aufgewärmt, weshalb er außerordentlich bitter ſchmeckt. Kaffee mit Zucker oder mit Milch zu trinken, erſcheint den Orientalen abſurd; hingegen verſetzen ihn manche mit etwas Cardamom (hil), welche Miſchung wieder dem Europäer nicht mundet.

Feinen arabiſchen Kaffee, mäßig geröſtet, dann zu feinem Pulver geſtoßen und in Büchſen hermetiſch verſchloſſen, genießen manche lieber in trockenem Zuſtande. In den Harems wurde ich oft gefragt, ob ich den Kaffee trocken oder gekocht zu haben wünſchte, und ich muß geſtehen, daß man, einmal daran gewöhnt, ein Löffelchen des Kaffeepulvers vortrefflich findet.

Daß häufiger Genuß ſtarken Kaffees die Nerven angreift, iſt bekannt. Im Orient gibt man ihm auch allgemein Schwächung der Potenz ſchuld. Olearius ſagt in ſeinem Reiſebericht: „Das ſchwarze Waſſer hat einen brandigen und unannuthigen Geſchmack, es ſoll ſehr kälten und die Natur unfruchtbar machen. Wenn aber ſolches Cahwawaſſer zu viel gebraucht wird, ſoll es die fleiſchlichen Begierden ganz auslöſchen.“ Er erzählt hierauf eine bezügliche Anekdote von Sultan Mahmud Gasneiin, die jedoch erfunden ſein muß, da im 10. Jahrhundert der Gebrauch des Kaffees dort jedenfalls noch unbekannt war, und ſchließt mit dem perſiſchen Denkſpruch:

Ai siā ruh ke nām est ḳahweh
Ḳātl-e-nawm ḳātehi-i schahweh.

(Bohne ſchwarzen Angeſichts, Kaffee iſt dein Name,
Daß der Schlaf dich fliehe und die Luſt erlahme.)

Der meiſte Kaffee kommt aus Indien, vornehmlich Java, über Buſchir; nur kleine Quantitäten werden auf Karavanenwege aus Arabien eingeführt.

Wein (perſiſch schæräb, næbid).

Und fände der Verſtand im Rauſche
Nicht manchmal feſten Ankergrund,
Wie lenkte er das lecke Schifflein
Heil durch des Schickſals tück'ſchen Schlund?
Hafis.

Faſt jedes lyriſche Gedicht der perſiſchen Poeten beſingt Liebe, Wein und Blumen, und doch iſt Liebe im Sinne der Dichter äußerſt ſelten, der Wein durch das Religionsgeſetz verpönt, und ein Blumenflor, mit Ausnahme der Roſen zur Zeit des Frühlings, kaum in Perſien zu finden! Allein wie ſtreng auch der Islam den Genuß des Weins und überhaupt aller gegorenen Getränke verbietet, ſo iſt doch deren Verbrauch nicht unbedeutend, beſonders unter den Beamten, Chanen, Gouverneuren, Soldaten, ſelbſt unter den Prieſtern. Die Landbewohner allerdings kennen den Wein kaum dem Namen nach, und die meiſten haben nie in ihrem Leben ein gegorenes Getränk gekoſtet. Mit wie wenig Gewiſſensſcrupeln aber auch mancher Islambekenner ſich über das Verbot des Weintrinkens hinwegſetzen mag, ſo wird er doch ängſtlich beſorgt ſein, daß kein Tropfen auf ſein Kleid oder ſeinen Teppich falle; denn die Gegenſtände werden dadurch geſetzlich unrein (nädschis) und dürfen, bevor ſie gewaſchen ſind, nicht wieder in Gebrauch genommen werden.

Von den inländiſchen Weinen werden der braunrothe von Schiraz (chäller), ferner der von Hamadan und Ispahan (nedschefäbäd) vielfach im Lande genoſſen, auch nach Bagdad und Indien verführt; die an andern Orten, wie in Kirman, Kaswin, Tabris, Urumieh u. ſ. w. erzeugten dienen nur zum Localbedarf. Mit der Bereitung dürfen nur Juden und Armener ſich beſchäftigen; der Verkauf wird von der Polizei unter der Hand geſtattet, doch von Zeit zu Zeit verboten: es werden dann ſchwere Geldſtrafen aufgelegt, die Gefäße zertrümmert, die Verkäufer ihrer Häuſer und ihres

Eigenthums beraubt und aus der Nähe des Burgviertels vertrieben.

Weinpreſſen gibt es nicht; die Trauben werden mit den Füßen zerſtampft, hierauf wird der Saft ſammt dem größten Theil der Hülſen, Kerne und Stiele in große irdene Krüge (chumre-dschär) geſchüttet und an einem temperirten Ort der Gärung überlaſſen. Erſt im Monat April iſt das Getränk ſoweit geklärt, daß es, ohne zu brechen und ſauer zu werden, den Transport verträgt. Dieſer mangelhaften Bereitung muß man es zuſchreiben, daß trotz der vortrefflichen, zuckerhaltigen Trauben die Weine im Durchſchnitt nur eine mittelmäßige Qualität erreichen; ſie ſind ſehr alkoholhaltig, als ob ſie mit Branntwein gemiſcht wären, ſehr ſtark und ſchwer, ſodaß ſie leicht zu Kopfe ſteigen; nur nach wiederholter, vollkommener Klärung laſſen ſie ſich aufbewahren.

Als der Vezier beim Schah darüber Klage führte, daß die Einfuhr von Weinen wieder zunehme und ſomit ein hübſches Stück Geld aus dem Lande gehe, ſagte dieſer ſcherzend: „Schickt meinen Onkel Ardeſchir (ein Erzſchlemmer) an die Grenze; er wird ſicher keinen Tropfen paſſiren laſſen!“ In der That jedoch iſt der Import fremder Weine, unter denen die mit Sprit verſetzten und die mouſſirenden am beliebteſten ſind, nicht von großem Belang. Man findet ſie hier meiſt nicht berauſchend genug. Der Orientale trinkt nämlich niemals des Wohlgeſchmacks wegen Wein, ſondern lediglich um ſich zu berauſchen. Er miſcht ihn mit Branntwein und ſtürzt haſtig Glas auf Glas herunter, bis er bewußtlos zu Boden ſinkt. Daher trinkt er ihn im geheimen, in ſeinem Harem, wohin er ſich höchſtens einige vertraute Genoſſen einladet. Bei Feſten und Gaſtmählern, auch bei ſolchen, die zu Ehren von Europäern ſtattfinden, werden die Geſundheiten mit Scherbet getrunken, während früher, vor etwa 200 Jahren, wie in Reiſebeſchreibungen aus jener Zeit zu leſen, bei der-

gleichen Anläſſen öffentlich Wein verabreicht wurde. Tags über, am Freitag und im Faſtenmonat Ramazan wagt man ſelbſt im geheimen nicht, dem Wein zuzuſprechen; man fürchtet, ſich durch die Exhalation zu verrathen, und ich ward oft um ein Mittel, den Weindunſt zu unterdrücken, angegangen. Der Perſer läßt ſich in der Trunkenheit leicht zu Händeln und Gewaltthätigkeiten, ſelbſt zum Gebrauch des Dolchmeſſers hinreißen. Allein für die Strafbarkeit der That gilt es nicht als geſetzlicher Milderungsgrund, daß ein Todtſchlag im Rauſche verübt worden; im Gegentheil tritt noch das Verbrechen der Uebertretung des religiöſen Verbots hinzu.

Nach Intermittens, Dysenterie und andern durch Blutmangel bedingten Krankheiten pflegen die Aerzte den Reconvaleſcenten Wein als Stärkungsmittel zu verordnen. Der Kranke erhält dann Dispens (fætwa); ja es iſt Pflicht, wie in allen Punkten ſo auch in dieſem, den ärztlichen Anordnungen nachzukommen, ſogar der Imam Dſchameh (hohe Prieſter) ſoll ſich ihnen nicht entziehen. Allerdings kommt es auch vor, daß Geſunde den Arzt durch Beſtechung veranlaſſen, ihnen eine Weincur zu verordnen, um dann ſagen zu können, daß ſie der Nothwendigkeit weichen. Namentlich ſind die Frauen in den Harems begierig danach, die Langeweile ihres einförmigen Lebens durch die Aufregung eines Weinrauſches zu unterbrechen, und aus Mitleid gönnte ich dieſen unglücklichen Weſen zuweilen eine Stunde der Vergeſſenheit.

Ein mäßiger Weingenuß iſt Reiſenden in Wechſelfiebergegenden ſehr zu empfehlen; ſelbſt während der Paroxysmen erweiſt ſich Wein mit Waſſer verdünnt als zuträgliches und angenehmes Getränk. Nicht ſelten ſah ich in ſchweren Fällen beſſern Erfolg von Wein als von Chinin: eine Wahrnehmung, die auch der erfahrenſte Reiſende, Barth, beſtätigt. Aus meiner Praxis ſei folgendes hierher gehörige Beiſpiel erwähnt.

Der Miniſter des Aeußern Mirza Seid Chan, ein äußerſt frommer Mann, welcher beim Anblick eines Europäers ſich die Augen wäſcht, um ſie vor Verunreinigung zu ſchützen, ward ein ganzes Jahr lang ſo heftig vom Intermittens mitgenommen, daß ſeine Farbe ſtrohgelb wurde und er nicht mehr die Kraft hatte, ſich zu bewegen. Auf mein wiederholtes Andringen bequemte er ſich endlich, guten ſchirazer Wein zu trinken, und es erfolgte vollſtändige Geneſung. Seitdem widmet er dem Wein eine ſolche Dankbarkeit, daß er unbeſchadet ſeiner Frömmigkeit faſt nie mehr nüchtern zu finden iſt.

Ebenſo erfolgreich fand ich die Anwendung von Weinklyſtieren bei Cholera, chroniſchen Dysenterien, Blutmangel, Schwächezuſtänden und Erſchlaffung der Gedärme. Es ſtellen ſich, wenn die Einſpritzung länger zurückgehalten wird, beſonders bei jüngern Perſonen, raſch die Zeichen der Rauſchnarkoſe ein.

Trotz des nicht unbedeutenden Verbrauchs von Wein und andern weingeiſtigen Getränken ſind mir bei den Eingeborenen nur ſehr wenige Fälle von Fettdegeneration der Leber und von Kupferſinnen vorgekommen, von Delirium tremens ein einziger. Er betraf einen Mann, der 15 Jahre in England gelebt hatte. In ſeinen Hallucinationen ſah derſelbe ſtets rothgekleidete Scharfrichter, oder er kroch auf dem Teppich umher, wo er Spinnen, Solpugen (ruteila) und Skorpione zu erblicken glaubte, fing die eingebildeten Thiere und verbarg ſie ängſtlich in einen Sack. Am vierten Tage, nachdem ich zu ihm gerufen worden, ſtarb er. Das ſeltene Vorkommen jener Krankheiten erklärt ſich theils durch die Pauſen im Weingenuß, zu welchen die Heimlichkeit des Trinkens und die gebotene Faſtenzeit den Perſer nöthigen, theils durch die fataliſtiſche Lebensanſicht, die aufregende Leidenſchaften und heftige Gemüthsbewegungen ausſchließt.

Branntwein,

perſiſch aräk, āb-e-häjāt, i. e. aqua vitae, wird aus Roſinen oder aus Datteln deſtillirt, letzterer (aräk-e-churmā) von vortrefflicher Qualität. Man trinkt ihn entweder rein, ſo die Soldaten und Diener, oder mit Wein gemiſcht. Auch die Aerzte verordnen ihn zur Cur.

Bier,

perſiſch āb-e-dschau, d. h. Gerſtenwaſſer, kommt wol hier und da über Hindoſtan herein, iſt aber zu theuer für allgemeinen Conſum. Manche Geſetzkundige halten den Genuß des Biers für erlaubt, weil es nur eine Abkochung von Gerſte ſei, ſonach nicht in die Reihe der gegorenen Getränke gehöre. In Aegypten wird deshalb Bier (buze) öffentlich getrunken.

Kumiß,

gegorene Stutenmilch, iſt ein bei den Usbeken beliebtes Getränk; die Perſer verſchmähen es. Desgleichen enthalten ſie ſich des Betelkauens.

Arſenik,

arabiſch sam ul fār (Mäuſegift), perſiſch merg-e-musch, findet ſich in Kurdiſtan und in der Umgegend von Kaswin in mächtigen Lagern als Auripigment. Schon von jeher war, wie aus den alten pharmakologiſchen Schriften erhellt, die mediciniſche Anwendung des Arſeniks gegen bösartige Geſchwüre, Krebs, Quartanfieber und Kurzathmigkeit, deſſen ſpecifiſche Wirkung gegen ſchuppige Hautleiden und ſeine Eigenſchaft, die Haut glatt und geſchmeidig zu machen, den Perſern bekannt. Die heutigen Aerzte machen jedoch ſehr eingeſchränkten Gebrauch davon, faſt nur bei inveterirter Syphilis, wo ſie Arſenikdämpfe durch das Nargileh einathmen

lassen. Hingegen wurde mir berichtet, daß Arsenik in täglichen Dosen genommen werde von Schlangenbeschwörern, welche dadurch den Biß giftiger Schlangen unschädlich zu machen vermeinen, sowie von Alchemisten, weil sie glauben, es gebe dem Urin eine goldbildende Kraft, und daß der gewohnheitsmäßige Gebrauch von Arsenik Wohlbeleibtheit und Eßlust erzeuge. Ferner sollen Derwische ganze Stücke Sublimat verzehren. Was an diesen Erzählungen Wahres sei, vermochte ich nicht durch eigene Beobachtung zu ermitteln, und ich bemerke ausdrücklich, daß ich keinerlei Bürgschaft dafür übernehme.

Arsenige Säure wird durch Sublimation gewonnen. Das Sublimat (dāreschkene) besteht nach der persischen Pharmakopöe aus 12 Theilen Quecksilber und 1 Theil Arsenik; das in den Bazars vorräthige ist aber europäisches Präparat.

An die Narkotika reihen sich in gewisser Beziehung an die theils zu diätetischen Zwecken, theils zum Zeitvertreib dienenden

Erden,

welche besonders von den persischen Frauen, und zwar vorzugsweise gern in den letzten zwei Monaten der Schwangerschaft in den Mund genommen und langsam verzehrt werden. Zu den beliebtesten gehören: zwei indische Arten täbāschir (Magnesiakalk), nämlich täbāschir-e-ḳälämi, d. i. ausgeglühte Bambusknoten, und täbāschir sädäfi, d. i. ausgeglühte Muschel; gil-e-armeni (armenischer Bolus), gil-e-däghistani (kaukasischer Bolus) und mehrere andere Bolusarten; pädzeher-e-ḳaswini oder pädzeher maadeni (Talkerde von Kaswin); Halloisit oder Drawizit von Mahalat, ein Thonsilicat; einige thierische Concremente, namentlich Bezoar- und Harnstein. Durch Uebung erlangen die Perserinnen einen feinen Geschmack für Erden; sie unterscheiden sofort die verschiedenen Arten und machen sich gegenseitig leckere Bissen, welche sie

muatter (wohlriechend) nennen, zum Präsent. Von Männern meiner Bekanntschaft war es nur der Finanzminister Muajir el memalek, der die Gewohnheit hatte, Erden zu sich zu nehmen; er consumirte täglich einige Loth Bolus.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die Leidenschaft mancher Kinder, sowol Mädchen wie Knaben, Erde jeder Art, und sei es Lehm oder Mörtel, den sie von den Mauern abkratzen, mit Gier zu verschlingen. Sie sind durch kein Mittel von der verderblichen Gewohnheit abzubringen, sondern siechen dahin und sterben im jugendlichen Alter. Wol an zwanzig solcher Unglücklichen wurden mir vorgestellt, meist aus Kaschan, Kum und Ispahan, alles Gegenden mit salzigem Boden. Sie kennzeichneten sich durch grünlich weiße Gesichtsfarbe, matten Blick, geschwollene Augenlider, farblose Lippen, gedunsene Haut, aufgetriebenen Leib, kleinen Puls, Milzvergrößerung und Herzschlag mit auffallendem Geräusch. Dr. Häntzsche, der mehrere Fälle in Rescht beobachtet hat, constatirte ebenfalls, daß die mit der Sucht des Erdeessens behafteten Kinder unrettbar verloren sind.

Zum Schluß dieses Abschnitts seien noch zwei im Orient vielgenannte officinelle Producte erwähnt.

Mumiaï (Erdpech).

Die persische Pharmakopöe sagt darüber: „Mumiaï (das Wort stammt aus dem Griechischen und bedeutet: Erhalter des thierischen Körpers) ist sowol Ausfluß einer Quelle in der Provinz Farsistan, als Ausschwitzung (Bergschweiß) einiger Hügel in Gilan und Laristan. Das an der Meeresküste von Arabien zu Tage tretende ist nicht so gut als das persische und iranische. Das echte muß schwarz, glänzend und wohlriechend sein. Es wirkt herzstärkend, lusterregend, zertheilt kalte Geschwülste, kräftigt die Glieder, belebt die äußern und innern Organe, mindert die Feuchtigkeit und erhält die Lebens-

geiſter. Raſch abſorbirt, dient es gegen Schluchzen, Lähmungen, Zittern, Magenſchmerz, Hyſterie, Blutſpeien, Aufſchürfungen der Blaſe, beginnende Lepra und Elephantiaſis, gegen den Biß von Skorpionen und andere Vergiftungen. Mumiaïſalbe heilt Beinbrüche, Verrenkungen, Quetſchungen und zerriſſene Sehnen und Muskeln. Kein Medicament kommt ihm in dieſer Beziehung gleich, u. ſ. w. u. ſ. w.“

Der wohlhabende Perſer pflegt ſtets ein paar Mumiaïpillen bei ſich zu führen, um nach gehabtem heftigen Schreck, bei Ohnmacht oder Blutverluſt eine Pille zu ſchlucken, vornehmlich aber um bei äußern Verletzungen, einem Arm- oder Beinbruch, die betreffenden Theile damit einzureiben; denn man mißt dem Mumiaï die Kraft ſehr raſcher Knorpelbildung bei und behauptet z. B., es könne damit das gebrochene Bein eines Huhns in Einem Tage vollſtändig curirt werden.

Echtes Mumiaï kommt gar nicht in den Handel, denn die Ausſchwitzung beträgt im ganzen Jahr nur einige Lothe, welche der Gouverneur von Schiraz in kleine ſilberne Döschen verpackt an den König und den Hof nach Teheran ſchickt. Eigene Aufſeher haben darüber zu wachen, daß keine Fälſchung verſucht werde. Früher war das Erträgniß noch geringer, bis durch die Gewalt eines Erdbebens ein Felſen zerſpalten wurde, der nun eine größere exſudirende Fläche darbietet.

Im ſüdlichen Perſien ſind Beybahan, Darab und Hormuz als Fundorte von Mumiaï bekannt. In ihrer Nähe befinden ſich auch mehrere Naphthaquellen.

Bezoar,

(eigentlich pādzehr, Schutz vor Gift, wie pād'schāh, der König Beſchützer) iſt im Orient als Gegengift beſonders gegen alle animaliſche Gifte außerordentlich hochgeſchätzt. In der perſiſchen Pharmakopöe heißt es darüber: „Das Padzehr iſt

ein im Magen der Bergziege sich bildender meist eiförmiger, an der Oberfläche abgeglätteter, im Innern zwiebelartig häutiger Stein, dessen Kern ein Stengelchen, bei den kugelförmigen die Frucht vom Kraute Muchalesseh bildet. (Muchalesseh ist, wie ich glaube, ein fabelhaftes Kraut; denn auf mein Befragen wurde mir immer wieder eine andere Pflanze, über ein Dutzend ganz verschiedene Gewächse, als Muchalesseh bezeichnet.) Mit Essig gerieben, nimmt der Stein eine röthliche Farbe an; in seinem Innern finden sich oft wollige Fasern. Der Bezoar von Hindustan ist schwärzlich und von schwächerer Wirkung als der von Schiraz. Der echte Bezoarstein ist ein Gegengift gegen sämmtliche Gifte, stärkt den Magen, zertheilt kalte Geschwülste und schützt vor der Pest. Aeußerlich bewährt er sich gegen Stiche von Insekten, besonders der Bienen."

IX.

Pflanzenerſudate.

Fundorte. Gummi-Reſinapflanzen (Dorema ammoniacum, Ferula galbanum, F. asa dulcis, F. asa foetida, F. sagapenum, F. kurdica, Terebinthaceen, Sarkokolla). Manna (gez-engebin, ter-engebin, schir-chischt, bid-chischt, Tragantgummi). Verpflanzung der perſiſchen Umbelliferen nach Europa.

In den trockenen Tafelländern Perſiens und auf den ſie umgebenden Höhen finden ſich viele Pflanzenarten, welche theils ſpontan, theils wenn durch Inſektenſtiche oder von Menſchenhand geöffnet, eigenthümliche, als Nahrungsmittel, Medicamente oder in der Induſtrie verwendbare Ausſchwitzungen liefern. Wenn über dieſe Gewächſe, obwol manche Arten maſſenhaft vorkommen und ganze Gebietsſtrecken einnehmen, in Europa noch viel Dunkel herrſcht, ſo mag dies hauptſächlich darin ſeinen Grund haben, daß unſere Botaniker entweder in ſolchen Zeiten jene Gegenden durchſtreiften, wo die Blätter noch nicht entwickelt waren und nur einzelne dürre Stauden vom vergangenen Jahr ſich vorfanden; oder umgekehrt in der Periode des Jahres, wo die Blätter bereits vertrocknet oder von Schafen abgeweidet waren, während der Stock, noch ſaftig und friſch, kaum im Blütenſtadium ſich befand. Waren die Reiſenden auch ſo glücklich, reifen Samen

zu ſammeln — und die dazu geeignete Jahreszeit iſt eine ſehr kurze —, ſo keimt derſelbe, weil er wegen des reichen Oelgehalts leicht verdirbt, nur ſelten in Europa. Von den vielen ganz reifen Samen, welche ich durch Schütteln und Abſtreifen ſorgfältig geſammelt und an den botaniſchen Garten in Wien geliefert hatte, keimten erſt nach drei Jahren wenige Arten; ob in andern botaniſchen Gärten, die von dem Samen erhielten, günſtigere Reſultate erzielt wurden, iſt mir nicht bekannt. Gelang aber auch die Keimung und brachte man es ſelbſt zu Blüte und Samen, ſo dürften doch ſchwerlich Ausſchwitzungen erfolgt ſein, was wieder Zweifel an der Echtheit der Pflanzen erregt haben mag.

Allein auch in Perſien exſudiren dieſe Pflanzen nicht überall. Das Alhagi maurorum z. B. wächſt faſt in allen Theilen des Landes ſowie in den turkeſtaner Chanaten, es bildet das Hauptfutter der Kamele, gibt aber nur in Charaſſan und Buchara (nur ausnahmsweiſe in manchen Jahren noch in einigen andern Gegenden, ſo bei Yezdechaſt) das beliebte Manna Terengebin. Ebenſo verbreitet iſt der Aſtragalus, er wächſt auch auf den Hügeln in der Nähe Teherans; dort aber ſah ich in der ganzen Zeit meines Aufenthalts ein einziges mal eine Staude den Tragantgummi ausſchwitzen, den er in andern Gegenden regelmäßig exſudirt. Aehnlich verhält es ſich mit der Manna-Tamariske.

Da die meiſten Exſudatpflanzen auf der Strecke zwiſchen Iſpahan und Schiraz vorkommen, ſo entwerfen wir hier ein kleines Itinerar, mit deſſen Hülfe künftige Reiſende leicht die verſchiedenen Arten zur Seite des Karavanenwegs aufſuchen können. Der Weg, welcher in zehn Tagereiſen von Iſpahan nach Schiraz führt, durchſchneidet etwa drei deutſche Meilen weit die mit Salſolen üppig bewachſene Ebene von Iſpahan, ſteigt dann durch einen kurzen Engpaß im Trachytfelſen, von wo man über hohes Hügelland in die Ebene und nach vier

Stunden in den ſtattlichen Flecken Mahiar mit ſchönem Karavanſerai gelangt. Ein Ritt von 5½ deutſchen Meilen gegen Süden führt in die ſchöngelegene, mit prächtigen Gärten geſchmückte Stadt Kamiſcheh, und von weitern 2½ Meilen in den einſt blühenden, aber durch die Afghanen im vorigen Jahrhundert verwüſteten Flecken Makſud-beg, mit zerſtörten weitläufigen Waſſerleitungen und ſchönem Taubenthurm zur Düngergewinnung. Zwei Stunden weſtlich davon liegt der reich mit Vegetation bekleidete Siah-kuh (Schwarzberg). Von Makſudbeg reitet man in drei Stunden nach Aminabad (5500 Fuß über der Meeresfläche). Auch hier noch ſchöne Garten- und Feldcultur; es iſt die äußerſte Höhengrenze, in welcher ich Baumwolle gedeihen ſah. Von Aminabad bis Yezdechaſt dehnt ſich eine weite Hochebene aus, die ganz mit Dorema-, Ammoniakpflanzen und Salſolen bedeckt iſt. Heerden von wilden Eſeln ſuchen beim Nahen der Karavane das Weite. Yezdechaſt iſt ein eigenthümlich terraſſenförmig gebautes Städtchen mit Zugbrücke und wird durch einen kleinen von Weſten aus Luriſtan kommenden Bach bewäſſert, welcher auch das eigentliche Irak von Farſiſtan trennt. Bei Yezdechaſt oder eigentlich ſchon eine Meile vor demſelben ſcheidet ſich der Sommer- von dem Winterwege. Letzterer führt durch wärmeres Land ſüdöſtlich gegen Abadeh, Murgab, Perſepolis und Zergan nach Schiraz, eine große Strecke gegen Oſten abweichend, um ſpäter gegen Weſten wieder einzulenken. Erſterer geht über das hohe Tafelland und iſt nur während der vier Sommermonate paſſirbar; er führt in faſt gerader Linie von Yezdechaſt in das Bergdorf Dehgirdu, von da durch die quellenreichen Hochwieſen Chuſchkezer, Aſſepas und Udſchan in das blühende oaſenförmige Keſſelthal Imamzadeh Ismail, zuletzt durch einen ſchmalen mit ſtämmigen Terebinthaceen, wilden Mandelbäumen (in drei Species), Agnus castus und kleinblätterigen Ahorn bewachſenen Paß nach

Majin, Fethabad, Zergan und Schiraz. Dieſe Thäler, welche noch kein Botaniker von Fach beſucht hat (Dr. Kotſchi befand ſich zwar in der Nähe, doch nicht im Keſſelthale Imamzadeh Ismail), bieten kommenden Forſchern eine reiche Ausbeute. Dort fand ich auch zum erſten mal in Perſien die Schmarotzermiſtel. Den höchſten Punkt erreicht dieſer Weg auf dem mit Feuerſtein durchzogenen Kreidegebirge von Imamzadeh Ismail, wo auch die Waſſerſcheide gegen Schiraz ſich befindet.

Die exſudirenden Pflanzen bilden zwei Gruppen: 1) die Gummi-Reſinaarten, 2) die Gummi und Manna ausſchwitzenden Arten.

Zur erſten Gruppe, meiſt Pflanzen aus der Familie der Doldengewächſe, gehören:

Dorema ammoniacum Don.

Das Gummiharz heißt perſiſch uschek. Die Pflanze wächſt im kalten Nomadenklima (Yeylak) in den ausgedehnten Hochebenen zwiſchen Mahiar und Yezdechaſt, vorzüglich zwiſchen letzterm Orte und Aminabad, wo ſie faſt die ganze Ebene als Umbelliferenwald bedeckt. Doch findet man ſie auch ſüdöſtlich von Ispahan in dem Bezirk Ardiſtan. Nach Verſicherung der Einwohner treibt ſie nach dem Nauruz (Ende März) Blätter und Sproſſen; die Blätter entwickeln ſich raſch, welken jedoch ebenſo bald und werden zudem als zuträgliches und beliebtes Futter ſofort von den Schafen abgeweidet. Als ich am 25. Juni 1859 dieſe Ebene paſſirte, ſah ich nur loſe welke Blätter, ähnlich denen der Selerie, vom Winde umhertreiben. Die Blütenzeit war eben vorüber, die klebrigen Samen noch jung, ſaftig und rund (nicht abgeplattet wie nach der Reife); überall ſaßen an der Pflanze und an der Dolde Thränen von Gummi-Ammoniakharz. Die einzelnen Blütenſtöcke von etwa $1\frac{1}{2}$—2 Zoll Durchmeſſer waren ſo voll

Harz, daß, wenn ich sie quer durchschnitt, ein dicker Rahm herausquoll, der dann an der Luft consistent und gelblich braun wurde. Indessen gibt es auch magere Stöcke, welche weder exsudiren noch Früchte tragen. Diese nennt das Volk männliche (ner), während es die ersten weibliche (mâddeh) nennt. Das Maximum der Temperatur war an diesem Tage in Kamischah 25° C. Das salzige Brunnenwasser kochte bei 94½° C. Auf der Rückreise fand ich am 1. August am selben Orte den größten Theil des Samens bereits vom Winde zerstreut; doch gelang es mir, noch mehrere Pfunde abzuschütteln. Ich brachte ihn nach Europa, wo er aber trotz vollkommener Reife nicht zum Keimen gelangte. Das Harz wird hier eingesammelt und nach Ispahan verkauft. Es findet vielfache Verwendung als inneres und äußeres Medicament sowie, da es sehr billig ist, zum Schmieren der Spinnräder. Den größten Nutzen gewährt die Pflanze übrigens als Schaffutter.

Ferula galbanum.

Das Harz heißt persisch bârzed oder bâredscheh, türkisch kâsni*), welcher Name auch in persischen Orten gebräuchlich ist. Diese Pflanze liebt eine noch größere Meereshöhe als das Ammoniacum. Ich fand sie in Höhe von 7 — 8000 Fuß auf dem das Laarthal umgebenden Gebirge bei Demawend, oberhalb der Königsquelle am Lagerplatz, und sammelte daselbst einige Unzen des besten Galbanums. Außerdem findet sie sich häufig auf den Bergen um Dehgirdu, in Höhe von über 6000 Fuß. Die Blätter ähneln in ihrer Bildung denen aller Umbelliferen. Als ich am 27. Juni 1859 das Dorf passirte, waren die Wurzelblätter bereits welk und fahl, dennoch die Blütchen, von heller Orangefarbe, noch nicht voll entwickelt. An allen Theilen der Pflanze, besonders an den Dolden, hingen Harz-

*) Wohl zu unterscheiden von kasni (Cichorie).

thränen. Obwol die Blütenzeit nicht günstig dazu ist, grub ich eine Wurzel aus, in Größe und Form eines schwarzen Rettichs mit zwei tiefen Ausläufern, und legte sie in eine Schachtel. Als ich diese nach fast einem Jahre, im April 1860, wieder öffnete, merkte ich zu meinem Staunen, daß die Wurzel im Frühling neue Keime trieb, die jedoch bei der Ankunft in Europa verdorrt waren. Die Wurzel befindet sich derzeit im botanischen Garten zu Wien. Die Temperatur war an diesem Tage in Dehgirdu vor Sonnenaufgang 7° C., um 12 Uhr 21° C.; das Wasser kochte bei 92½° C.

Der Gebrauch des Galbanums zu Pflastern und innerlich bei Menstrualanomalien ist im Lande vielfältig, auch wird es unter dem Namen kāsni nach Konstantinopel ausgeführt.

Ferula asa dulcis,

persisch andschedān, arabisch heltit el taïb. In persischen und arabischen Pharmakopöen wird genau zwischen Asa foetida und Asa bonna sive non foetens unterschieden; letztere ist von schwachem Asageruch, dunkler Bernsteinfarbe und brüchig, riecht aber noch etwas stärker und ist dunkler gefärbt als Gummi sagapenum. Am Fundorte selbst sah ich die Pflanze nicht; sie wurde mir durch Leute, die ich von Dehgirdu ausschickte, frisch gebracht. Dieselben hatten nach ihrer Angabe zwei Stunden in die Berge hineingehen müssen, um sie zu holen. Sehr häufig soll sie am Siah-kuh sein, wo das Harz eingesammelt wird. Bei der Rückreise am 2. August übergab mir der Katchuda (Ortsrichter) von Maksudbeg reifen Samen, den er funfzehn Tage vorher in meinem Auftrage für mich gesammelt hatte. Anfangs August sollen die Samen bereits zerstreut sein.

Ferula asa foetida L.,

persisch anguzeh (woraus durch Abkürzung asa entstanden sein mag), arabisch heltit el mumtin, fand sich in früherer

Zeit häufig auf dem Trachytgebirge zwiſchen Iſpahan und Mahiar. Dorthin kamen jährlich im Frühling die Anguzeh-Ausbeuter aus Chorassan; ſie umgaben die Pflanze mit einem Wall von Steinen, ſchnitten den Stock ab und ſammelten dann das Harz. Da ſie aber keine Stöcke zum Samenausſtreuen übrigließen, finden ſich jetzt nur noch vereinzelte Exemplare dort. Hingegen ſoll ſie zwiſchen Abadeh und Murgab noch häufig ſein, wo auch wie in Laar (ſüdliche Provinz) die Aſa geſammelt wird. Um Abadeh nähren ſich im Frühling die Schafe von den Blättern der Pflanze; Milch und Butter ſoll davon, wie mich glaubwürdige Männer verſicherten, ſo ſtinkend ſein, daß ſie nur Eingeborene genießen mögen. Auch aus Herat brachte mir ein engliſcher Arzt mehrere Sproſſen, welche mit Harzthränen ganz bedeckt waren. Aus dem Vorkommen im heißen Laar und andern Gegenden iſt erſichtlich, daß die Pflanze ein wärmeres Klima und eine geringere Meereshöhe verlangt.

Das meiſte Harz der F. asa foetida wird nach Indien exportirt, wo es zu culinariſchen Zwecken dient; es bildet ein häufiges Ingredienz der Saucen zum Pillaw. Seine mediciniſche Anwendung in Perſien iſt ſehr ausgedehnt, beſonders gegen Krampfleiden; es gibt Leute, die ſich ſo daran gewöhnen, daß es ihnen, wie den Opiumeſſern das Opium, zum Lebensbedürfniß wird. Es übt in der That bei längerm Gebrauch eine ausgezeichnete krampfſtillende Wirkung, was auch in Europa mehr beachtet werden ſollte.

Von den Turkomanen werden die jungen Sproſſen der Pflanze, in Eſſig eingelegt, gern gegeſſen. In manchen Gegenden umhegt man, wie ich hörte, die Felder zum Schutz vor Inſektenfraß mit der Anguzehpflanze.

Ferula sagapenum,

perſiſch sagbinedsch, wovon abgeleitet sagapenum. Ueber

den Standort dieſer Pflanze konnte ich von den Attars in Ispahan nichts weiter erfahren, als daß ſie in den Gebirgen von Luriſtan häufig zu finden ſei, wo das Harz geſammelt werde. Die Beſchaffenheit des Harzes, ſeine Aehnlichkeit mit der Asa dulcis und die beigemiſchten Samen bürgen dafür, daß die Pflanze ebenfalls zur Familie der Ferulaceen gehöre.

Ferula kurdica,

perſiſch und kurdiſch biwazeh. Dieſe nur wenig Harz ausſchwitzende prächtige Ferula findet ſich häufig im kurdiſchen Bezirk Saudſch-belagh, auch ſonſt im Elwendgebirge um Hamadan. Das Harz und die bohnengroßen Samen riechen ſtark nach Peruvianbalſam. Auch dieſe Samen zeigten in Europa keine Keimfähigkeit. Die Sproſſen der jungen Pflanzen dienen, in Eſſig conſervirt, als vorzügliches Gemüſe.

Sakkisharz

iſt das Exſudat von einigen Terebinthaceen, beſonders von Pistacea mutica (derächt-e-ben). In Taliſch, ſowie zwiſchen Ispahan und Schiraz, namentlich bei der Station Imamzadeh Ismail, gibt es viele Benbäume; das meiſte kommt jedoch aus Kurdiſtan unter dem Namen Sakkis e kurdi in den Handel, und zwar in Bernſtein ähnlichen Stücken von honiggelber oder von milchiger Farbe. Bei einer Temperatur von unter 15° R. iſt es ſpröde und brüchig, bei 32° wird es knetbar wie Wachs und bei noch höherer Temperatur dünnflüſſig. Das Sakkis findet ſeine hauptſächlichſte Anwendung bei der Kattunfabrikation, indem man die Druckfarben damit deckt, um deren Ineinanderfließen zu verhindern. Von den Frauen wird es gekaut wie in der Türkei das Maſtix, mit dem es auch verwandt iſt; es ſoll den Athem wohlriechend machen, dient aber im Grunde nur zur Beſchäftigung der

Kauwerkzeuge.*) Ich gab es bei Schleimflüſſen und andern Krankheiten an Stelle unſers Terpentins, vor welchem es den Vorzug hat, daß es die Verdauung durchaus nicht beſchwert, und daß man wegen ſeiner leichten Knetbarkeit leicht andere Medicamente, wie Eiſen, Cubeben u. ſ. w., in Pillenform damit verbinden kann.

Sarkokolla,

perſiſch enzerut, gundschideh, ekruhe, auch chāle farsi, ein früher auch in Europa viel gebrauchtes Harz, iſt das Exſudat einer Penäacee. In der perſiſchen Medicin wird es noch häufig angewendet, beſonders bei Augenkrankheiten. Es kommt nach den Erkundigungen, die ich in Schiraz eingezogen, von einem Bäumchen in der Provinz Laar, Kazeran und Arabiſtan. Daß es ein perſiſches Product ſei, läßt ſich ſchon aus dem Namen und aus den billigen Verkaufspreiſen abnehmen.

Zur zweiten Gruppe ſtellen Pflanzen aus verſchiedenen Familien ihr Contingent. Man unterſcheidet vier Hauptarten Manna, von denen eine zur Bereitung von Süßigkeiten, die andern als Medicamente verwendet werden.

1) Gez-engebin (Tamariskenhonig) iſt das Exſudat von drei verſchiedenen Pflanzen. Die beſte Qualität (geze chunsāri) gibt ein Aſtragaluspflänzchen in den Bezirken Gulpajigan und Chunſar in der Nähe von Iſpahan; es wird von den Stengeln abgekratzt, iſt daher von grüner Farbe und viel mit Blätter- und andern Pflanzentheilchen vermengt, von denen man es durch Auflöſen im Waſſer und Abdampfen befreit.

*) Ein ähnlicher beliebter Kauſtoff iſt das Genderum, welches die luriſchen Nomadenweiber in Iſpahan aus dem eingedickten Milchſaft der Scorzoneren (schink) bereiten. Es bildet eine ſchwarze, zähe, kautſchukartige, unlösliche, aber im Kauen ſich erweichende und formbar werdende Maſſe.

Die zweite Qualität ſtammt von der Tamariske (gez, daher der Name) und wird öſtlich von Ispahan in der Gegend, wo ſich der Zajenderud in die Wüſte verliert, ſowie in der Provinz Kirman gewonnen. Auch im Libanon ſoll die Tamariske Manna exſudiren. In andern Gegenden konnte ich trotz des häufigen Vorkommens dieſer Sträucher keine Exſudation wahrnehmen. Die dritte und häufigſte Sorte fließt aus der Quercus balotta (derachte belud) in Kurdiſtan. Man rühmt von dieſer Eiche, daß ſie ſiebenerlei verwerthbare Producte liefert, nämlich: Eicheln, von den Luren zu Brot verbacken oder geröſtet wie unſere Kaſtanien genoſſen; Baſt (dschaft) für Gerber; Galläpfel (māzu); drei andere zur Lederbereitung dienende Knoppernvarietäten, welche wahrſcheinlich von drei verſchiedenen Inſekten herrühren, da jede ihre eigenthümliche Form beſitzt, ſie heißen Gulgaw, Charnek und Bärar-mazu; endlich Manna. Zahlreiche Conditoreien in Ispahan beſchäftigen ſich mit der Fabrikation von Süßigkeiten aus Gez-engebin. Der Brei wird mit Eiweis geſchlagen, mit Mandeln, Piſtazien, Cardamom u. ſ. w. verſetzt, in Fladen geformt und bei gelindem Feuer gebacken. Die Fladen, mit Mehl beſtreut und zwiſchen Kätzchen von Salix zygostoma gelegt, um ihnen Aroma zu geben, werden in Kiſtchen verpackt und gehen von Ispahan aus als ſehr geſuchter Artikel durchs ganze Land.

2) Ter-engebin oder Ter-endschebin (Feuchthonig, weil es leicht Feuchtigkeit anzieht) exſudirt aus dem Alhagi maurorum. Es kommt in kleinkörniger, mit den feinen Schötchen vermiſchter Maſſe faſt ausſchließlich von Choraſſan in den Handel, daher auch T. Choraſſani genannt, und vertritt als Medicament die Stelle des arabiſchen Mannas, das in Perſien nur den Aerzten dem Namen nach bekannt iſt.

3) Schir-chischt (Exſudationsmaſſe), das Exſudat von Atraphaxis spinosa und einem andern Strauche, wird zum

Theil unweit Teheran in einer Schlucht beim Dorfe Kent (auf dem Wege zur Imamzadeh Dawud) gewonnen, wo mehrere Gebüsche dieſer Bäumchen ſtehen. Diejenigen Zweige, welche in einem Jahre exſudiren, ſollen im nächſten abtrocknen. Den Hauptbedarf aber liefert Herat, von wo es in glatten, ſpiralförmig gerollten Stengelchen verſchickt wird.

4) Bid-chischt (Weidenexſudat) wird im Spätſommer von den Blättern der Salix fragilis ausſchwitzt. Dieſe Weide iſt um die genannte Jahreszeit ein Lieblingsaufenthalt der Bienen und findet ſich häufig unweit Teheran in den Dörfern am Fuße des Elburz. Das Manna wird jedoch in geringer Menge gewonnen und wenig benutzt.

Ketira (Gummi tragacantha),

iſt das Product des kleinen, etwa 2 Fuß hohen Aſtragalusbäumchens, Namens Gevenn, wird nur in einigen Strichen, zumeiſt zwiſchen Karud und Su auf dem Natansgebirge, überhaupt zwiſchen Kaſchan und Ispahan gewonnen. Man kappt im Hochſommer den Stamm dicht über der Wurzel und bedeckt den Stumpf mit einem Topfe; nach einigen Tagen hat ſich etwa ein Loth Gummi darunter geſammelt. Manche Bäumchen exſudiren auch ſpontan. Ein Pfund Tragantgummi koſtet in Kaſchan ungefähr 10 Kreuzer. Außer zu mediciniſchen Zwecken dient die Ketira hauptſächlich zur Appretur von Seidenſtoffen, wogegen Baumwollſtoffe mit Stärke appretirt werden. Mit Bezug darauf ſagt ein perſiſches Sprichwort: „Kaſchan lebt von Ketira, Ispahan von Stärke.“

Außer den hier genannten Pflanzen gibt es noch andere, welche theils ſpontan, theils durch Inſektenſtiche als Gallen Exſudate liefern, die jedoch von geringer ökonomiſcher Bedeutung ſind. Etwas Harz ſchwitzen mit wenigen Ausnahmen alle wildwachſende Doldenpflanzen aus.

Die meiſten der aufgeführten für den Botaniker höchſt wichtigen Pflanzen können um Iſpahan und auf der kurzen Strecke von dort bis Dehgirdu geſammelt werden. Um das ganze Wachsthum dieſer Umbelliferen zu beobachten, müßte man von Anfang April bis Ende Juli dort verweilen. Zur Einſammlung der reifen Samen iſt die Zeit vom 15. — 30. Juli die geeignetſte. Der günſtigſte Punkt, wo ſich ein Botaniker feſtſetzen könnte, um von da aus ſeine Excurſionen zu machen, wäre die ſchöne Stadt Kamiſcheh. Sie iſt im Centrum, hoch und geſund gelegen und hat leichte Communication mit Iſpahan und Schiraz. Die perſönliche Sicherheit iſt, ſeitdem die Luren und Bachtiaren durch Gefangennahme ihres Chefs und Zerſtörung der Raubſchlöſſer gezüchtigt wurden, durchaus ungefährdet, die Verpflegung billig und gut. Ein Empfehlungsſchreiben vom Ilchani aus Schiraz könnte dem Fremden unter Umſtänden ſehr nützlich ſein, iſt jedoch nicht abſolut unentbehrlich.

Die Verpflanzung der exſudirenden Umbelliferen in europäiſche Gärten läßt ſich durch im Auguſt ausgegrabene Wurzeln ermöglichen; denn dieſelben beſitzen ſo ausdauernde Lebensfähigkeit, daß ſie den Transport gut überſtehen. Für Staaten, welche in Perſien Repräſentanten haben, wäre die Erlangung keimfähiger Wurzeln, ohne daß ſie eigens deshalb Fachmänner hinzuſenden brauchten, um ſo leichter, als jede Woche ein Kurier gerade dieſe Gegenden durchreitet, außerdem England einen ſehr intelligenten Agenten in Iſpahan beſitzt. Ginge nun durch deſſen Vermittelung an einen Katchuda, etwa den von Makſudbeg, der mit genauer Inſtruction verſehene Auftrag, gegen ein kleines Entgelt die Wurzeln zu ſammeln und für den Kurier in Bereitſchaft zu halten, ſo könnten ſie in Zeit von längſtens zwei Monaten in London, Paris oder St.-Petersburg eintreffen.

Auf dieſelbe Weiſe ließen ſich auch noch andere ſchöne

und nützliche, theils eßbare Früchte, theils Futterkräuter liefernde Umbelliferen nach Europa verpflanzen, so die Ferula kumā (persisch kumā) im Elburzgebirge bei Teheran und die Diplotaenia cachrydifolia Boiss.*) (persisch dschāwschir) aus der Gegend von Laura-Scheristanek; desgleichen das wohlschmeckende Gemüse von Rheum riwas. Von letzterm brachte ich wohlconservirten Samen nach Europa mit, der auch dort Keime trieb, ohne daß jedoch die Pflanze zu weiterer Entwickelung gelangte.**)

*) Hiernach wolle man den im ersten Theil, S. 119, mit Dyploteria angegebenen Namen berichtigen.

**) Im Sommer 1865 wurde mir die angenehme Ueberraschung zutheil, daß die Diplotaenia aus dem im Jahre 1859 von mir eingeschickten Samen im wiener botanischen Garten sich üppig entwickelte und zahlreiche reife Samen trug, sodaß ihre Acclimatisation als gesichert zu betrachten sein dürfte. (Verhandlungen der k. k. zoologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1865.)

X.

Krankheiten und Epidemien.

Epidemien. Allgemeiner Krankheitscharakter. Rötheln. Rothlauf. Blattern. Masern. Scharlach. Nesselsucht. Furunkel und Karbunkel. Pemphigus. Krätze. Acne. Aleppoknoten. Aussatz. Syphilis. Diarrhöe. Kolik. Ruhr. Cholera ablactatorum. Hämorrhoiden. Eingeweidewürmer. Leberleiden. Stein. Harnruhr. Blutharnen. Kindbettfieber. Potenz. Keuchhusten. Chronischer Lungenkatarrh. Lungentuberkulose. Herzklopfen. Krampfadern. Geisteskranke. Skrofel. Krebs. Wechselfieber. Typhus. Cholera. Augenkrankheiten. Schagugulus. Wunden.

Eine allgemeine Darstellung der in Persien herrschenden Krankheiten durfte in diesem Buche, das ein Gesammtbild des Landes und seiner Bewohner zu entwerfen bestimmt ist, nicht ganz übergangen werden. Wenn ich mich veranlaßt sah, einige Krankheiten, wie Wechselfieber und Ruhr, sogar ausführlicher abzuhandeln, so geschah es, weil darauf die Gesetze der Acclimatisation beruhen, auf die ich ein besonderes Gewicht lege. Aerzte mögen die Oberflächlichkeit, Nichtärzte die Weitläufigkeit meiner Darstellung entschuldigen.

Die in Europa gemachte Beobachtung, daß Epidemien einen sehr unerheblichen Einfluß auf Verminderung der Population ausüben, indem der etwaige Ausfall sich rasch wieder ersetzt, hat keine Gültigkeit für den Orient, wo durch Epi-

demien die Sterblichkeit in einem Grade steigt, daß z. B. Gegenden, in denen vor 33 Jahren die Pest wüthete, sich heutigen Tags von dem Menschenverlust noch nicht erholt haben, und Lücken, die Cholera-, Blattern-, Masern- und Keuchhusten-Epidemien gerissen, sich äußerst langsam wieder ausfüllen. Nur infolge des mangelnden Verkehrs und Dank den bedeutenden Elevationen des Landes erlöschen Epidemien und Viehseuchen zuletzt in sich selbst; der Mensch, vom Glauben an das Fatum beherrscht, ergreift keine Maßregeln dagegen, höchstens verlassen einige Reiche den inficirten Ort, um in Zelten zu wohnen, und der Nomade treibt sein Vieh in eine andere Gegend; die große Masse der Unbemitteltern jedoch, die nicht im Stande sind, den Ort zu wechseln, fällt wehrlos der verheerenden Seuche zum Opfer. Daß aber ein verhältnißmäßiger Ersatz des Menschenverlustes nicht stattfinden kann, liegt in den gesammten Einrichtungen des ehelichen Lebens begründet, wie sie im sechsten Abschnitt des ersten Theils geschildert worden sind.

Das Register der Krankheitsarten ist weniger reichhaltig als in Europa; dagegen treten die einzelnen bei weitem massenhafter auf: wie etwa die Vegetation mancher obwol üppig bewachsenen Gegend doch dem Botaniker geringe Ausbeute gewährt. Im ganzen gehören Entzündungen, besonders der Brustorgane, zu den Ausnahmen; vorherrschend aber sind Krankheiten des Unterleibes, der Leber, der Milz, der Gedärme, vor allen Fieber und Ruhr. Ja am Kaspischen Meer verdrängen die letztern beiden fast alle andern Krankheiten oder prägen ihnen wenigstens ihren Charakter auf. Manche Krankheiten sind Persien eigenthümlich: die Knoten- und Gliederlepra, der Aleppoknoten, der Medinawurm, die Vitiligo, die endemische Gangräne, ein typhoides Fieber. Andere fehlen oder sind so selten, daß sie in der Aufzählung kaum mit genannt werden können, so die Tuberkulose, die Skrofulose

und die Rhachitis unter der weißen Raſſe; ferner Krebs, Scharlach, Lupus, Krupp und Koudylosmen.

Hautkrankheiten ſind zwar, weil der Perſer große Sorgfalt auf die Pflege der Haut verwendet, nicht ganz ſo häufig wie in andern heißen Ländern, aber immerhin, beſonders in einigen Städten, zahlreich genug, und der Arzt hat um ſo mehr Gelegenheit Studien darüber zu machen, je ängſtlicher der geringſte Hautausſchlag beachtet und ärztlicher Rath dagegen eingeholt wird. Man ſieht in jedem Hautleiden den Ausdruck einer allgemeinen Krankheit, daher man ſich auch ſelten mit blos örtlichen Mitteln begnügt.

Hautausſchläge und Hautentzündungen.

Rötheln und Erythrema erſcheinen im Frühling nicht ſelten, ſind jedoch gewöhnlich von kurzer Dauer und von keiner beſondern Bedeutung.

Rothlauf (bāde-surch oder bāde mebarek) kommt häufig ſporadiſch vor, wird aber auch zu Zeiten epidemiſch. Mehrere Epidemien dieſer Art, die ich beobachtet habe, verliefen gutartig, nur wenige Fälle endeten, wegen Entzündung der Hirnhaut, tödlich. Infolge übertriebener Anwendung von Blutegeln, Abführmitteln und Einreibungen mit armeniſchem Bolus ſeitens der einheimiſchen Aerzte litten viele Reconvaleſcenten an langdauernder Blutleere. Auch einige Fälle von wandernder Roſe (Eryſipel) ſah ich glücklich verlaufen.

Die Blattern (ābeleh, dschudderi) tragen eine Hauptſchuld an der großen Sterblichkeit der Kinder, mithin an der Abnahme der Bevölkerung. Ferner werden neu angekommene Regimenter, ſowie die Neger- und Beludſchenſklaven hart davon mitgenommen. Wer je, wie ich einmal, Zeuge war, daß von 20 während einer Blatternepidemie in Teheran

angekommenen Sklaven mehr als die Hälfte ergriffen wurden und starben, wird gewiß nie mehr seine Stimme gegen die Impfung erheben. Alle bösen Folgen, die man auf ihre Rechnung setzen will, wie Skrofulose und Typhus, halte ich für erdichtet. Im Gegentheil sah ich Skrofeln, die sonst in Persien äußerst selten sind, und langwierige Gelenkleiden nach überstandenen natürlichen Blattern sich entwickeln. Nordische Regimenter wurden in Teheran vom Typhus decimirt, denen nie die Wohlthat der Impfung zutheil geworden war. Man klagt die Vaccination an, daß sie die Fortpflanzung der Syphilis begünstige, aber dies ist nicht ihre Schuld, sondern die des Arztes, der sich um die Herkunft des Impfstoffs nicht bekümmert. Bereits im Jahre 1857 schlug ich vor (Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte), die Lymphe nicht aus den Findelhäusern der Städte aufs Land zu schicken, sondern umgekehrt vom Lande in die Städte und zwar von Kindern, deren gesunde Abkunft und Verwandtschaft der Arzt genau erkundet hat. Ich erwähnte zugleich, daß es erspießlicher wäre, die Lymphe von etwas ältern Kindern zu nehmen, weil man sich von deren Gesundheitszustand leichter überzeugen kann. Allein nicht blos die Abnahme der Population durch Sterblichkeit, sondern auch die große Zahl von Blinden und Augenkranken, die als Ueberbleibsel der Blattern erwerblos der Gesellschaft zur Last fallen, ist in Anschlag zu bringen. Man erkennt erst den unschätzbaren Werth der Impfung in Ländern, wo sie gar nicht oder nur ausnahmsweise geübt wird!

Die Masern (surchek, surchedsche) richten oft zur Winterszeit fürchterliche Verheerungen an. Sich selbst überlassen, würden sie ihren regelmäßigen Verlauf nehmen; allein man plagt die Kinder mit Abführmitteln und Klystieren, infolge deren sie von chronischen Durchfällen und Dysenterien dahingerafft werden. Unverhältnißmäßig häufig tritt im

Gefolge der Masern — seltener bei Blattern — das Noma (ākeleh) auf; es kamen mir oft in einer Woche zwei bis drei Fälle zu Gesicht: ob es eine Frucht der Behandlung oder des Klimas, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Scharlach ist im Lande unbekannt; es gibt auch keine Benennung dafür. Aus freilich nicht zuverlässiger Quelle erfuhr ich jedoch, daß er unter dem Namen machmalek (rother Sammt) in der Stadt Kirman vorkomme. Ebenso wenig konnte ich die Miliaria beobachten, obwol mir drei Fälle von häufigen Schweißbläschen auffielen, welche jedoch infolge des Wechselfiebers eintraten, also als selbständiger Friesel nicht gelten können.

Die Nesselsucht (ir, naebāt elleil) entsteht oft im Herbst, namentlich in Verbindung mit schweren Wechselfiebern, weicht jedoch dem Gebrauch des Chinins. Symptomatisch zeigt sie sich bei nicht Acclimatisirten infolge von Mückenstichen oft am ganzen Leibe.

Von ausgebreiteten phlegmonösen Hautentzündungen sah ich einige mit tödlichem Ausgang, zweimal das Skleroma Neugeborener. Doch über die maßen häufig ist der Ausbruch der Furunkel (dummal). Oberflächliche sowol wie tiefe Furunkel in erstaunlicher Menge treten als Acclimatisationskrankheit auf; ich selbst hatte deren über hundert. Die Ungeduld des Europäers, die Schwäre vor ihrer Reife zu öffnen, trägt wol nicht wenig zu ihrer Verbreitung bei, da in der Regel dann auf der entgegengesetzten Körperhälfte an dem entsprechenden Theile ein neuer Schwär ausbricht. Geduld, vegetabilische Diät und einige Abführmittel befreien am sichersten von diesem lästigen Leiden. — Ziemlich häufig ist auch das Vorkommen des Anthrax (Karbunkel) und jener Abart, welche man Wespennest nennt, doch sah ich letztere nur ein einziges mal bei einem Knaben von zwölf Jahren, während sonst nur bejahrte Leute daran leiden. Der Anthrax

ſcheint weniger bösartig als in Europa; doch können weite und tiefe Ausbreitungen deſſelben auch den Tod herbeiführen. Die bösartige Blatter (Pustula maligna) kommt nicht vor, weil man abgeſtandenes Vieh als unrein betrachtet und, ohne daß es abgehäutet wird, vergräbt.

Blaſenausſchlag (Pemphigus) iſt ziemlich häufig bei Kindern; er wird für anſteckend gehalten, und in der That werden meiſt mehrere Kinder in einem Hauſe zugleich davon befallen. Nach mehrern Nachſchüben pflegt die Krankheit, die übrigens weder mit Dyscraſie, noch weniger mit Syphilis etwas gemein hat, in etwa zwei Monaten ſich zu erſchöpfen. Indeß ſtarben auch Säuglinge, welche mit ſpecifiſchem Pemphigus behaftet waren, an deſſen Folgen.

Hydroa bleibt ſelten im Verlauf einer Fieberkrankheit aus. Sein Eintritt gilt als ein gutes Zeichen für die Wendung der Krankheit, obgleich andere Kliniker dies in Abrede ſtellen.

Unter einigen Fällen von Zoſter, die ich geſehen, war mir der eine deshalb merkwürdig, weil der Ausſchlag einige Tage nach dem Fieber infolge einer Steinoperation zum Vorſchein kam.

Das Eczem (dschærabe rætb, feuchte Krätze), beſonders das chroniſche, gehört zu den Seltenheiten, denn die beſtändig trockene Luft ſowol wie die Sitte des Perſers, nach jeder Secretion die Theile zu waſchen, und der vorgeſchriebene häufige Gebrauch der Bäder wirken ihm entgegen. Deſto häufiger fand ich die Pſoriaſis (trockene Krätze), namentlich in Ispahan, wo überhaupt Hautausſchläge aller Art heimiſch ſind, was ſich durch die ſtete Beſchäftigung der Fabrikarbeiter im Flußwaſſer und das Hantieren mit Alaun, Sakkes (Therebinthinaharz), Farben, Alkalien und Säuren hinlänglich erklärt. Daſſelbe gilt von der Impetigo. Auch in Perſien hegt man ein Vorurtheil gegen ſchnelles

Abtrocknen des impetiginöſen Eczema bei Kindern; wirklich ſah ich ein Kind nach raſcher Abtrocknung des Ausſchlags an Pneumonie enden, wobei jedoch andere Zufälle mitgewirkt haben mochten.

Die Haut des Perſers iſt durchſchnittlich von feſter Textur, die Follikel ſind unſcheinbar, weshalb er nie von ausgebreiteter Acne und von ſogenannten Miteſſern geplagt wird. Ebenſo wenig erinnere ich mich, trotz der großen Zahl notoriſcher Schlemmer je eine Gutta rosacea (Kupferfinnen) beobachtet zu haben. Nur zwei Fälle von Seburrhoe der Naſe kamen mir vor.

Der eigentliche Lupus fehlt oder erſcheint doch nur hier und da in der verdächtigen ſerpiginöſen Form; ſehr verbreitet dagegen ſind die beiden Knotenexantheme: der Knoten von Aleppo und die Lepra.

Der Aleppo-Knoten, perſiſch sālek (das Jährchen), türkiſch-tatariſch köpöj (Hund), türkiſch churmatschibani (Dattelgeſchwür), jiltschibani (Jahresgeſchwür), ruſſiſch godownik, erſtreckt ſich in geographiſcher Beziehung nach Prof. Riegler (Die Türkei, II, 68), von Suädin angefangen und dem Flußgebiete des Orontes folgend, bis Aleppo, Kilis, Orfa, Diabekir, Maraß, Moſſul und Bagdad, auch über den ganzen Sind, und einzelne Fälle finden ſich ebenſo wol auf der Inſel Cypern wie auf ägyptiſchem Boden, z. B. in Karium, Kairo und ſelbſt in Suez. In Perſien ſah ich ihn nicht ſelten in Teheran, am häufigſten aber in den Städten Kum, Kaſchan und Ispahan. Man pflegt in Bezug darauf zu ſagen: „Die Mädchen von Ispahan dürfen nur im Profil angeſehen werden.“ Von da an ſüdlich, z. B. in Kamiſcheh und Schiraz verliert er ſich mehr und mehr; in Medien (Tabris) und am Kaſpiſchen Meere verſchwindet er ganz. Auf dem flachen Lande, ſelbſt in den Dörfern, welche den zumeiſt befallenen Städten am nächſten liegen, tritt er ſpärlich

auf. In Rußland fand ich ihn nur vereinzelt in Transkaukaſien in der Stadt Gendſchè (Eliſabethpol), doch ſoll er auch in Baku vorkommen.

Das Geſchwür fixirt ſich vornehmlich um den Jochbogen, am äußern Augenwinkel, am untern Augenlid, an der Wange, an der Backe, an der Naſenſpitze, ſeltener an der Naſenwurzel, der Stirn, dem obern Augenlid, der Ohrmuſchel und den Lippen, niemals am Bart und dem behaarten Kopftheil. An den Extremitäten erſcheint es bei Eingeborenen ſelten, häufig dagegen bei Fremden und Zugewanderten, und zwar, wie ich übereinſtimmend mit Prof. Riegler beobachtete, mehr an den untern als obern Extremitäten. Die Schleimhäute werden nicht davon afficirt; ſo bleiben bei Boutons am Augenlid, im innern Augenwinkel und ſelbſt wo wegen Anſchwellung des Lides das Auge mehrere Wochen geſchloſſen war, die Thränendrüſen unverletzt. Ich ſah den Knoten zweimal am Halſe, ausnahmsweiſe am Bauche, einmal an der Knieſcheibe, mehrmals auf dem Handrücken und Fußblatte, kein einziges mal aber im Handteller, auf der Fußſohle, zwiſchen den Fingern oder Zehen, am Rücken und an den Genitalien.

Zumeiſt werden Kinder vom erſten bis zum ſiebenten Lebensjahre davon ergriffen, einheimiſche Erwachſene ſelten, weil dieſe entweder nicht dazu disponirt ſind oder die Krankheit ſchon in der Jugend durchgemacht haben. Da letzteres bei Fremden nicht der Fall iſt, ſind ſie in jedem Alter dem Uebel unterworfen, ebenſo in den verſchiedenſten Friſten nach ihrer Einwanderung. Der öſterreichiſche Hauptmann Gumoëns wurde im zweiten Jahre ſeines Aufenthalts im Lande am Wadenbein, ich ſelbſt im ſiebenten an der innern Knieſläche, der Franzoſe Richard im funfzehnten, der Engländer Thomſon im achtzehnten, von einer Reiſe nach Bagdad zurückkehrend, der Pole Sokolowſki erſt im zwanzigſten von der Krankheit

heimgesucht. Doch scheinen im ganzen die Europäer weniger dafür empfänglich zu sein als die Eingeborenen, zumal wenn sie nicht viel mit diesen in Berührung kommen.

Hinsichts des Geschlechts dürfte das weibliche überwiegende Disposition zu dem Uebel besitzen.

Ohne Unterschied der Abstammung trifft es Kaukasier und Mogulen, Perser, Türken, Juden und Armener; nur die schwarze Rasse bleibt fast ganz davon verschont.

Wer einmal den Aleppoknoten gehabt und überstanden hat, ist für seine übrige Lebenszeit davor gesichert. Ich konnte trotz aller Nachfrage keinen Fall von Recidive ermitteln; spricht der Arzt bei einem zweifelhaften Hautfleck die Vermuthung aus, daß es der Aleppoknoten werden könne, so erhält er oft von dem Patienten zur Antwort: „Nein, den habe ich schon durchgemacht."

In der Regel zeigt sich in Persien nur 1 Knoten; doch kommen auch 2 bis 6 Stück meist auf einer Gesichtshälfte, ausnahmsweise auf beiden vor, ja bei einer Frau in Ispahan sah ich deren 40, welche auf Gesicht, Bauch und Extremitäten vertheilt waren. Von einem Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Knoten, die man in Bagdad aufstellt, weiß man in Persien nichts. Auch mir scheint die Benennung eine ganz willkürliche, denn was mir von Fremden als angeblich männliche und weibliche Knoten gezeigt wurde, unterschied sich nur durch Größe und Ausdehnung voneinander.

Das Geschwür tritt unter vier verschiedenen Formen auf, von denen die ersten zwei relativ acut, die beiden letzten chronisch verlaufen.

1) Der einfache Knoten. An einer der obengenannten Stellen entsteht ein röthlicher Fleck, auf dem sich nach längerm Bestande ein linsen- bis bohnengroßer, erst hell-, dann dunkelrother Knoten erhebt. Mit der Bildung desselben

iſt weder Fieber noch Schmerz verbunden, höchſtens ein leichtes Brennen und Jucken, wie bei der Urticariaquaddel; infolge vielen Kratzens erhält er eine dünne trockene Schuppenkruſte. Nach einigen Monaten umgibt er ſich mit einem rothen Hof, der ebenfalls anſchwillt. Nun nimmt das Jucken zu, und die Eiterung beginnt. Zuerſt kommt aus der Mitte des Knotens eine dünne, ätzende, übelriechende Flüſſigkeit; ſodann ſchreitet der Schmelzproceß weiter von der Mitte gegen die Peripherie, oder es entſtehen an benachbarten Stellen neue Ulcerationscentra. Aus dem Grunde des Geſchwürs ſteigen trockene, harte, knorpelartige, blutarme Fleiſchwärzchen herauf, die gleichfalls in Eiterung übergehen und wieder neuen Granulationen Platz machen. Die Geſchwürsränder ſind dick, infiltrirt, unregelmäßig ausgebuchtet. Läßt man den Eiter eintrocknen, ſo bilden ſich dicke, braune, an den Rändern feſt anklebende und nur mit Blutverluſt zu entfernende Borken. Nachdem die urſprünglichen Knoten vom Eiter verzehrt ſind, beſſert ſich die Granulation, die Wunde fängt an ſich zu füllen, die Narbenbildung tritt ein. Der ganze Proceß dauert durchſchnittlich nahe ein Jahr, daher der Name sälek (Jährchen). Die zurückbleibende Narbe iſt gelbbraun, zwar etwas vertieft, doch im ganzen glatt. Daß durch Ulceration ein Theil des untern Augenlides oder des Naſenflügels zerſtört wird, gehört zu den ſeltenen Fällen, ebenſo daß, nachdem das Geſchwür bereits geheilt iſt, an ſeinem Rande neue Knoten ſich erheben, die wieder alle Stadien durchlaufen und nach und nach die ganze eine Geſichtshälfte bedecken. Wo aber das Uebel in ſo complicirter Form auftritt, verzögert ſich der Heilungsproceß oft viele Jahre; ein Kranker gab mir die Dauer ſeines Leidens auf 18 Jahre an. Es hinterläßt dann ein ſtraffes, von kleinen netzartigen Gefäßzweigen durchſetztes Narbengewebe, Verzerrung des Mund- und Naſenwinkels und beſonders Ectropium in ſo hohem Grade, daß die Bindehaut

des untern Lides, kaum noch mit einigen spärlichen Wimpern versehen, wie ein dreieckiger rother Lappen bis unter das Jochbein herabhängt. Es gelang mir mehrmals, durch Plastik eine bedeutende Besserung des Ectropiums zu bewirken, obgleich das straffe Narbengewebe der Operation große Schwierigkeiten entgegensetzte.

2) Der infiltrirte Knoten unterscheidet sich von dem einfachen dadurch, daß die Infiltration gleichzeitig auf allen Punkten der Fläche erscheint, wodurch die Haut verdickt und schmuzigroth gefärbt und die ganze Nase oder die eine Wange auf einmal davon eingenommen wird. Bei mir selbst brach das Geschwür, wie erwähnt, an der innern Fläche des rechten Kniegelenks aus. Der Verlauf war folgender: Im Frühling 1858 bemerkte ich an der genannten Stelle einen thalergroßen rothen Fleck, der ein leichtes Jucken verursachte und sich bald mit einer dünnen Kruste bedeckte; ich hielt es für eine durch Satteldruck beim Reiten entstandene Abschürfung. Nach und nach verdickte sich der Fleck und wurde massig infiltrirt. Im Juli erweichten mehrere Punkte, sie gingen auf und secernirten eine copiöse übelriechende Jauche. Die Eiterherde flossen zusammen; aus ihrem Boden erhoben sich gelbliche, spitze, trockene, blutarme Granulationen, welche nach dem Abspülen mit Wasser wie Warzen einer groben Feile anzusehen waren. Unter dem einfachen Verbande trocknete die Secretion zu dicken Krusten an, deren Ränder zwar inhärirten, die aber gegen die Mitte von Jauche unterminirt waren. Ich befand mich damals mit dem Schah im Sommerquartier in den Bergen und mußte ihn, obwol mir das Reiten äußerst beschwerlich fiel, auf seinen täglichen Ausflügen zu Pferde begleiten. Die bewährte Heilmethode führte glücklicherweise in Kürze zum Ziel. Trotz der steten Reibung durchs Reiten erinnere ich mich keiner Fiebererscheinung oder einer Anschwellung der entsprechenden Leisten-

drüſen. Die bis auf den heutigen Tag verbliebene Narbe hat die Größe und Form einer Niere; ſie iſt tief braun und mit einzelnen weißen Punkten marmorirt, weil ich dem Eiterungsproceß nicht freien Lauf ließ und dadurch eine intenſivere Narbenbildung verhinderte. Dieſes iſt auch der Grund, warum der Haarwuchs an jener Stelle nicht gänzlich aufgehoben iſt, was bei natürlichen Narben immer ſtattfindet.

3) Der ringförmige Knoten beſteht aus linſengroßen flachen, wenig infiltrirten, im Ring geſtellten Knötchen; ich beobachtete dieſe Form nur an der Wange bei Kindern und Frauen, vielleicht nur zufällig nie bei Männern. Die Knötchen gehen nach einiger Zeit in Verjauchung über und bedecken ſich mit Kruſten, jedoch greift die Ulceration weder in die Breite noch in die Tiefe um ſich, und es tritt relativ ſchnelle Heilung ein unter Bildung einer blaſſen, wenig vertieften, glänzenden Narbe. Meiſt erſcheint indeß ein neuer Kreis von Knötchen; der Proceß beginnt wieder von vorn und wiederholt ſich, bis nach einem Cyklus von mehrern Jahren der Krankheitsſtoff endlich erſchöpft iſt.

4) Der freſſende Knoten iſt die häßlichſte, vorzugsweiſe köpöj (Hund) genannte Form. Er wird in Teheran ſelten, in Kaſchan aber und vorzüglich in Iſpahan häufig beobachtet. Im Ausſehen unſerm ſkrofulöſen Lupus gleichend, hat er doch nicht den Charakter von Skrofeln, inſofern er ſich nach kürzerer oder längerer Zeit von ſelbſt begrenzt und zwar torpid, doch gutartig verläuft. Soweit meine eigenen Beobachtungen reichen, iſt der Sitz dieſer Form ausſchließlich die Naſe. Dieſelbe bedeckt ſich zuerſt mit warzigen Knoten, welche nach und nach ſchmelzen und von ähnlichen warzigen Granulationen gefolgt ſind. Die Eiterung geht ſehr in die Tiefe; ſie zerſtört zuletzt die Naſenflügel und Scheidewand, ſelbſt einen Theil der Oberlippe. Der natürliche Entwicke-

lungs- und Heilungsproceß zieht sich wie bei der vorigen Form durch eine Reihe von Jahren hin.

Auf die Frage, in welche der allgemeinen Krankheitsgruppen der Aleppoknoten einzureihen sei, kann man etwa Folgendes erwidern. Käme einem europäischen Arzte, der sich auf Hautkrankheiten versteht, von den klimatischen Verhältnissen Persiens aber keine Kenntniß hat, das Geschwür zu Gesicht, so würde er es unbedingt für Lupus erklären; im Gegentheil würde ein persischer Arzt, der den Lupus in Europa sähe, darin einen alten Bekannten seines Landes zu finden glauben. In der That, die Bildung des Knotens, der fieberfreie Verlauf, die Ulceration, die angeführten Formen, die Gestaltung der Narbe und ihre dunkle Färbung, alles spricht dafür, daß die Krankheit dem Lupus nahe stehe und nicht dem Furunkel. Doch muß der Knoten, weil ihm die Eigenschaft spontaner Heilung nach kürzerer oder längerer Frist zukommt, den gutartigen Gebilden beigezählt werden. Auch geht die Eiterung von der Oberfläche gegen die Tiefe, nicht umgekehrt, sodaß sie, wenn die Wunde frühzeitig geätzt wird, eine ziemlich flache Narbe mit nur theilweiser Aufhebung des Haarwuchses hinterläßt, was nicht stattfinden könnte, wenn der subcutane Zellstoff zuerst ergriffen würde.

Die Forschung nach den Entstehungsursachen des Leidens führt fast nur zu negativen Resultaten. Wollte man sie in dem Klima der Hochebenen suchen, so steht dem entgegen, daß es auch in den Niederungen von Bagdad heimisch ist, andererseits in dem noch höher gelegenen Azerbeidschan (Tabris) und in den Marschländern des Kaspischen Meeres fehlt. Ebenso wenig gibt die Nahrungsweise einen Anhalt; wenn man sein häufiges Vorkommen in Bagdad dem Dattelgenuß (daher der vulgäre Name churmatschibāni, Dattelgeschwulst) zuschreiben möchte, so findet es sich doch auch in

vielen Städten Persiens, wo wenig Datteln verzehrt werden, dagegen selten in Aegypten, wo der Dattelgenuß ein ausgebreiteter ist. Daß Kinder und Frauen in größerer Zahl davon heimgesucht werden als Männer, erklärt sich durch deren feinere und bartlose Haut, welche mehr Contactpunkte darbietet. Wenn es bei Fremden häufiger als bei Einheimischen die Extremitäten ergreift, so mag dies in den Abschürfungen infolge des Reitens und dadurch begünstigter Infiltration seinen Grund haben. Geographisch beschränktes Auftreten aber und Gebundensein an gewisse Bezirke theilt die Krankheit mit andern endemischen Leiden, mit der Lepra, Lithiasis, dem Medinawurm und Trachom. Als feststehend dürfte nur soviel anzunehmen sein, daß sie kein constitutionelles, sondern ein rein locales Uebel ist, daß sie insbesondere mit Skrofulose sowie mit lymphatischen Affectionen keine Verwandtschaft hat, überhaupt durch irgendwelche allgemeine Körperanlage weder fern gehalten noch begünstigt wird.

Für ihre Contagiosität bei vorhandener Disposition scheinen folgende Umstände zu sprechen. Sie befällt den Menschen, wie erwähnt, nur einmal im Leben: bekanntlich eine Eigenschaft mancher contagiösen Krankheiten. An den Stellen, welche vom ausfließenden Eiter macerirt werden, bilden sich leicht neue Knoten; ja es kommt vor, daß infolge häufigen Berührens der Wunde mit der Hand das Geschwür sich auf einen Finger überträgt. In den Harems der Reichen, wo die Kinder wenig mit andern Kindern zusammenkommen, zeigt sie sich selten, ebenso in europäischen Familien; im königlichen Harem sah ich sie nie. Dagegen leiden in Häusern der Armen oft fast sämmtliche Familienglieder zugleich daran. Ich wurde von einer armen Familie consultirt, in der die Frau mehrere einfache Knoten, die älteste Tochter einen am Jochbogen-, der zweite Sohn an der Oberlippe, und die dritte Tochter Annularknoten auf der Wange hatte.

Bei einem sechzehnjährigen Mädchen entwickelte sich das Geschwür infolge eines Wespenstichs in die Naseſcheidewand an dieſer Stelle, und bei einem Knaben, dem Sohn des armeniſchen Prieſters in Jspahan, infolge einer leichten Abſchürfung, die er ſich durch einen Fall auf die Naſe zugezogen. Letztere zwei Fälle ſcheinen die Möglichkeit der Einimpfung an wunden Stellen zu indiciren. Die Angabe, daß die Krankheit längere Zeit nach der Rückkehr in eine ſonſt davon befreite Gegend zum Ausbruch kommen könne, beruht, glaube ich, auf Täuſchung; der Fleck, anfangs nicht beläſtigend, kann lange unbeachtet bleiben und erſt ſpäter, beim Eintritt der Erweichung, ſich bemerkbar machen.

Bisher hielt man das Uebel für eine wohlthätige Ableitung von Krankheitsſtoffen und wendete demgemäß nur indifferente Mittel dagegen an, welche mehr zum Bedecken der Wunde als zur Heilung dienten. Nachdem ich mich jedoch überzeugt, daß die ausgeſtoßene Knotenmaſſe weder der Reſorption noch der Organiſation fähig ſei, ſuchte ich ſie durch Aetzen mit concentrirter Salpeterſäure ſchneller, als es auf natürlichem Wege geſchieht, zum Schmelzen zu bringen, und ich erzielte damit bei jeder Form und in jedem Stadium der Krankheit die überraſchendſten Erfolge. War die Eiterung noch nicht eingetreten, ſo wurde ſie durch die Cauteriſation beſchleunigt und zugleich auf ein ſo geringes Maß beſchränkt, daß eine möglichſt flache und farbloſe Narbe zurückblieb. Andernfalls zerſtörte energiſches Aetzen die kranken Granulationen ſowie die noch nicht geſchmolzenen Anſchwellungen, und führte einen geſunden und raſchen Verlauf des Proceſſes herbei. Wo die Jnfiltration bereits ſehr tief gedrungen war, wiederholte ich die Aetzung nach zehn Tagen; mehr als zweimaliger Aetzung bedurfte es nie. Es gelang mir auf dieſe Weiſe, den einfachen Knoten ſtets in Zeit von drei bis vier Wochen zu heilen. Auch bei dem infiltrirten

Knoten waren die Erfolge augenscheinlich, besonders in Bezug auf geringern Umfang und minder häßliches Aussehen der hinterbleibenden Narbe. Die Ringform verlangte keine intensive Aetzung, aber Wiederholung derselben, sobald neue Knötchen sich zu bilden begannen. Selbst bei der schlimmsten Form, dem fressenden Knoten, ward durch Cauterisiren der Nase von außen und von innen dem Umsichgreifen des Geschwürs Einhalt gethan. Bald hatte ich die Genugthuung, daß mein Verfahren allgemeine Annahme fand, somit das Vorurtheil, der Proceß müsse mindestens ein Jahr dauern, durch mich beseitigt wurde. Da die persischen Aerzte anfangs die Cauterisation ungeschickt ausführten, indem sie die Säure auch auf gesunde Stellen wirken ließen, wodurch breite entstellende Narben entstanden, schrieb ich eine Anleitung in persischer Sprache und vertheilte dieselbe in lithographirten Abdrücken.

Die griechische Lepra (Aussatz), arabisch dschezām, türkisch-persisch pis, hat ihren Sitz in der Provinz Chamseh zwischen Tabris und Kaswin, mit dem Centralpunkte Sendschān, und in den beiden Bezirken Chālchal und Karadagh; höchst selten kommt ein sporadischer Fall in andern Gegenden vor. Diese Bezirke, auf der Hochebene gelegen, gehören sonst zu den gesundesten im Lande, sie sind die Kornkammer Persiens und zeichnen sich durch relativ größern Wohlstand sowie bessere Ernährung des Volks vor den übrigen Provinzen aus. Obwol der Aussatz nicht für ansteckend, sondern für erblich gehalten wird, gelten doch die damit Behafteten als unrein und müssen, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, in elenden, weit von Städten und Dörfern entfernten Lehmhütten ihr trauriges Dasein beschließen. (Vgl. Th. I, S. 311.) Oft habe ich beim Schah Fürsprache für diese Unglücklichen eingelegt, aber es geschah nichts zur Milderung ihres jammervollen Loses.

Die Krankheit entwickelt sich nicht in der Kindheit, sondern erst bei Eintritt der Pubertät, oder auch erst im reifern Alter. Es entstehen einige unscheinbare Knötchen zwischen den Augenbrauen; letztere fallen allmählich aus und die kahlen Stellen erscheinen infiltrirt. • Manchmal rasch, oft im Verlauf mehrerer Jahre verbreitet sich das Geschwür über die äußere Nase und ergreift dann die Schleimhäute der Nase, des Rachens, des Kehlkopfs und die Bindehaut des Auges. Das untere Lid kehrt sich um, das ganze Gesicht unterläuft kupferfarben, die Eiterung beginnt; sie frißt das Nasenbein an und bedeckt den Rachen mit einem fest anklebenden, gelblichen, trockenen crupösen Exsudat, wodurch die Stimme einen eigenthümlich heisern und dumpfen Klang erhält, „als ob sie aus dem Grabe käme". An einzelnen Stellen empfindet der Leidende heftige reißende Schmerzen, während andere gefühllos werden. Unter den qualvollsten Leiden erfolgen Contracturen der Finger, die Nägel werden dick oder schwinden, oft ulceriren einzelne Fingerglieder bis sie gänzlich abfallen; doch merkwürdigerweise tritt häufig Vernarbung und Heilung in einem Finger ein, während der Proceß an einem andern anfängt. Mitunter, obwol selten, bleiben nach jahrelangem Ergriffensein der äußern Haut die Schleimhäute vollkommen intact. Die sogenannte Gliederlepra beschränkt sich auf die Finger und Zehen, welche unter den quälendsten Schmerzen gliedweise abschwären; doch heilt und vernarbt bisweilen ein Finger, indeß die andern verloren gehen. Ich sah in Kaswin einen Mann von sonst guter Constitution und scheinbar vortrefflicher Gesundheit, rüstig und gut genährt, welcher durch die Gliederlepra im Laufe von elf Jahren alle Finger mit Ausnahme des linken Daumens eingebüßt hatte; fast an allen Punkten waren die Ulcerationsstellen in der Vernarbung begriffen. Bei einem andern konnte ich die gestielten Knoten beobachten, welche der Haut das Ansehen

gaben, als wäre ſie, nach dem Ausdruck der Dermatologen, mit Mollusken beſetzt. Die leidenden Partien zeigten eine ſolche Reizbarkeit, daß ſie in immerwährender zuckender Bewegung waren, ähnlich wie die Haut eines von Fliegen gepeinigten Thiers. Wie mir Perſer verſicherten, ſoll die Lepra in wenn auch langſamem Abnehmen ſein.

Von der Elephantiaſis oder der ſogenannten Lepra arabum (da-el fil, Elefantenleiden) ſah ich nur drei geringe Hypetrophien an der Eichel und am Penis und eine Ichthyoſis leichten Grades.

In die Kategorie der Ausſatzkrankheiten ſtellt man in Perſien auch die Leuke Vitiligo (bäräz), weiße blutleere und empfindungsloſe Flecken der Haut; jedoch mit Unrecht, denn es ſind keine Symptome der Lepra damit verbunden. Der leichtere Bäräz, bei dem die Haut nicht empfindungslos wird, ſondern durch Reibung ſich röthet, iſt ziemlich häufig in allen Theilen Perſiens, den nördlichen ſowol wie den ſüdlichen. Da die ſchneeweißen Flecke von einem dunkel gefärbten Hof umgeben ſind und im Lauf der Jahre immer größere Dimenſionen annehmen, entſtellen ſie den Körper ſehr. Sie kommen meiſt auf dem Rücken und der Bruſt, doch auch zuweilen auf den Extremitäten und dem Geſichte vor. Ueber ſpontane Rückbildung oder Heilung ſtehen mir keine Erfahrungen zu Gebote.

Wohl zu unterſcheiden hiervon iſt ein ähnlich ausſehendes ebenſo häufiges Hautübel, der Herpes tonsurans. Er bekundet ſich durch inſelförmige weißliche Stellen am behaarten Kopftheil oder im Barte; die Haare werden dünn und weiß, doch ſind die Flecke nie von jener blendenden Weiße wie bei der Leuke. Nach mehrmonatlichem Beſtande tritt ſpontane Heilung und wieder normaler Haarwuchs ein.

Viel ſeltener ſind Leberflecke (behak) und Sommerſproſſen, und auffallend ſelten Muttermale (chāl), ſowol in

der Form von Telangiektaſie als auch die Naevi; ausgebreitete Telangiektaſien gewahrte ich nie.

Von den durch Paraſiten erzeugten Hautkrankheiten finden ſich alle in Europa bekannten Formen. Unter dem Militär iſt die Krätze (dscharäb) ſehr verbreitet; ſie wird mit einer Salbe von Schwefel, Kupfervitriol und ſauerer Milch behandelt.

Weil der Kopf ſtets bedeckt gehalten wird, entſteht bei Kindern außerordentlich häufig der Grind (ketscheli) und nimmt oft den ganzen Kopf, ſelbſt die Augenbrauen ein. Man wendet allgemein die Pechkappe dagegen an, die von außen mit Gipsmehl beſtreut wird. Hingegen fand ich die eigentliche Sykoſis ſehr ſelten, in zwei Fällen, wenn ich nicht in der Diagnoſe irrte, auch am raſirten Kopftheil.

Syphilis*) gilt in Perſien wie im ganzen Orient nicht für anſteckend, ſondern für eine unverſchuldete Krankheit, über die man daher in der beſten Geſellſchaft, ſelbſt in Gegenwart von Frauen und Kindern ſich nicht zu ſprechen ſcheut. Da dieſer Auffaſſung gemäß auch keinerlei Sanitätsmaßregeln dagegen getroffen werden, iſt ſie ſehr allgemein verbreitet. Doch nimmt ſie in dem trockenen warmen Klima infolge des häufigen Gebrauchs der Bäder meiſt einen milden Verlauf, ſodaß ſie mehr exenſiv als intenſiv auftritt.

Der Tripper (suzanek, worunter indeß auch jeder andere Schleimfluß, ſelbſt der von Stein herrührende verſtanden wird) heilt bei angemeſſenem Regime von ſelbſt, während er durch falſche Diät und Mangel an Enthaltſamkeit allerdings auch langwierig und chroniſch werden kann. Stricturen hinterläßt er nur ausnahmsweiſe und weit ſeltener als in Europa.

---

*) Dr. Polak, Ueber die Syphilis in Perſien. (Zeitſchrift der Geſellſchaft der Aerzte in Wien, Jahrg. 1857.)

Primäre syphilitische Affectionen scheinen sehr gutartig zu verlaufen, soweit sich aus den wenigen Fällen, die mir zur ärztlichen Behandlung kamen, schließen läßt. Der Bubo gehört zu den seltenen Erscheinungen, das wuchernde Condylom scheint ganz unbekannt; desto häufiger zeigen sich sechs bis acht Wochen nach der ersten Infection Spuren der secundären Syphilis (kuft, āteschek). In Teheran und dessen Umgebung äußert sich dieselbe fast immer auf den Schleimhäuten, selten auf der äußern Haut; es entstehen Schleimtuberkel auf den Lippen, der innern Wangenfläche, an den Rändern der Zunge, Geschwüre im weichen Gaumen, an der hintern Rachenwand und besonders häufig am Kehlkopf, weshalb jede einige Tage andauernde Heiserkeit als Syphilis indicirt und behandelt wird. Das auffallend häufige Vorkommen von Schleimtuberkeln auf den Lippen brachte mich auf den Gedanken, ob nicht durch den Gebrauch, in Gesellschaften das Mundstück des Nargileh im Kreise umhergehen zu lassen, der Infectionsstoff übertragen werden möchte. In Ispahan dagegen, überhaupt im Süden des Reichs, herrschen syphilitische Hautausschläge vor: Flecken, Tuberkel, Geschwüre, selbst Wucherungen auf der äußern Haut. Verhältnißmäßig sehr oft ergreift die Syphilis das Auge und verursacht bösartige, äußerst schmerzhafte Irisentzündungen, die mit Verengerung oder gänzlicher Verschließung der Pupille zu endigen pflegen. Andererseits sind Substanzverluste, mit Ausnahme des Gaumens, und die sogenannten tertiären Erscheinungen ziemlich selten.

Die Cur besteht in Einathmung von Zinnoberdämpfen und nachherigem innern Gebrauch des Decocts von China nodosa. Mercur bewirkt im dortigen Klima vollkommene, gründliche Heilung, ohne die schlimmen Folgen, deren er in Europa beschuldigt wird, zu hinterlassen.

Krankheiten der Verdauungsorgane.

Bei Kindern ſah ich, obwol nicht gerade oft, Schwämmchen im Munde (barfek, Schnee) und den Soor. Noma (Waſſerkrebs) und Schleimtuberkel finden ſich, wie erwähnt, häufig. Die Zähne werden ſelten von Caries (kirm, Wurm) angefreſſen und würden ſich demnach bis ins ſpäteſte Alter geſund erhalten, wenn nicht, namentlich bei Städtern, chroniſche Perioſtitis (Entzündung der Beinhaut), der auch Pruner in ſeinem Werke „Krankheiten des Orients" gedenkt, ſich einſtellte, welche den Zahn allmählich hebt, bis er von ſelbſt ausfällt oder ohne Schmerz und Blutung mit den Fingern herausgenommen werden kann. Der ausgefallene Zahn iſt ſcheinbar unverſehrt, nur die Wurzel hat ein rauhes und atrophiſches Anſehen. Ich kannte Damen von 30 bis 35 Jahren, die infolge dieſes Uebels bereits faſt alle Zähne verloren hatten. Die Perſer glauben irrthümlicherweiſe, das Zahnfleiſch weiche zurück; täglich klagte man mir: „Guschte dendæn raft" („Mein Zahnfleiſch iſt geſchwunden"), und verlangte Mittel, es wieder wachſen zu machen.

Halsentzündungen treten zu Anfang des Winters bisweilen epidemiſch auf, nehmen jedoch ſelten einen gefährlichen Charakter an. Die diphtheritiſche Form beobachtete ich nur einmal, und zwar mit glücklichem Ausgang an einem europäiſchen Mädchen. Wegen Hypertrophie der Mandel mußte ich mehrmals einen Theil abtragen. Auch die Froſchgeſchwulſt erheiſchte ein operatives Verfahren.

Im allgemeinen iſt die Verdauung des Perſers träge, beſonders zur Sommerzeit. Er nimmt nur zweimal des Tages Nahrung zu ſich, und oft iſt der Appetit mit einer einzigen Mahlzeit befriedigt. In den Bergen, bei einer Elevation von etwa 6000 Fuß, erhöht ſich das Nahrungsbedürfniß. Der Perſer, welcher ſich gern an greifbare Ur-

ſachen hält, ſchreibt die Steigerung des Appetits dem guten Gebirgswaſſer zu und ſagt daher, wenn er die Vorzüge eines Landaufenthalts hervorheben will: „Das Waſſer iſt dort gut und verdauungsbefördernd, man kann drei- bis viermal des Tages ſpeiſen.“ Genuß von vielem Fleiſch erzeugt im Sommer beängſtigende, den Nachtſchlaf raubende Hitze, wogegen die überwiegend vegetabiliſche Nahrung, Gemüſe, Früchte u. ſ. w., begleitet vom Genuß in Eis abgekühlter Getränke, leicht Magenſchwäche, Blähſucht und übermäßige Säureentwickelung zur Folge hat. Deſſenungeachtet ſind gefährliche Verdauungskrankheiten, wie acute Entzündung und Krebs, außerordentlich ſelten. Blutbrechen ſah ich nur bei Individuen, die dem Genuß von Branntwein oder andern geiſtigen Getränken ergeben waren. Hartnäckige Leibesverſtopfung, welche mit Aloë und dergleichen draſtiſchen Mitteln bekämpft wird, entſteht durch misbräuchliche Anwendung von Purganzen und Klyſtieren ſowie durch den Opiumgenuß, der auch Urſache der Kolik (kulintsch) iſt. Europäiſche Ankömmlinge haben ſehr von Verdauungsbeſchwerden zu leiden, von Blähſucht, monatelang andauernder Diarrhöe und Unregelmäßigkeit der Entleerungen, und zwar ſind dieſe Zuſtände meiſt Vorläufer vom ſchleichenden Wechſelfieber oder Dyſenterie.

Die Ruhr (eshāl dam) herrſcht in den Städten ſporadiſch das ganze Jahr hindurch, epidemiſch und gefährlich verlaufend jedoch nur von Mitte Auguſt bis Mitte November. Sie ſteht mit dem Wechſelfieber ſowol in ihren Combinationen wie in den Bedingungen des Auftretens und des Verſchwindens zur ſelben Jahreszeit, bei derſelben Elevation und Veränderung des Klimas in ſo unzertrennlichem Zuſammenhang, daß wir beim Beſprechen des Wechſelfiebers öfter auf dieſelbe zurückkommen werden. Die Krankheit tritt unter den bekannten drei Formen auf: 1) die acut gutartige, von welcher der Patient gewöhnlich in 6 bis 8 Tagen vollkommen geneſt,

2) die acut bösartige, meist in Begleitung von entkräftendem Fieber, bei der in 8 bis 14 Tagen der Tod erfolgt; sie grassirt zumeist unter den neu angekommenen Regimentern, in Kasernen und bei den ärmsten Volksklassen, deren Hauptnahrung in Früchten, vorzüglich Melonen besteht und die genöthigt sind, ihren Durst mit dem fauligen und brackigen Wasser der Stadtleitungen zu stillen, ferner in den Karavanen der Mekkehpilger und auf Märschen oder bei Campirungen der Truppen; 3) die chronische, welche Monate, selbst Jahre dauern und unter ungünstigen Umständen durch Abzehrung zum Tode führen kann. Dem Ausbruch der Ruhr geht entweder langwieriges Wechselfieber vorher, oder sie erscheint im Gefolge von Unregelmäßigkeiten der Stuhlentleerung, von Durchfällen und Verstopfungen.

Als Schutz vor der Dysenterie ist zunächst zu empfehlen: vorsichtiges und rationelles Verhalten im Wechselfieber bis zu dessen gründlicher Heilung; sodann Hüten vor Erkältung, besonders während der Sommernächte; das Vermeiden viel besuchter Aborte, und in den gefährlichen Monaten, von Mitte August bis Mitte November, Zurückziehen aus der Stadt in ein höher gelegenes Bergdorf. Wer die Krankheit schon einmal gehabt, braucht sich weniger streng an diese Vorsichtsmaßregeln zu halten, da fast nie jemand wiederholt davon befallen wird. Was die Behandlung selbst betrifft, so erweisen sich Opiate in dem dortigen Klima unwirksam, wenn nicht gar schädlich. Man richte seine Lebensweise nach der Sitte des Landes ein, beobachte eine strenge Diät, genieße etwas Fleischbrühe und kleine Portionen von in Wasser gesottenem Reis (tschillaw), auch wenn der Appetit nach mehr verlangen sollte, trinke nur abgeschrecktes Wasser oder Buttermilch, und hüte das Bett, wie kräftig und wohl man sich auch im allgemeinen fühlen mag. Mit Hülfe dieses einfachen Regime gelingt es meist, in einigen Tagen den

Anfall zu überwinden und nach und nach auch die etwa zurückbleibenden leichten Kolikſchmerzen und das Kollern im Unterleibe zu beſeitigen. Tritt aber die Krankheit beſonders heftig auf, ſo nehme man einmal des Abends eine Doſis von etwa 3 Gran Kalomel, am andern Morgen etwa eine halbe Unze Ricinusöl und von letzterm an mehrern darauf folgenden Morgen eine Doſis von zwei Drachmen, bis feſte Kothmaſſen abgehen und endlich die natürliche Entleerung ſich wieder einſtellt. Ich habe dieſe Behandlung faſt in allen acuten Fällen mit Erfolg angewendet. Bei chroniſcher Dysenterie reichen jedoch die genannten Mittel nicht aus. Oft leiſten hier der Genuß von gutem rothen Wein und Weinklyſtiere noch gute Dienſte. Laſſen aber auch ſie im Stich, ſo iſt mit größter Wahrſcheinlichkeit ein trauriges Ende voraus zu ſehen, und es bleibt dann nichts übrig, als daß der Patient ſich entweder in eine Elevation von über 6000 Fuß begibt, in welcher Höhe oft ohne alle Arznei raſche Heilung der verzweifeltſten Fälle eintritt, oder daß derſelbe, wenn es ein Europäer iſt, ſo ſchnell als möglich das Land verläßt und ein heimatliches nordiſches Klima zu erreichen ſucht. Man glaube nicht, daß ſelbſt ein hoher Schwächegrad und beginnende Anſchwellung der Füße die Abreiſe verbieten; im Gegentheil, ſie machen dieſelbe um ſo unerlaßlicher. Es gibt nur zwei Alternativen, entweder die Gefahren der Reiſe zu wagen, oder mit fataliſtiſcher Ergebung den Tod zu erwarten. Ich ſelbſt war im Sommer 1853 von vorausgegangenem Wechſelfieber und darauf folgender chroniſchen Dysenterie dermaßen angegriffen, daß ich kaum mehr die Kraft zum Gehen hatte; auch die Füße fingen mir bereits an zu ſchwellen. In dieſem Zuſtande erhielt ich vom König den Befehl, ins Hoflager nach Laar zu kommen, weil die Cholera in der Teheraner Ebene wüthete und er mich wegen möglicher Zufälle in ſeiner Nähe haben wollte. Ich

durfte mich dem Befehl nicht entziehen und ritt in das königliche Lager. Der Ort, auf dem das mir angewieſene Zelt ſtand, war etwa 7500 Fuß über der Meeresfläche. Schon zwei Tage nach meiner Ankunft ſtellte ſich, ſeit ſechs Monaten zum erſten mal, ein normaler Appetit und normale Entleerung ein, und bald war ich vollkommen geneſen. Sir Charles Murray litt, aus Bagdad nach Teheran zurückgekehrt, an chroniſcher Dysenterie. Das Uebel hatte einen ſolchen Grad erreicht, daß die Aerzte ſämmtlich an ſeinem Aufkommen zweifelten; der Puls war klein und intermittirend, die Haut erſchlafft, rauh und alles organiſchen Anſehens entbehrend, die Füße mäßig geſchwollen. Er ließ ſich trotz dieſer hoffnungsloſen Lage nach Europa transportiren und ward dort vollſtändig hergeſtellt. — Die Nomaden behandeln die Dysenterie mit Buttermilch oder emulſionirter ſauerer Milch, und die Erfolge ſollen außerordentlich günſtig ſein. Der ſchwediſche Arzt Fagergreen, der die Expedition gegen Bender-Abbas mitmachte, ſchrieb mir darüber: „Die Dysenterie richtete unter unſern Truppen fürchterliche Verheerungen an; nachdem ich vergebens meine ganze Feldapotheke geleert hatte, griff ich zu dem Mittel der Nomaden, und ich kann nicht umhin, es über alle andern zu ſtellen.“ Auch von einem Franzoſen, Mr. Romain, der in einem iſolirten perſiſchen Dorfe an der Ruhr gefährlich darnieder lag, weiß ich, daß er durch dieſes Volksmittel gerettet wurde.

Die Cholera ablactatorum rafft die Mehrzahl der Kinder in den perſiſchen Städten im zweiten und zu Anfang des dritten Lebensjahres dahin. Meiſt zur Zeit des Entwöhnens von der Mutterbruſt, manchmal auch ſpäter, und vorzugsweiſe im Herbſt bekommen ganz gut genährte blühende Kinder plötzlich Erbrechen und Durchfall zuerſt von gallig gefärbten, dann von Reiswaſſer ähnlichen Subſtanzen; das Geſicht entfärbt ſich, der Puls wird klein, faſt unfühlbar.

Dieſer erſte Anfall geht gewöhnlich vorüber, nur die Diarrhöe hält an, abwechſelnd mit Stuhlzwang und ruhrartigen Entleerungen. Nach mehrern Wochen kehren aber die Anfälle mit größerer oder geringerer Heftigkeit wieder und repetiren in immer kürzern Zwiſchenräumen, bis die kleinen Opfer vor Erſchöpfung unterliegen. Sehr wenige der von der Krankheit Ergriffenen kommen davon. Sie befällt Knaben häufiger als Mädchen. Auch Kinder von Europäern ſind ihr unterworfen. Als Entſtehungsurſachen möchte ich bezeichnen: die zu ſpäte Entwöhnung von der Muttermilch; die Anſteckung durch wechſelfieber- und ruhrkranke Ammen; den Genuß von Melonen während der Säuglingsperiode; die übermäßige Anwendung von Klyſtieren; endlich den epidemiſchen Charakter der Ruhr. Von den inländiſchen Aerzten wird die Krankheit mit Ricinusöl und mucilaginöſen Tränken verbunden mit Application von Klyſtieren behandelt.

Hämorrhoiden (bawāsir) und in deren Gefolge Maſtdarmfiſtel und läſtige Schrunden zählen zu den eingebürgerten Leiden. Eine Quackſalberfamilie in Tabris macht durch Räucherungen (wahrſcheinlich mit Arſenik) die Knoten brandig, um ſie wegzubringen; doch ſind mir allein drei Fälle bekannt, wo dieſe Cur den Tod der Patienten veranlaßte.

Eingeweidewürmer (didān, kirm) finden ſich in dem trockenen Irak nicht beſonders häufig: mitunter der Spulwurm, in größerer Zahl der Oxyurus vermicularis (kirmek), der bei Mädchen auch in die Vagina wandert und dort eine reichliche Schleimſecretion bewirkt. Am Bandwurm leiden viele von den eingeführten Schwarzen, die Perſer aber faſt gar nicht, weil ſie wenig Fiſche, kein Schweinefleiſch und alles zur Speiſe dienende Fleiſch völlig gar gekocht eſſen. Hingegen ſoll, nach Angabe des Dr. Häntzſche, im Gilan'ſchen am Kaſpiſchen Meer faſt kein Einwohner von Eingeweidewürmern, namentlich von Tænia lata (hab el ḳar, kadudāneh,

Kürbiskörner) frei sein, weshalb dieser Arzt seinen Arzneien immer etwas Santonine (Wurmsamen) beimischte. Die Filaria medinensis (pujuk, erke maadeni) ist am Persischen Golf zu Hause, besonders in der Provinz Laar und in der Gegend von Bender Abbas. Truppen, welche aus dem Norden dorthin in Garnison kommen, werden sehr davon geplagt. Der Wurm hat seinen Sitz im Zellgewebe unter der Haut und zwischen den Muskeln der untern Extremitäten. Dr. Fagergreen, der ebenfalls an der Filaria litt, konnte sich nur durch eine schmerzliche Operation davon befreien. Man sagt, der Wurm komme mit dem Brackwasser der Cysternen in den Körper, und durch Filtriren des Wassers könne man sich davor schützen. Allerdings zeigt er sich bei den Offizieren, welche diese Vorsicht beobachten, weit seltener als bei der übrigen Mannschaft. Schmerz, dann umschriebene Geschwulst mit Knotenbildung, zuletzt Aufbruch derselben und Hervortreten eines Theils des Wurms sind die Stadien des durch ihn verursachten Krankheitsprocesses. Das sichtbar werdende Ende des Wurms wird in ein gespaltenes Rohr eingeklemmt, und nun wickelt man täglich ein weiteres Stück auf, bis das andere Ende zum Vorschein kommt. Es muß dabei sehr behutsam zu Werke gegangen werden, denn durch Abreißen sollen die heftigsten Zufälle, Krämpfe und sich weit ausbreitende Geschwüre, entstehen. Da in andern Gegenden des Reichs die Filaria unbekannt ist, kamen mir nur die Reste derselben und die in Vernarbung begriffenen Geschwüre zu Gesicht.

Die Krankheiten der Leber. Obwol am Kaspischen Meere heimisch, sind doch Leberleiden auch im Tafellande nicht selten, indem sich dem continuirlich remittirenden Fieber Anschwellung und Entzündung der Leber, Milzanschoppung und Gelbsucht (jeragān) zugesellt. An Europäern beobachtete ich in Persien zwei Fälle von Leberentzündung. Beide

Kranke waren Franzoſen; der eine, deſſen Name mir entfallen, genas, nachdem bereits alle Zeichen des hektiſchen Fiebers eingetreten waren, dadurch, daß der Eiter nach Durchbohrung der Zwiſchenwände durch die Lunge und Luftröhre einen Ausweg fand; der andere, Dr. Labat, öffnete ſich ſelbſt den Abſceß, ſtarb jedoch drei Monate ſpäter auf der Rückreiſe nach Europa. In Schiraz ſah ich bei Fieberkranken Fieberzelte von außerordentlicher Größe; die Milz reichte bis zum Darmbein, und man konnte deutlich die Einkerbungen am Rande derſelben durch die dünnen Bauchdecken durchfühlen. Leberleidende müſſen ſich ſtreng des Genuſſes von Spirituoſen enthalten.

Die Steinkrankheit iſt ſehr allgemein in den Provinzen, welche man früher unter den Namen Medien und Hyrkanien zuſammenfaßte, alſo in Azerbeidſchān (Tabris), Hamadan, Kaswin, Teheran, Kum, Demawend; ferner am Kaſpiſchen Meere in Tāliſch, Gilan (Reſcht), Maſanderan, Schahrud-Buſtam. Südlich von Kum dagegen, in Kaſchan, Iſpahan, Kamiſcheh, Schiraz, ſcheint ſie äußerſt ſelten zu ſein; ſo befand ſich unter mehr als tauſend Kranken, die ich in Iſpahan ärztlich behandelte, nur ein einziger an Stein Leidender. Wie das Verhältniß in den öſtlichen und ſüdöſtlichen Provinzen ſich ſtellen mag, konnte ich nicht genau ermitteln; doch dürfte ſie dort ebenfalls nur ganz vereinzelt vorkommen, wenigſtens fand ein in Meſchhed prakticirender Schüler von mir nur Einen Steinpatienten daſelbſt, den er mir nach Teheran zur Operation ſchickte. Auch aus Bagdad, Herat, Kändähar und Sekuhe in Siſtan kamen Perſonen zu mir, um ſich den Stein operiren zu laſſen, und ich erfuhr von ihnen, daß in ihrer Heimat das Uebel ziemlich häufig ſei.

In der Regel hält man in Perſien das Steinleiden für Tripper; faſt alle Steinleidende, die meine Hülfe in Anſpruch

nahmen, ſagten: „Suzanek darem“ („Ich habe den Tripper“). Außer durch Talismane und Gebete glaubt man, mit auflöſenden Mitteln ſich vom Stein befreien zu können. Die arabiſche Medicin beſitzt eine ganze Reihe ſteinauflöſender Mittel, und erſt, nachdem dieſe ſich fruchtlos erwieſen, unterwarfen ſich die Kranken der Operation. Als der Schah meinen gelehrten Collegen Hekim Mirza Buzurk Kaswini fragte, ob er auch wie der fränkiſche Arzt einen Stein aus dem Bauche ſchneiden könne, erwiderte dieſer: „Wir brauchen ſo gefährliche Mittel nicht; wir beſitzen Medicamente, welche die Steine zu Waſſer machen.“ Mein Vorgänger Dr. Erneſt Cloquet führte dreizehnmal im Verlaufe von zehn Jahren die Operation aus. Mir ſtellte ſich im erſten Jahre meines Wirkens kein Steinkranker vor; nachdem aber im zweiten Jahre einige glücklich abgelaufene Curen bekannt geworden waren, erhielt ich ſo viel Zuſpruch, daß ich in den folgenden acht Jahren nicht weniger als 158 Steinkranke zu operiren hatte. Jetzt wird die Operation auch von meinen Schülern geübt; andere einheimiſche Aerzte wagen ſie meines Wiſſens nur dann, wenn der Stein ſich ſo weit vordrängt, daß er mittels eines Schnitts durch das Rectum leicht entfernt werden kann.

Da ſich die Krankheit von Aegypten bis Indien ausbreitet und wieder in Gegenden, deren Bewohner unter denſelben klimatiſchen Verhältniſſen leben und dieſelbe Nahrung genießen, gänzlich fehlt, wie im ſüdlichen Perſien, laſſen ſich über ihre Urſachen kaum Momente von allgemeiner Gültigkeit ausfindig machen. Mitwirkend iſt nach meiner Anſicht der häufige Genuß von Milchproducten, beſonders ſauerer Milch in flüſſigem wie in trockenem und feſtem Zuſtande, ferner von ſauern unreifen Früchten, ſäuerlichen Scherbets, in Eſſig und Limonienſaft eingelegten Früchten und Gemüſen, ſowie der Sproſſen einer an Oxalſäure ſehr reichen Rheumart (Rheum rhaponticum riwās). Für die Annahme, daß

auch der Genuß von vielen Reisspeisen zur Steinbildung beitrage, scheint das häufige Vorkommen der Krankheit am Kaspischen Meer zu sprechen; denn dort ist Brot fast unbekannt, Reis und gesalzene Fische bilden beinahe die ausschließliche Nahrung. Allein in Ispahan und Schiraz, wo ebenfalls die Hauptnahrung aus Reis besteht, findet sie sich äußerst spärlich, um so häufiger wieder in Tabris, wo die Einwohner vorzugsweise von Brot leben. Aehnlich verhält es sich mit dem Trinkwasser. Kein Unterschied zwischen dem Marschlande, wo das Wasser brackig ist, Demawend, Laridschan und Mahalat, wo es starke Kalksedimente ablagert, Hamadan und Kaswin, wo es vulkanischem Boden entspringt, und Kum mit dem Salzwasser der Wüste. Auch von Fleischspeisen und spirituösen Getränken kann das Uebel nicht herrühren, da der Perser wenig Fleisch genießt und Wein nur in den höhern Ständen getrunken wird. Mit der Gicht steht es in keinem Zusammenhange, denn diese kommt überhaupt in Persien selten vor, außerdem aber zeigt sich der Stein meist schon im Kindesalter, wo von Gicht noch keine Rede sein kann. Wenn die Nahrung einen Einfluß dabei ausübt, so muß es, wie gesagt, der übermäßige Genuß vegetabilischer, viel Oxalsäure enthaltender Substanzen sein: welche Vermuthung auch der Umstand bestätigen dürfte, daß man bei den Argalis (Bergschafen) ziemlich oft Steinbildung in den Nieren und der Blase findet. Die größere oder geringere Bodenerhebung ist nicht als ursächliches Moment anzunehmen; in Teheran, 3000 Fuß, und in Tabris, 4000 Fuß über der Meeresfläche, ist die Krankheit nicht minder heimisch wie in Rescht am Kaspischen Meer, das bekanntlich unter dem Meeresspiegel liegt.

Was das Geschlecht anlangt, so wird aus anatomischen Gründen das männliche allerdings mehr heimgesucht als das weibliche; doch zeigen neun Operationen, die ich an Frauen

ausführte, daß auch bei letzterm der Stein nicht so gar selten vorkommt. In Betreff der Rasse scheinen Juden und Armener weniger disponirt zu sein; unter den von mir behandelten Steinkranken gehörten nur vier jenen Nationen an, kein einziger aber der Neger- und keiner der rein moguliſchen Raſſe, drei Kinder jedoch waren von gemiſchter moguliſch-kaukaſiſcher Abſtammung.

In Bezug auf das Alter kommen von den 158 durch mich Operirten 126 aufs Knaben- und nur 32 auf das Mannes- und Greiſenalter. Demnach entwickelt ſich die Krankheit am häufigſten ſchon in den Kindesjahren, ja ſogar in der Säuglingsperiode. Der Abgang von Steinchen bei Kindern im zweiten und dritten Lebensjahre iſt eine tägliche Erſcheinung. Vorher gehen in der Regel heftige halbſeitige Kolikſchmerzen, gefolgt von Blutharnen und andern Harnbeſchwerden. Wird das Nierenſteinchen nicht ausgeſtoßen, ſo bleibt es entweder in der engen Harnröhre ſtecken und führt durch Verhinderung des Urinirens den Tod herbei, oder der Kern ſetzt ſecundäre Schichten an und bildet ſich zum Blaſenſtein aus. So kann oft genau ermittelt werden, an welchem Tage der Harnſtein entſtanden iſt. Selten erfolgt die mit Kolik verbundene Ausſtoßung eines Steinchens im ſpätern Alter; mir ſind nur drei Fälle der Art bekannt, wovon der eine einen ſiebzigjährigen Greis betraf.

Aus der überwiegenden Zahl von Kindern, die ich am Stein operirte, gegenüber den wenigen Erwachſenen über 21 Jahre zog ich den Schluß, daß ſteinkranke Kinder bei guter Ernährung wol eine Reihe von Jahren dem Uebel widerſtehen können, ſelten jedoch, wenn ſie nicht davon befreit werden, das Mannesalter erreichen, was mir auch ſowol eigene Erfahrungen als anderweite Ermittelungen zur Genüge beſtätigten. Ich darf alſo das Verdienſt für mich in Anſpruch nehmen, dadurch, daß ich die Steinoperation in

Perſien allgemein bekannt machte und meinen Schülern durch Beiſpiel und Lehre die nöthige Anleitung gab, nicht nur ſelbſt eine ziemliche Zahl Menſchen von frühem Tode gerettet, ſondern eine Quelle der großen Sterblichkeit unter den perſiſchen Kindern verſtopft zu haben.

Wie ſchon bei einer andern Gelegenheit erwähnt, vollzog ich die Operation immer unter freiem Himmel und ließ die Patienten während der ganzen Cur unter einer Veranda liegen, ſelbſt bei 2 Grad Kälte nur in wärmende Decken gehüllt. Dieſem Verfahren und der erſtaunlichen Schnelligkeit, mit welcher Wunden in dem dortigen Klima heilen, glaube ich es verdanken zu müſſen, daß faſt in allen Fällen die Cur einen glücklichen Verlauf nahm. Von 126 Operirten unter 21 Jahren ſtarb mir nur einer und zwar infolge eines Fehlers von meiner Seite, von den 32 über 21 Jahre alten ſechs. Bei einigen unter dieſen war die Krankheit bereits ſo weit vorgerückt, daß ich nur auf inſtändiges Bitten der Kranken ſelbſt und gegen einen Revers, der mich von jeder Verantwortlichkeit freiſprach, die Operation unternahm. Ich gebe hier die wortgetreue Ueberſetzung eines ſolchen Reverſes: „Nachdem der Unterthänige viele Jahre lang am «Tripper» ſchwer gelitten und nun gehört hat, daß dieſes Uebel in Teheran durch Operation geheilt werde, begab er ſich daſelbſt zu dem hochgeſtellten, zum Chakan (Schah), freien Zutritt habenden Leibarzt des Königs der Könige, des Weltgeiſtes, dem wir als Opfer fallen mögen, zum Hekim Pulak, dem Deutſchen, dem Plato des Scharfſinns, dem Ariſtoteles der Ergründung, dem Galenus der Erfahrung, mit der Bitte, daß er mich in Behandlung nehme. Ich beſcheinige hiermit, daß ich die Operation verlangte und mich dem Fatum unterwerfe, dem niemand ſich zu entziehen vermag, daß daher alles Blut auf meinem Halſe haften bleibt. Es ſoll alſo weder von Erb- und Blutrache noch von Blutlöſegeld die Rede

ſein, ſondern mir allein die Verantwortlichkeit für alle Folgen zufallen." (Folgt das Siegel Abbas Ali's und das ſeiner Enkel und zweier Prieſter.) — Was mir die Operation zuweilen erſchwerte, war der Mangel an kundigen Aſſiſtenten; ich hatte oft nur Diener zur Seite, die beim Anblick von Blut in Ohnmacht fielen. Bei der Operation eines Knaben konnte ich keinen andern Aſſiſtenten finden als einen Scharfrichter; doch auch er wurde im Verlauf der Operation ohnmächtig. Als ich ihm nachher ſeinen Kleinmuth vorwarf, erwiderte er: „Ich kann nur Blut ſehen, wenn ich es ſelbſt vergieße, nicht aber wenn die That von andern vollbracht wird." Andererſeits hat die mit einiger Geſchicklichkeit ausgeführte Steinoperation in Perſien nicht viel mehr auf ſich als in Europa die Oeffnung eines Abſceſſes, denn man kann faſt mit mathematiſcher Sicherheit die vollſtändige Geneſung auf den vierzehnten oder funfzehnten Tag vorausbeſtimmen. Das Wundfieber iſt gering; bereits am zweiten oder dritten Tage ſtellt ſich guter Appetit ein, und die Nachbehandlung reducirt ſich auf Null. Oft ſpielen die Kinder mit noch offener Wunde auf dem flachen Dache, ohne daß die Heilung dadurch weſentlich beeinträchtigt oder verzögert würde.

Harnruhr beobachtete ich nur dreimal, an zwei Männern und einer Frau; in dem einen Falle trat infolge reichlichen Genuſſes von Granatäpfelſaft und ſauerer Milch erſt Stillſtand, dann Beſſerung ein.

Blutharnen findet man, außer in Begleitung von Harnſteinen, bei vielen von Kerbelah bei Bagdad zurückkehrenden Wallfahrern. Es dauert oft mit Unterbrechungen mehrere Monate, ſelbſt ein bis zwei Jahre, ohne jedoch große Beſchwerden zu verurſachen, und hört dann von ſelber auf: eine räthſelhafte Erſcheinung, welche Larray auch bei franzöſiſchen Soldaten während der Expedition nach Aegypten beobachtet hat.

So häufig die aus Syphilis entſpringenden Leiden der Geſchlechtstheile, ſo ſelten und milde ſind ſonſtige Krankheiten dieſer Organe. Beim weiblichen Geſchlecht gehören Hinderniſſe der Empfängniß, Leukorrhöe, Unregelmäßigkeiten der Menſtruation und Hyſterie zu den ausnahmsweiſen, nur bei Frauen, die von ihren Männern vernachläſſigt werden, vorkommenden Erſcheinungen. Das Kindbettfieber, nicht häufig, aber doch hier und da unter ſeinen verſchiedenen Formen auftretend, zuweilen mit Lungenleiden combinirt, endet ſelten lethal, nimmt auch wol einen intermittirenden Charakter an, weicht dann aber immer der Behandlung mit Chinin. Die Form der Phlegmasia alba dolens ſoll, nach Angabe des Dr. Häntzſche, am Kaſpiſchen Meer viele Wöchnerinnen heimſuchen; auch in Teheran bin ich ihr wiederholt begegnet. In der abſteigenden Lebensperiode, welche, wie erwähnt, gewöhnlich zwiſchen dem 35. bis 38. Jahr beginnt, entwickeln ſich häufig Hämorrhoiden, womit überhaupt die perſiſchen Frauen mehr als in Europa das weibliche Geſchlecht behaftet ſind. Gebärmutterfibroide, ſogar von bedeutender Größe, ſcheinen nicht ſelten; dagegen ſah ich ausgeſprochenen Krebs der Gebärmutter nur einmal, bei einer 55 Jahre alten Armenerin; Krebs der Bruſtdrüſen bei Frauen im vorgeſchrittenen Alter fünfmal während meiner neunjährigen Praxis.

Das männliche Geſchlecht betreffend, zeigten ſich nur einige Fälle von Hypoſpadiaſis und von Krebs des Hodens, zahlreichere von Hodenſackwaſſergeſchwulſt, oft erſtaunlichen Umfangs, die aber faſt alle durch Satteldruck oder andere mechaniſche Verletzungen entſtanden waren; ich behandelte ſie meiſt mit Anlegung des Haarſeils. Der Umſtand, daß die Orientalen eine große Menge vermeintlich ſtimulirender Mittel der verſchiedenſten Art gebrauchen, hat die irrige Behauptung veranlaßt, ihre Potenz erſchöpfe ſich früher als die der Euro-

päer. Es ist dies jedoch keineswegs der Fall. Im Gegentheil, die Zeugungskraft des Orientalen hat eine entschieden längere Dauer, denn sie währt durchschnittlich, wo nicht grobe Ausschweifungen sie vor der Zeit schwächen, vom 16. bis zum 70. Lebensjahre des Mannes. Nur eine relative Impotenz macht sich insofern bemerkbar, als häufig Männer mit mehrern Frauen in unfruchtbarer Ehe leben, dann aber mit der vierten oder fünften Frau mehrere Kinder erzeugen. Nicht selten geben daher Männer wegen Kinderlosigkeit ihren Ehefrauen den Scheidebrief, um eine Witwe oder eine geschiedene Frau zu heirathen, die in ihrer frühern Ehe Kinder geboren hatte.

Katarrhe entstehen nach der in Persien herrschenden Ansicht durch Herabstürzen der Feuchtigkeit aus dem Gehirn, daher für selbe die Bezeichnung näsleh (Sturz) üblich ist. Schnupfen (zekām) und Lungenkatarrhe, meist von Erkältung des Kopfes herrührend, grassiren zu Anfang und Ende des Winters auch epidemisch, doch fast immer mit gutartigem Verlauf.

Die eigentliche häutige Bräune (churusek, Hähnchen) kommt nur sporadisch vor und endet in den meisten Fällen tödlich. Luftröhrenverengerung tritt zuweilen infolge von Syphilis ein; von Luftröhrenschwindsucht kam kein Fall zu meiner Kenntniß. Der Keuchhusten (siāh sulfeh) tritt sowol selbständig als infolge von Masern epidemisch auf und richtet durch seine Bösartigkeit und seine weite Verbreitung oft große Verheerung unter den Kindern an.

Brustfellentzündung (sineh-pahlu) und Lungenentzündung (zāt errieh) grassiren jeden Winter in Teheran und in Tabris, während am Kaspischen Meere genuine Entzündung der Brustorgane äußerst selten sein soll. Ihren so oft tödlichen Ausgang gebe ich mehr dem Aderlassen, welches

die perſiſchen Aerzte zur Unzeit anwenden, als dem natürlichen Charakter der Krankheit ſchuld. Pleuritiſche Exſudate und Aufgeblaſenheit der Bruſt ſcheinen wenig vorzukommen. Ein ſehr allgemeines Leiden iſt der chroniſche Lungenkatarrh mit Emphyſem, ſicher durch das viele Nargilehrauchen befördert, wozu in den Fabrikſtädten Kaſchan und Ispahan noch das Einathmen des Staubes und die Beſchäftigung im Waſſer als directe Urſachen hinzutreten.

Lungentuberkuloſe (sil) kann bei den eingeborenen Perſern kaum unter den ſtehenden Krankheiten mitzählen. Die zehn Fälle, welche mir während meiner neunjährigen Praxis bei der weißen Raſſe vorkamen, betrafen faſt alle Frauen, bei denen ſich das Uebel einige Wochen nach der Entbindung entwickelte und auffallend raſch den Tod herbeiführte. Etwas häufiger ſoll die Krankheit im nördlichen Perſien, z. B. im Azerbeidſchan ſein, am Kaſpiſchen Meer aber ebenfalls nur ausnahmsweiſe vorkommen. Ausgeſprochenen ſchwindſüchtigen Habitus ſah ich bei keinem Perſer. Dagegen ſtarben faſt alle ins Land kommende Neger und Habeſſinier vor dem 30. Lebensjahre an Tuberkuloſe und Skrofeln, namentlich ihre Weiber bald nach der Niederkunft. Ueberhaupt ſcheint das Klima auf Fremde mit tuberkuloſer Anlage nachtheilig einzuwirken. Von zwei Europäerinnen meiner Bekanntſchaft erkrankte die eine, eine Holländerin, nach mehrjährigem Aufenthalt in Perſien, ſie verließ das Land, ſtarb aber bald darauf in Tiflis; die andere, eine Franzöſin, erlag kurz nach ihrer Ankunft der acuten Miliartuberkuloſe.

Organiſche Herz- und Klappenfehler fand ich, trotz des ſeltenen Vorkommens von acutem Gelenkrheumatismus, auffallend viele. Nicht zu verwechſeln damit iſt das ſehr verbreitete Herzklopfen, welches vielmehr, außer von andern mir unbekannt gebliebenen Urſachen, von der hohen

Lage des Landes und dem übermäßigen Genuß von Thee und Kaffee herrühren mag. Es raubt oft monatelang den Schlaf, erreicht einen solchen Grad, daß der Kranke mittels Fortpflanzung des Tons durch die Unterlage hindurch die Schläge seines Herzens vernimmt, und verschwindet dann wieder für längere Zeit ohne erkennbaren Grund.

Krampfadern an den untern Extremitäten, daher auch chronische Fußgeschwüre, finden sich in sehr geringem Maße; selbst während der Schwangerschaft werden sie kaum schmerzhaft oder im Gehen hinderlich. Ich hatte mich früher gerade mit dieser Krankheitsform viel beschäftigt und eine Abhandlung darüber geschrieben; meine Erwartung, daß sich mir in Persien neues Material dazu bieten würde, blieb unerfüllt.

Krankheiten des Nervensystems spielen keine große Rolle im Verzeichniß der herrschenden körperlichen Leiden, denn der Perser ist durchaus nicht nervöser Constitution. Seine Erziehung, sein leidenschaftsloses Temperament, die Gleichgültigkeit, womit er der Zukunft entgegensieht und nur der Gegenwart lebt, kurz seine ganze Denk- und Anschauungsweise bewahrten ihn vor Aufregungen, wie sie das Leben in unsern europäischen Verhältnissen mit sich bringt. Das rastlose Streben des Europäers erscheint ihm unbegreiflich; er nennt ihn wegen seines lebhaften Temperaments und Geberdenausdrucks diwāneh oder sefih, was sich etwa mit: „er hat einen Sporn zu viel" übersetzen läßt.

Kaum in irgendeinem andern Lande ist die Zahl der Geisteskranken eine so beschränkte, in Teheran z. B. betrug sie nicht mehr als 8—10. Es macht sich daher auch nicht das Bedürfniß von Irrenhäusern fühlbar. Blödsinn entsteht fast nur durch äußere Verletzungen, einen Stoß, Schlag, Fall auf den Kopf, bei Derwischen allerdings auch von starkem Haschischgenuß. Manie und Tobsucht sind ebenso

ſelten wie Melancholie. Einen leichten Grad von Nymphomanie habe ich einmal beobachtet. Soviel Glaubenseifer auch an den Tag gelegt wird, ſah ich doch keinen Fall von religiöſem Wahnſinn. Selbſtmord iſt etwas Unerhörtes.

Schlagflüſſe (sekteh), einſeitiges Kopfweh und bei Kindern der Waſſerkopf (um essabiān), letzterer jedoch höchſt. ſelten als chroniſches Leiden, kommen mitunter vor. Epilepſie (saree) iſt ziemlich häufig; bei Kindern ſah ich auch Fälle von Veitstanz. Lähmungen (fāledsch), ſowol ganze als theilweiſe, ſind ſtark vertreten, beſonders in den Städten Kaſchan und Iſpahan, bei Kindern Gliederlähmungen, oft mit Abmagerung der untern Gliedmaßen und Klumpfußbildung verbunden. An Zittern in den Händen (raasche) und Zucken der Geſichtsmuskeln (ichtelātsch) leiden viele Perſonen. Von Starrkrampf (kuzās) ſah ich drei Fälle bei tödlich Verletzten; einen, der nach dreißigtägiger Dauer ſtarken Gaben von Asa foetida wich, und einem bei einen Säugling, in welchem Falle Opium gute Dienſte that.

Hüftgicht (erḳe nisā) und intermittirend auftretender nervöſer Geſichtsſchmerz, der ganz ähnlich wie das Wechſelfieber zu behandeln iſt, zählen zu den eingebürgerten Uebeln. Krankhafte Reizbarkeit der Haut (Hyperäſtheſie) beobachtet man nur bei Ausſätzigen; umgekehrt kamen täglich Patienten zu mir, welche über Gefühlloſigkeit einer Hautſtelle, am häufigſten auf der vordern Fläche des Oberſchenkels, klagten und dieſen Zuſtand gewöhnlich mit den Worten bezeichneten: „Pust tschun nemet est!“ („Meine Haut iſt wie ein Filz!“)

Vor acutem Gelenkrheumatismus ſchützt das trockene, warme Klima Perſiens; rheumatiſche Beſchwerden in einzelnen Gliedern aber (Rheumatismus monoarticularis) ſind ziemlich verbreitet, und in Iſpahan ſah ich auch mehrere Fälle von Rheumatismus deformans. Am Kaſpiſchen Meere, wo die Luft beſtändig feucht iſt, ſoll chroniſcher Rheumatismus, nament-

lich in Verbindung mit langandauernden Wechſelfiebern, beſonders häufig ſein. Daß Europäer in Perſien an Rheumatismus gelitten hätten, hörte ich nie, obgleich man infolge der mangelhaften Conſtruction von Fenſtern und Thüren fortwährend der Zugluft ausgeſetzt iſt. Gicht (naekres) findet ſich mitunter bei Männern in den vermögenden Klaſſen. Eingewurzelt iſt ſie in der regierenden Familie der Kadſcharen; der vorige König Mehmed Schah iſt an der Gicht geſtorben.

Skrofel finden in Perſien, wo die Kinder den größten Theil des Tages im Freien, auf dem Dache, im Hofe oder auf der Gaſſe ſich bewegen und auch die fenſterloſen Zimmer nicht von der äußern Luft abgeſperrt ſind, keinen fruchtbaren Boden. In der That beſchränkt ſich die Skrofuloſe (chänäsir) auf einzelne Halsdrüſen. Bei den eingeführten Negern dagegen trifft man ſie unter den ſcheußlichſten Formen; die wenigen, welche der Tuberkuloſe entrinnen, gehen an Skrofelſucht zu Grunde.

Die engliſche Krankheit (Rhachitis) iſt ſo ſelten, daß die perſiſche Sprache keinen Namen dafür hat. Nur eine Familie in Teheran war damit behaftet, und aus Unkenntniß hielt man ſie deshalb für ein geborenes Zwergengeſchlecht.

Auch für den Kropf beſitzt die Sprache kein Wort; doch ſah ich acht bis zehn Fälle von ſchwach ausgebildeten Cyſtenkröpfen. Von Cretinismus findet ſich im ganzen Lande keine Spur, er ſcheint ein Erbtheil der celtiſchen Raſſe zu ſein.

Der Skorbut iſt in den höher gelegenen Theilen Perſiens unbekannt, wenigſtens begegnete mir kein einziger Fall der eigentlichen Morbus maculosus Werlhofii, wie überhaupt deren Bewohner der Anlage zu Blutflüſſen, mit Ausnahme der Hämorrhoiden, ermangeln. Am Kaſpiſchen Meer aber

wuchert der Skorbut, durch die Nahrung von Reis und Fiſchen erzeugt, in ausgedehntem Maße.

Bei den vielen ſonſtigen abnormen Gewebebildungen erſcheint die Seltenheit des Skirrhus (Knotenverhärtung) und des Krebſes bemerkenswerth; am häufigſten findet ſich noch der Epithelialkrebs an der Lippe, und einmal ſah ich auch den Areolarkrebs an der Stirn. Nur in zwei Fällen bildete ſich das Krebsgeſchwür nach der Operation von neuem. An der Bruſtdrüſe behandelte ich den Skirrhus und den Krebs neunmal, wovon vier Fälle auf Ispahan kommen, den Lenticularkrebs nur einmal. Den Cancer melanodes am Augapfel operirte ich viermal mit gutem und nachhaltigem Erfolge; alle vier Patienten waren aus Veramin in der Gegend des alten Rhages. Der Markſchwamm, meiſt an den Extremitäten, wurde von mir zehnmal durch Exſtirpation oder Amputation beſeitigt. Eine Exſtirpation des Augapfels wegen Medullarkrebs, an einer Frau aus Maſanderan vollzogen, ſchien ebenfalls geglückt zu ſein, das Uebel kehrte aber bald wieder und die Kranke war nicht zu retten. Von Cyſtoſarkom am Hodenſack behandelte ich zwei Fälle: in dem einen kam die Geſchwulſt ein Jahr nach der Operation am Strang wieder zum Vorſchein; im andern ſtarb der Patient vor der Operation. Alle von mir behandelte Krebsleidende hatten das Alter von 40 Jahren überſchritten, mit Ausnahme eines vierzehnjährigen Knaben, der an Medullarkrebs in der Kniekehle litt. Das Krebsleiden heißt perſiſch seratān.

Polypen kommen zahlreich vor, doch nur in der Naſe; auch Knochenfleiſchgeſchwülſte der Kieferhöhle und der Kinnlade ſah ich nicht ſelten, manche von erſtaunlicher Größe, beſonders viele an Bewohnern von Maſanderan.

Cyſten (saleh) bilden ſich häufig faſt an allen Theilen des Körpers; gleichfalls ſehr umfängliche Fettgeſchwülſte, bei denen, nachdem ich ſie ausgeſchält, immer raſche, durch keine

Zwischenfälle unterbrochene Heilung erfolgte. Einen Kaufmann aus Reſcht, der an der äußern Fläche des rechten Zeigefingers ein Naurom von der Größe eines Hanfkorns hatte und unſagliche Schmerzen litt, heilte ich durch glücklich vollführte Abnahme des ergriffenen Fingergliedes.

Das Wechſelfieber (febris intermittens, perſ. tæbe lærz), in vielen Gegenden nur endemiſch, in andern zu gewiſſen Zeiten auch epidemiſch auftretend, iſt die in Perſien am häufigſten vorkommende Krankheit und ſowol für ſich allein wie in ſeinen Folgen und ſeinen Complicationen mit andern Uebeln Hauptfactor der geſammten Sterblichkeit unter den Eingeborenen. Auch faſt alle ins Land kommende Europäer erkranken daran, gewöhnlich bald nach ihrer Ankunft, manchmal auch erſt nach mehrjährigem Aufenthalt. In ihm liegt die größte Schwierigkeit der Akklimatiſation, und jeder, der Perſien bereiſt, hat ſich daher mit den Symptomen, dem Verlauf und der Behandlung dieſer Krankheit vertraut zu machen, will er nicht muthwillig ſein Leben in Gefahr geben. Sehr wenige Naturen zeigen keine Dispoſition dafür, doch auch von ihnen die Mehrzahl nur ſcheinbar; ſie erkranken ſpäter und dann um ſo gefährlicher. Meine nachſtehend mitgetheilten Erfahrungen über die Krankheit habe ich zwar nur in Perſien geſammelt, ich glaube aber mit Grund annehmen zu dürfen, daß ſie auch für andere Fieberländer maßgebend ſind.

Mit wie verſchiedenen Symptomen auch das Wechſelfieber ſich äußern mag, der beſtimmte Charakter der Krankheit bleibt unter allen Verhältniſſen derſelbe; Beweis iſt, daß die Formen in einander übergehen oder ſich folgen, und daß ſie alle zur ſelben Jahreszeit auftreten und wieder verſchwinden. Man unterſcheidet jedoch drei Cardinalformen: 1) das einfache, 2) das continuirlich remittirende, 3) das perniciöſe Fieber (Fibris maligna).

Das einfache zerfällt wieder in das tägliche, dreitägige und viertägige Fieber, mit den Varietäten des F. anti- oder postponens, duplex und duplicata, und den bekannten drei Stadien nebſt darauf folgender Intermiſſion.

Das continuirlich remittirende Fieber im Flachlande des Kaspiſchen Meeres in der Provinz Laar und in Bender Abbas endemiſch, während der Herbſtmonate aber auch in der Hochebene erſcheinend, verläuft unter zwei Formen: die eine mit ſogenannten typhöſen Symptomen und deshalb von Nichtkundigen gewöhnlich für Typhus gehalten und als ſolcher behandelt, mit faſt ununterbrochenem Fieber, begleitet von großer Schwäche, Eingenommenheit des Kopfes, oft ſogar von Delirien; die andere mit beinahe unmerklichem, nur durch öfteres Fröſteln ſich kundgebendem Fieber, abwechſelnder Kälte und Hitze in den Unterſchenkeln und Knien, allgemeiner Apathie, Gedächtnißſchwäche, völliger Appetitloſigkeit, ja Ekel vor Speiſe und Trank, wobei die Haut des Kranken trocken wird, allen Glanz verliert und eine Bleifarbe annimmt. Beide Formen gehen nach längerer Dauer entweder in das einfache Wechſelfieber mit regelmäßigen Intermiſſionen über, oder endigen bei unangemeſſener Behandlung mit dem Tode.

Das perniciöſe Fieber charakteriſirt ſich ſelten, wenigſtens in Teheran, gleich von vornherein als ſolches, ſondern bildet ſich meiſt aus einem oft ganz leichten Tertianfieber erſt dazu aus. Die Formen, unter denen es auftritt, und zwar immer nur in der Zeit von Auguſt bis Ende October, ſind Schlafſucht, Scheintod, ſelten Schlagfluß, und Cholera. Es erfolgt nie ſpontane Heilung; zuweilen ſchon der zweite, ſicher der dritte Anfall iſt tödlich. Nur bei Anwendung der richtigen Mittel gelingt es, die Krankheit wieder in ein einfaches Tertianfieber zurückzuleiten.

In der Meereshöhe von 6000 Fuß verliert ſich das Wechſelfieber oder nimmt einen gefahrloſen Verlauf; die Höhe

von 7000 Fuß überſteigt es nie, ebenſo wenig thun dies Cholera und Ruhr. Deshalb ziehen die Nomaden im Spätſommer aus den Niederungen auf die Berge, wo ſie von Fiebern und den damit verbundenen Krankheiten geneſen.

Langandauernde Wechſelfieber, zumal wenn ſie von unregelmäßiger Stuhlentleerung, von abwechſelnder Leibesverſtopfung und Diarrhöe begleitet ſind, haben faſt immer, beſonders im Herbſt, Dysenterie im Gefolge. Choleraepidemien ſuchen ſich vorzugsweiſe unter den Wechſelfieber- und Dysenteriekranken ihre Opfer.

Eigenthümlich iſt die Erſcheinung, daß diejenigen, welche aus einer Malariagegend in eine relativ geſunde kommen, vom Fieber ergriffen zu werden pflegen; ſo erkranken in Teheran viele Ankömmlinge aus Gilan, Maſanderan und Taliſch. Europäer, welche letztere als fiebergefährlich bekannte Gegenden ungeſtraft bereiſt hatten, erkrankten bei der Zurückkunft am Sumpffieber. Selbſt nach Europa Heimkehrende bekamen das Wechſelfieber erſt in Gegenden, wo es ſonſt faſt nur ganz ausnahmsweiſe vorkommt, in Canada, Schottland, Sachſen u. ſ. w.

Bei Frauen, welche längere Zeit an Wechſelfieber leiden, wird die Menſtruation unregelmäßig oder bleibt ganz aus; Schwangere abortiren leicht oder gebären ſchwache, lebensunfähige Kinder und bekommen intermittirendes Kindbettfieber; Ammen verlieren die Milch, und die von ihnen geſäugten Kinder erkranken an Cholera ablactatorum; Männer werden zeitweiſe impotent.

Unter den Negern beobachtete ich nie einen ſchweren Wechſelfieberfall. Was bei ihnen für intermittirendes Fieber gehalten wird, ſtellt ſich im weitern Verlauf immer als ein hektiſches heraus. Sonach ſcheint es, als ob Wechſelfieber und Tuberkuloſe ſich einander ausſchließen.

Kinder in der Säuglingsperiode scheinen sehr wenig für die Krankheit empfänglich. Ueberhaupt äußert sich bei jugendlichen Fieberkranken das Kältestadium schwach und unvollkommen, meist nur durch Erkältung der Extremitäten und bläuliche Färbung der Nägel; desto stärker, gewöhnlich mit Congestionen nach dem Kopfe, tritt die ihm folgende Hitze auf; der Schweiß pflegt nur ein partieller und localer zu sein.

Das Quartanfieber ist vergleichsweise in Teheran und am Litorale des Kaspischen Meeres seltener als in Ispahan und Schiraz. Einerseits äußerst hartnäckig und immer wiederkehrend, schwächt es doch andererseits den Körper in geringerm Maße. Es folgt gewöhnlich auf ein vorübergegangenes tägliches oder dreitägiges Fieber und dauert dann den ganzen Winter hindurch. Sein Zurückgang in die Tertiana oder Quotidiana wird für ein gutes Zeichen angesehen.

Das sehr häufige eintägige Fieber kann füglich als der erste Anfall eines Wechselfiebers gelten; denn wird die Schweißperiode nicht gehörig abgewartet, ein Diätfehler begangen, oder treten andere endemische und epidemische Einflüsse hinzu, so entwickelt es sich sofort zum wirklichen Intermittens. Dies wissend, hält sich der Perser beim leichtesten Fieberanfall streng diät und hütet mehrere Tage das Zimmer.

Von den verschiedenen Uebeln, die in Begleitung oder im Gefolge der Wechselfieber sich einstellen, sind folgende zu nennen. Der rothe Hautausschlag (Hydroa) wird als günstig für den Verlauf der Krankheit angesehen. Nesselsucht kommt und verschwindet mit den schweren Herbstfiebern. Furunkel, oft zu Hunderten, sind eine lästige Hinterlassenschaft derselben. Milzgeschwülste, und zwar unabhängig von der Dauer oder Intensität der Fieber; ein kurzwährendes leichtes Fieber kann starke und sehr große, ein zehn Jahre lang repetirendes

geringe oder gar keine Milztumoren zurücklaſſen. Bei dem einen vergehen ſie raſch, bei andern bleiben ſie 10 — 20 Jahre hindurch ſtationär. Manche damit Behaftete empfinden außer etwa ſchlechter Verdauung keine Beſchwerden; jede Erkältung zieht aber ſofort wieder einen Fieberanfall zu. Am Kaspiſchen Meer reagiren die Wechſelfieber mehr auf die Leber als auf die Milz, daher ſie dort häufig Leberanſchwellungen zurücklaſſen. Gelbſucht, wenn ſie im Beginn des Herbſtfiebers auftritt, weicht ſchnell der Behandlung mit Chinin und ausleerenden Mitteln; ſehr bedenklich aber iſt ihr Erſcheinen in einer vorgeſchrittenen Krankheitsperiode, denn ſie weiſt dann auf Degeneration der Leber hin. Dysenterie, Cholera während einer herrſchenden Epidemie, am Kaspiſchen Meer Skorbut, verbinden ſich gern mit den Wechſelfiebern. Unter die möglichen Folgen gehören ferner Schwäche des Sehvermögens, Hemeralopie, Waſſerſucht, und bei jungen Leuten das Gelüſt nach dem Verſchlucken ſchädlicher, auffallende Blaſegeräuſche im Herzen und den großen Gefäßen erzeugender Erden. Das Heimweh äußert ſich in Perſien gewöhnlich als continuirlich remittirendes Fieber. Gleichzeitig mit den Wechſelfieberepidemien im Herbſt graſſiren auch die Cholera ablactatorum und die Keratitiden. Niemals aber herrſchen gleichzeitig mit dem Fieber Typhus oder andere entzündliche Krankheiten; erſt wenn im Beginn des Winters der epidemiſche Charakter des Wechſelfiebers aufhört, fangen Typhus und entzündliche Krankheiten überhaupt zu graſſiren an, und ebenſo umgekehrt.

Was die Urſachen der endemiſchen wie der epidemiſchen Wechſelfieber betrifft, ſo führen ſie ſich alle direct oder indirect auf die klimatiſchen Verhältniſſe des Landes zurück. Häufiger Regen im Frühjahr begünſtigt die Verbreitung der meiſt einfachen Frühlingsfieber, während im Gegentheil ein rechtzeitiger Regen im Herbſt mit einem Schlage die Epi-

demie aufhebt und unerwartete Heilungen bewirkt. Diätfehler und Erkältungen, welche in unſern Klimaten leichte gaſtriſche oder rheumatiſche Affectionen verurſachen, rufen in Perſien zur Zeit einer Epidemie unfehlbar das Fieber hervor. Andererſeits ſind Magenleiden auch oft ein Symptom des noch nicht zum Ausbruch gekommenen Fiebers; weichen ſie nicht der Behandlung mit Purganzen, ſo muß man ſtets an die Möglichkeit denken, daß ein verborgenes Fieber zu Grunde liege. Heftige Gemüthsbewegungen, Aerger, Zorn, ferner kalte Bäder, ſchlechtes Waſſer, Erkältung veranlaſſen gefährliche Rückfälle. Unmäßiger Genuß von Früchten, beſonders Waſſermelonen, und von Limonaden zieht das Fieber herbei. Daher ſind bei vorhandener Dispoſition und natürlich während der Krankheit ſelbſt alle Pflanzenſäuren ſtreng zu meiden; unſchädlich ſind reife Trauben. Gutes Trinkwaſſer ſchwächt die Dispoſition zu Fiebern. Gegenden, wo das Süßwaſſer mit ſalzigem ſich miſcht, ſind durch heftige Wechſelfieber beſonders berüchtigt. In Teheran, früher ein Herd mörderiſcher Epidemien, hat ſeit der Anlage von Waſſerleitungen die Krankheit abgenommen, in Schiraz, Ispahan und Perſepolis dagegen zufolge des Verfalls der Kanäle und Leitungen ſich um ſo feſter eingeniſtet. Baden im kalten Waſſer legt oft den Grund zu Wechſelfiebern der gefährlichſten Art, nicht minder ein kalter Trunk bei erhitzter Lunge. Endlich leiſtet alles, was den Körper ſchwächt, beſonders Aderläſſe der Erkrankung Vorſchub.

In den erſten Stadien der Krankheit läßt ſich das continuirlich remittirende Fieber ſehr ſchwer vom Typhus unterſcheiden. Solange der Arzt darüber in Zweifel iſt, thut er jedoch immer gut, auf Fieber zu curiren; er wird dann möglicherweiſe nützen und keinesfalls ſchaden. Allgemeine Anhaltspunkte für die Diagnoſe gibt folgende Gegenüberſtellung:

Typhus	Contin. remitt. Fieber
graſſirt meiſt im Winter,	graſſirt im Spätſommer und Herbſt,
in den Städten und unter den Ankömmlingen von der Hochebene,	in Sumpfgegenden und unter von da in die Hochebene kommenden Perſonen,
es zeigt ſich faſt immer eine Roſeola,	fehlt,
Urin ohne Sediment,	Urin mit ziegelrothem Sediment,
in den erſten Tagen kein Schweiß,	partielle Schweiße,
keine bemerkbare Remiſſion,	auffallende Remiſſion,
Chinin bleibt ohne weſentliche Wirkung.	Chinin hemmt die Gewalt der Krankheit.

Das perniciöſe Fieber zeigt keine typhöſen Symptome und unterſcheidet ſich eigentlich nur durch geſteigerte Heftigkeit und Gefährlichkeit von dem einfachen Fieber. Um es nicht mit Schlafſucht, Schlagfluß, Scheintod oder Cholera zu verwechſeln, muß man erſtens auf die Jahreszeit achten, da es ausſchließlich nur in der Zeit vom Monat Auguſt bis Ende October vorkommt; zweitens auf die Antecedentien: immer gehen ihm einige leichte Fieberanfälle vorher; drittens auf das plötzliche Schwinden aller beunruhigenden Symptome nach einem allgemeinen oder partiellen Schweiß. Die richtige Diagnoſe iſt hier von entſcheidender Wichtigkeit, denn da der zweite Anfall bereits den Tod bringen kann, ſind dem Arzt nur wenige Stunden für die Behandlung gegönnt.

Sehr viel Analogie hat das Wechſelfieber mit dem ſuppurativen und mit dem urämiſchen Fieber, und es ſteht zu erwarten, daß man mit der Zeit einen urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen dieſen Krankheiten oder irgendein gemeinſchaft-

liches Agens entdecken wird; es könnte dadurch neues Licht über seine Natur und Behandlung verbreitet werden.

Das nach Operationen, besonders an den Harnorganen, eintretende Wundfieber nimmt häufig den Charakter des Wechselfiebers an, was bei allen Bewohnern der kaspischen Niederung, die ich in Teheran operirte, der Fall war. Als Wechselfieber behandelt, verlief es gefahrlos, verzögerte aber die Heilung. Auch das Kindbettfieber tritt gern in Gestalt von Intermittens auf, oder vielmehr letzteres befällt oft Wöchnerinnen; hier bewährt in der Regel Chinin seine Heilkraft. Da nicht selten ermattende Schweiße und daraus folgende Abmagerung verbunden mit Luftröhrenkatarrh die einzigen Symptome des im geheimen noch fortdauernden Intermittens sind, so liegt die Gefahr nahe, es für Lungenschwindsucht zu halten. In solchem Falle leiten die Percussion und die Wirkung des Chinins am sichersten zur richtigen Diagnose. Zweimal, wo ich durch die orientalische Sitte verhindert wurde, bei Frauen die Percussion anzuwenden, passirte es mir wirklich, daß ich die beiden Krankheiten verwechselte. Bei Kindern beobachtete ich mehrere Fälle von Wasserkopf, welche in ihrem Verlauf mit Gähnen, Ziehen, Niesen zur bestimmten Tagesstunde, ja zur selben Minute, mit Kälte der Extremitäten, kurz mit allen Erscheinungen des Intermittens auftraten, und ich vermochte nicht zu bestimmen, ob dieses aus jenem sich entwickelt hatte, oder umgekehrt. Chinin blieb in diesen Fällen wirkungslos.

Die Präservativmaßregeln gegen Fieber bestehen in richtigem diätischen Verhalten, überhaupt einer dem Klima angepaßten Lebensweise. Man hüte sich sorgfältig vor Erkältung, kleide sich daher besonders des Abends warm und decke sich nachts gut zu, auch wenn die Bettwärme zuweilen unbequem wird. Zur Schlafstätte wähle man womöglich das erste Stockwerk des Hauses, denn zu ebener Erde ist die Luft

faſt immer durch die Ausdünſtungen des im Hofe befindlichen ſtagnirenden Waſſerbeckens verdorben. Auch ahme der Europäer nicht die Landesſitte nach, der Abkühlung wegen ſich im Kellerraum aufzuhalten. Für die Reiſe verſehe man ſich gehörig mit warmen Kleidern, und ſorge ſtets für genügenden Vorrath von Thee, damit man ſowol unterwegs wie auf der Station nicht nöthig hat, den Durſt mit Waſſer zu ſtillen, ſowie man auch nicht verſäumen darf, Chinin, Brechmittel und Purganzen, am beſten Bitterſalz, auf die Reiſe mitzunehmen. Opium, beim erſten Anfall in ſtarker Doſis genommen, vermindert nur die Kälte; Hitze und Schweiß treten um ſo intenſiver auf, und beim nächſten Anfall bleibt es ganz wirkungslos. Man ſetze ſich nicht zu ſtarker Sonnenhitze aus, weder im Gehen noch im Reiten, und vermeide den jähen Uebergang von raſcher Bewegung zur Ruhe und umgekehrt, ebenſo zu große Anſtrengung und Uebermüdung. Das Lager ſchlage man nicht in der verlockenden Nähe eines Baches, ſondern auf einem erhöhten Punkte der Gegend auf. Im Herbſt, obwol ſcheinbar die angenehmſte Zeit zum Reiſen, begebe man ſich nie in eine von Fiebern heimgeſuchte Gegend. Auch ſuche es der Europäer ſo einzurichten, daß ſeine Ankunft in Perſien nicht in dieſe Jahreszeit fällt; kann er dies aber nicht umgehen, ſo beziehe er gleich nach der Ankunft eine Wohnung oder ein Zelt im Gebirge. Aus einer Malariagegend kehre er nicht unmittelbar ins Plateau zurück, ſondern verweile erſt einige Zeit im Hochgebirge an einem Orte, bis wohin das Wechſelfieber nicht emporſteigt.

Reconvaleſcenten müſſen natürlich, um Rückfällen vorzubeugen, noch lange die geeignete Diät beobachten. Sie dürfen keine Pflanzenſäuren und nur wenig Früchte genießen. Zuträglich iſt ihnen, täglich etwas guten Wein zu trinken und die Speiſen mit Pfeffer zu würzen. Auf warme Bekleidung, die Gewöhnung an eine regelmäßige Schlafzeit und das

Vermeiden heftiger Gemüthsbewegungen iſt aufs ſorgſamſte zu achten. Das Sicherſte aber bleibt immer, einige Zeit an einem hoch gelegenen Orte zu verweilen.

Sollen Truppen von der Hochebene in Fiebergegenden verlegt werden, ſo muß man ſie allmählich durch Garniſonirung in zwiſchenliegenden Stationen an das Klima gewöhnen. Am Beſtimmungsorte ſelbſt müſſen zum voraus Fieber- und Ruhrſpitäler in günſtiger, wenn auch etwas entfernter Lage hergerichtet werden, ſoll nicht ſofort übergroße Sterblichkeit unter den Leuten einreißen. Als fungirende Aerzte ſind nur ſolche anzuſtellen, die ſchon jahrelang dort gelebt, ſich gegen das Klima abgehärtet und mit dem Weſen des Wechſelfiebers, ſeinen Launen und Tücken vollkommen vertraut gemacht haben. Die Leute müſſen jeden Tag von ihnen ärztlich unterſucht werden, denn der Soldat vernachläſſigt leichte Anfälle oder verhehlt ſie, bis ihn die Krankheit dienſtunfähig macht und ein perniciöſes oder continuirliches Fieber ſich unheilbar ausgebildet hat.

Ein vorausgegangener mehrjähriger Aufenthalt in heißen Fieberländern, wie Indien, Aegypten, Algier, ſchützt zwar durchſchnittlich vor neuer Erkrankung in Perſien, doch gibt es auch zahlreiche Ausnahmen. Lord Karr, Sir Murray Henry, Dr. Brugſch, Minutoli, Dr. Barthélémy, Beguer u. a. hatten früher längere Zeit in Aegypten, Indien, Mexico u. ſ. w. gelebt und wurden gleichwol am Kaſpiſchen Meer von ſchweren Wechſelfiebern ergriffen.

Das einfache Fieber von normalem Charakter weicht raſch einer rationellen Behandlung, es hört ſelbſt ſpontan nach drei bis ſieben Anfällen auf. Sowie ſich jedoch Unregelmäßigkeiten, ſei es im Charakter, ſei es im Verlauf der Krankheit, zeigen, ſo wird die Behandlung ſchwierig und es erfordert dann die ganze Aufmerkſamkeit von ſeiten des Patienten ſowol wie von ſeiten des Arztes, damit nicht ein langes Siechthum ſich daraus

entwickelt. Namentlich wenn das Stadium der Schweiße nicht normalmäßig verläuft, geht das Fieber faſt immer in Dysenterie über, welche den Eingeborenen gefährlicher iſt als Fremden.

Anzeichen dafür, daß die Krankheit noch im Körper ſtecke und bei der geringſten Veranlaſſung das Fieber wiederkehren könne, ſind: Trockenheit und ungeſunde Farbe der Haut, anhaltend ſchlechte Verdauung, Fröſteln oder Kältegefühl, öfteres Gähnen, Ziehen und Schwere in den Gliedern, periodiſche Schweiße, Begier nach kaltem Waſſer in den Morgenſtunden, Schlafſucht, üble Laune nach der Mahlzeit, vor allem aber ein ziegelrothes Sediment des Urins.

Während des Fiebers deuten intermittirender Puls ſowie ein bis auf 10 — 12 Stunden verlängertes Kälteſtadium bei verhältnißmäßig kurzer Hitzedauer auf dringende Gefahr. In erſterm Falle iſt nur noch vom Klimawechſel Rettung zu hoffen; im letztern Fall, der ſchon das Vorhandenſein bedeutender Degenerationen oder Abſceſſe der Milz und Leber verräth, muß man die baldige Auflöſung erwarten.

Waſſerſucht infolge des Wechſelfiebers iſt bei Kindern in der Regel durch Chinin und Eiſen heilbar. Auch bei Erwachſenen bewirken dieſelben Mittel zwar eine raſche Reſorption; doch tritt oft trotzdem, wo das Uebel ſchon ſehr vorgeſchritten war, plötzlich und ganz unerwartet eine heftige Dyſenterie ein.

Von entſcheidender Wichtigkeit für die ſchnelle Beſeitigung des Fiebers iſt es, daß der Arzt über die Stunde des nächſten Anfalls ſich Gewißheit zu verſchaffen ſuche. Bei der einfachen und ſelbſt bei der anti- und poſtponirenden Form läßt ſich dieſelbe leicht beſtimmen, äußerſt ſchwer dagegen bei der Continuo remittens und bei ſchleichenden verſchleppten Fiebern. Als die zuverläſſigſten unter den Vorboten können noch häufiges Gähnen oder Nieſen und Ziehen in den Gliedern angeſehen werden. War die Eintrittszeit des nächſten Anfalls genau ermittelt, dann gab ich etwa eine halbe Stunde vorher

eine Dosis Brechweinstein, sodaß Erbrechen gerade mit dem Beginn des Fiebers zusammentraf. In schweren Fällen reichte ich aber noch unmittelbar vor dem Anfall eine Dosis Chinin von 3 — 4 Gran und ließ als Nachcur zwei oder drei Tage dieselbe Dosis, die folgenden 14 — 21 Tage etwa 2 — 3 Gran täglich Chinin nehmen. Statt des Brechmittels verordnete ich da, wo mir dessen Anwendung nicht rathsam erschien, einige Stunden vor dem Anfall eine starke Dosis Bittersalz. Andre als salinische Purganzen erweisen sich weniger wirksam, sogar oft schädlich. Im continuirlich remittirenden und im perniciösen Fieber muß man jedoch, da Gefahr im Verzuge ist, sogleich zum Chinin greifen und wo möglich soviel davon nehmen lassen, bis sich Symptome der Chininnarkose äußern. Es wird dadurch in der Regel erreicht, daß schon der nächste Anfall den Charakter eines einfachen Fiebers bekundet. Erst dann darf man zur Vervollständigung der Heilung die ausleerende Methode mittels Bittersalz folgen lassen. Bei Schwangern dürfen natürlich weder Brech- noch Purgirmittel angewendet werden; die Wirkung des Chinin ist deshalb eine geringere, und das Fieber zieht sich oft zum Schaden der Mutter und des Kindes sehr in die Länge. Besonders zu empfehlen ist das gemischte Verfahren mit Brechweinstein und Chinin gegen typischen Nervenschmerz.

Tritt das Fieber jedoch so maskirt auf, daß es dem Arzte durchaus nicht gelingt die Eintrittszeit des nächsten Anfalls zu bestimmen, so bleibt nichts übrig als entweder einige Dosen Chinin zu geben, um dadurch die Krankheit zur Annahme eines ausgesprochenen Typus zu nöthigen, oder vor dem muthmaßlichen Beginn ein Brechmittel zu verordnen, dessen Erfolg allerdings unsicher ist, da es nicht perturbirend, sondern nur ausleerend wirken kann.

Es kommt wol vor, daß nach einer großen Gabe Chinin

das Fieber sich mit gesteigerter Heftigkeit äußert; dann kann man aber ziemlich sicher darauf rechnen, daß ein neuer Anfall entweder ganz ausbleiben oder doch sehr milde verlaufen und einigen kleinen Dosen Chinin weichen werde. Finden sich infolge des Chiningebrauchs die eine Zeit lang ausgebliebenen Schweiße wieder regelmäßig ein, so ist Hoffnung auf baldige Genesung vorhanden.

Wo das Chinin seine Wirkung versagte oder vom Kranken nicht vertragen wurde, gab ich zuweilen mit Nutzen arsenige Säure. Mitunter leistet auch Vinum corticis vortreffliche Dienste, besonders gegen Magenschmerzen infolge von Intermittens.

Guter Wein beseitigte schneller als andere Mittel die Fieberkachexie bei Patienten, die an dessen Genuß nicht gewöhnt waren.

Weinklystiere erwiesen sich sehr nützlich in starken Fieberanfällen mit verlängertem Kältestadium.

Hingegen sind Aderlässe bei jeder Form des Fiebers unbedingt zu verwerfen. Sie fördern die Kachexie und tragen oft die alleinige Schuld, daß ein einfaches Fieber sich zum perniciösen gestaltet. Gleichfalls nur schädlich wirken Purganzen während der Kachexie, indem sie neue Fieberanfälle hervorrufen, auch leicht Dysenterie erzeugen.

Gegen noch nicht allzu verhärtete Milz- und Lebertumoren sah ich außer von Chinin, Decoctum corticis und Wein vorzügliche Erfolge vom längern Gebrauch des Eisens, das auch gegen andere Complicationen und Rückstände der Fieber sich hier außerordentlich heilsam erweist. Zur Resorption von Milz- und Drüsenverhärtungen tragen lange fortgesetzte Leibesübungen, wie Turnen und scharfes Trabreiten, sehr viel bei.

Um auch ein Wort über die sogenannten sympathetischen Mittel zu sagen, so können höchstens die Ekel erregenden, z. B. das Verschlucken von Insekten, bei leichten einfachen

Fiebern einigen Nutzen gewähren. Daß Wallfahrten gegen Wechselfieber helfen ſollen, erklärt ſich aus dem dadurch herbeigeführten Klimawechſel.

Will das Fieber bei Europäern, die in Perſien leben, nicht weichen, oder ſtellen ſich nach mehrjährigem Ausbleiben neue Anfälle ein, ſo muß dies als untrügliches Zeichen betrachtet werden, daß die mitgebrachte Widerſtandskraft des Körpers gegen den Einfluß der vergiftenden Malaria erſchöpft iſt. Dann ſetze man keine Hoffnung mehr auf Medicamente, ſondern ſuche das einzige Heil in der Ueberſiedelung nach einem wenigſtens 6000 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Orte, noch beſſer aber in der Rückkehr nach Europa.

Der Typhus tritt in den Wintermonaten häufig epidemiſch auf. Je nach dem gelindern oder bösartigern Charakter nennt man ihn mutbeke (feb. mucosa) und muhreke (feb. septica). Die Krankheit äußert ſich in Perſien niemals als Unterleibstyphus, daher nur mäßige Bauchanſchwellung, kein Schmerz beim Druck in der Gegend des Blinddarms, keine Diarrhöe, im Gegentheil vorherrſchend Verſtopfung ſie begleiten. Sie iſt im höchſten Grade anſteckend; als ich im Jahre 1854 in dem von mir dirigirten Hospital einige Typhuskranke in einem Saal unterbrachte, in dem bereits andere Patienten, Augenkranke und Verwundete, lagen, wurden nicht nur die letztern ſämmtlich, ſondern auch ich ſelbſt und von meinen 16 Schülern 12 — die andern 4 hatten den Typhus ſchon früher durchgemacht — davon ergriffen. Sie verſchont ebenſo wenig die ſchwarze wie die weiße Raſſe und befällt vorzugsweiſe Perſonen im angehenden Mannesalter, aber nie zweimal daſſelbe Individuum. Unter Truppen, welche aus Gebirgsgegenden in die Städte verlegt werden, fordert ſie die zahlreichſten Opfer.

Bei jedem Typhuskranken zeigt ſich ein Hautausſchlag, meiſt die Roſeola und zwar oft in ſolcher Ausbreitung, daß

man ſie für Maſern halten könnte, ſeltener und nur in ſchweren Fällen die Purpura typhosa.

Der Verlauf der gutartigern, Mutbeke genannten Form des Typhus iſt folgender: Nach den bekannten Vorläufern, Abſpannung, Müdigkeit, Appetitloſigkeit, durch wüſte Träume geſtörten Schlaf, ſtellt ſich wiederholtes Fröſteln ein, die Abſpannung wird fühlbarer, bald geſellt ſich Kopfſchmerz, Schwindel, Trockenheit im Munde und Rachen hinzu. Die Zunge iſt dick belegt. Nun kommt der Hautausſchlag zum Vorſchein; es folgen Delirien und Schwerhörigkeit. Der Puls iſt voll, überſteigt jedoch ſelten die Zahl von 110 Schlägen in der Minute. Am zehnten Tage verſchlimmern ſich alle Symptome zu einer Kriſis, worauf am elften Tage unter reichlichem, zwei bis dreimal ſich wiederholendem Schweiß die Gewalt der Krankheit abnimmt. Mit dem funfzehnten Tage beginnt die Reconvaleſcenz.

Bei weitem gefährlicher iſt die Muhreke, welche mit allen Symptomen von Blutzerſetzung anhebt, mit häufigen Blutungen aus der Naſe und ſelbſt aus den Eingeweiden, ſodaß Zähne, Lippen und Zunge ſich mit blutigen Kruſten bedecken. Der Puls wird ſehr frequent, klein und zitternd; der Kranke verſinkt in völlige Apathie. Ebenfalls am zehnten Tage tritt die Kriſis ein, welcher oft ein partieller Schweiß auf der Bruſt folgt, ohne jedoch Erleichterung zu bringen. Nach andauernden unwillkürlichen Entleerungen erfolgt meiſt vor dem vierzehnten, oft ſchon am elften Tage der Tod.

Von den perſiſchen Aerzten wird die Mutbeke mit Aderläſſen, leichten Abführmitteln und Klyſtieren behandelt. Bei der Muhreke dagegen halten ſie Aderläſſe für ſchädlich, ja den Tod beſchleunigend; ſie verordnen nur Lavements und zum innern Gebrauch Valeriana jutamensis.

Europäer wurden meines Wiſſens in Perſien, ſolange ich dort verweilte, drei vom Typhus ergriffen: Dr. Caſolani,

der am zwölften Tage der Krankheit erlag, ein Franzoſe, Namens Machin, einige Tage nach ſeiner Ankunft, und ich ſelbſt im dritten Jahre meines Aufenthalts im Lande; bei uns beiden begann die Reconvaleſcenz am funfzehnten Tage, doch dauerte es einen Monat, ehe wir die normale Kraft wiedererlangten.

Cholera. Sporadiſche Cholerafälle (hayze) kommen im Herbſt ziemlich häufig in Teheran vor; doch hörte ich bei Erwachſenen nie von einem Fall mit tödlichem Ausgang. Die Behandlung der einheimiſchen Aerzte beſchränkt ſich auf Darreichung einiger Doſen Ricinusöl. Die epidemiſche Cholera wüthete während meines neunjährigen Aufenthalts dreimal in Teheran. Im Monat Mai bis Mitte oder Ende Juli zeigten ſich nur vereinzelte Fälle, von da ab aber ſtieg die Zahl der täglichen Erkrankungen und, da äußerſt wenige genaſen, der Todesfälle raſch zu fürchterlicher Höhe. Wer es irgendmöglich machen konnte, floh in die Berge. Der Schah ſchlug ſein Zelt im Laarthal auf am Fuße des Demawend, 7500 Fuß über der Meeresfläche. Bis hierher iſt die Cholera noch niemals vorgedrungen, obwol die Nahrungsmittel aus der nur acht Stunden entfernten Hauptſtadt geholt werden und daher eine ſtete Communication mit derſelben ſtattfindet. Langen inficirte Regimenter aus der Ebene hier an, ſo ſterben wol in den erſten Tagen noch einige Leute, dann aber erliſcht die Krankheit ganz. In der Hauptſtadt hält ſich die Epidemie etwa vier Wochen auf ihrer Höhe, worauf ſie allmählich wieder nachläßt und verſchwindet.

Europäer, die ſo unvorſichtig ſind, in der Stadt zu bleiben, beſonders neu angekommene, werden meiſt ein Opfer der Cholera; diejenigen, welche früher ſchon an Wechſelfieber oder an Dyſenterie gelitten, entgehen ihr nie. Ich kannte nur einen einzigen, übrigens ſchon zehn Jahre im Lande lebenden Europäer, der von der Cholera genas.

Die Peſt (täun) nimmt nie auf perſiſchem Boden ihren Urſprung. In den Jahren 1829 und 1830 wurde ſie von der Türkei her eingeſchleppt und griff dermaßen um ſich, daß ſie manche Gegenden am Kaspiſchen Meer faſt ganz entvölkerte.

Augenkrankheiten. In manchen Provinzen, wie in Arabiſtan, Laar, und in einzelnen Städten, wie Kum, Kaſchan, Iſpahan, iſt die Zahl der Augenkranken auffallend groß; in Teheran war ſie geringer. Erblindete, die infolge der Blattern das Augenlicht verloren, gibt es überall viele. Als am häufigſten vorkommende Augenübel führe ich an: Trichiasis und Distichiasis, beide oft mit Blindheit endigend, in mehrern hundert Fällen nach der bekannten Jäger'ſchen Methode glücklich von mir operirt; Trachoma (guscht ziādeh, Granulationen), das Hornhautflecken und Pannus (sebbel) veranlaßt; Iritis, ſowol als Folge von Syphilis, wie ſpontan in Verbindung mit rheumatiſcher Augenentzündung, im Herbſt ſogar epidemiſch auftretend und eine Unzahl von Synechien und Staphylomen hinterlaſſend; grauer Staar (nuzule āb) beſonders bei Frauen. Den grünen und den ſchwarzen Staar fand ich verhältnißmäßig ſelten; den Blutſchwamm am Auge viermal, den Markſchwamm einmal.

Bei Trachoma reiben die perſiſchen Augenärzte die Granulationen mit einem Stück Zucker ab, bei Pannus entfernen ſie ein dünnes kreisförmiges Stück der Bindehaut um die Cornea herum. Iritis und rheumatiſche Ophthalmie müſſen energiſch mit Ableitung und Mercurialien behandelt werden.

Schagagulus nennen die Perſer eine Art Gliederbrand, ähnlich der Gangraena senilis, die faſt in allen Gegenden des Landes, auf den Hochebenen wie in den Niederungen am Kaspiſchen Meer, vorkommt. Auffallend häufig fand ich ſie

in den Städten Kaswin und Hamadan. Nach mehrmonatlichen, gewöhnlich des Nachts beſonders heftigen rheumatiſchen Schmerzen entſteht in einem Fingergliede Gefühlloſigkeit und bald darauf der trockene Brand, welcher langſam fortſchreitet, bis das Glied von ſelbſt abfällt. Damit ſcheint die Krankheit erſchöpft. Nach einiger Zeit aber kommt der Brand in einen andern Finger oder in eine Zehe und verzehrt wieder ein Glied. In mehrern Fällen, wo er ſich auf die Fußplatte oder die Handfläche ausdehnte, nahm ich die Amputation vor. Es floß beim Durchſchneiden der großen Arterien kein Blut, ſondern ſie enthielten eine geronnene Maſſe, die ſich in Stängelchen herausziehen ließ. Die Wunde heilte zwar zögernd, doch vollſtändig. Trotzdem ergriff in einigen Fällen nach Monaten oder Jahren der Brand eine andere Extremität, und es ward wieder die Amputation nothwendig. So amputirte ich einem Individuum im Laufe von ſieben Jahren beide Unterſchenkel und die eine Hand, und löſte ihm an der andern mehrere Fingerglieder ab. Sein allgemeines Befinden, wie auch das der übrigen, die ich am Schagagulus operirte, bot nichts Auffallendes dar, das mich auf eine ſichere Spur, woher die Krankheit entſteht, hätte leiten können; am wahrſcheinlichſten dünkt mich die Vermuthung, daß ſie von verdorbenem Reis herrühre, denn ihr Verlauf hat einige Aehnlichkeit mit den durch den Genuß von Mutterkorn erzeugten Krankheitserſcheinungen (Ergotismus).

Wunden. Bemerkenswerth iſt es, wie raſch und gut Wunden aller Art in Perſien zuheilen. Nie wurde bei den zahlreichen von mir ausgeführten plaſtiſchen Operationen ein Hautlappen brandig, und wo irgendmöglich erfolgte die Heilung per primam reunionem, ſelbſt beim Steinſchnitt. Schnitte in die Harnröhre, die ich behufs Entfernung eingekeilter Steinchen unternehmen mußte, heilten in kürzeſter

Zeit. Höchſt ſelten trat ſecundäre Blutung oder der Brand ein, niemals Erysipelas. Und zwar findet dieſer gutartige Verlauf nicht blos in der trockenen Luft der Hochebene, ſondern auch in den feuchten Marſchländern am Kaspiſchen Meere ſtatt, ebenſo bei einer Tageshitze von 28° R. wie bei der Temperatur von 4° R. im Winter. Statt der Charpie, die ich dort nicht haben konnte, verwandte ich ſtets rohe Baumwolle, und ich fand, daß ſie die Charpie in jeder Beziehung vollkommen erſetze, auch durchaus nicht, wie man bei uns allgemein annimmt, Erhitzung der Wunden hervorrufe oder befördere. Die Narkotiſirung mittels Aether oder Chloroform wurde meiſt gut vertragen und hatte, ſo oft ich ſie angewandt, niemals üble Folgen.

XI.

Acclimatiſation.

Sterblichkeit der Europäer in Perſien. Acclimatiſation der Landesbewohner nnd der Neger. Vorſichtsmaßregeln für Reiſende. Verhalten bei Krankheiten und Epidemien. Kleidung. Diät. Behandlung der Diener. Verkehr mit den Großen. Bekämpfung des Mismuths.

Mit wenigen Ausnahmen haben alle nach Perſien kommende Europäer ſchwere Krankheiten durchzumachen, bevor ſie ſich an das Klima gewöhnen, und die Zahl derer, welche dem Acclimatiſationsproceß erliegen, iſt eine verhältnißmäßig ſehr große. In einem Zeitraum von neun Jahren, 1851 — 60, ſtarben in Perſien von 39 Deutſchen 8, von 48 Franzoſen 15, von 24 Italienern 9, von 30 Engländern 5, alſo im ganzen reichlich 25 Procent der Eingewanderten: ein um ſo ungünſtigeres Verhältniß, wenn man in Betracht zieht, daß es meiſt geſunde und im kräftigſten Mannesalter ſtehende Perſonen ſind, welche die weite und beſchwerliche Reiſe dorthin unternehmen. Noch ungünſtiger ſogar iſt das Sterblichkeitsverhältniß unter den Ruſſen, die ſich in Handelsangelegenheiten und zum Betrieb der Fiſcherei zeitweilig an den Zuflüſſen des Kaſpiſchen Meers aufhalten.

Von den 37 oben angeführten Sterbefällen kam bei weitem die Mehrzahl auf Rechnung der Continuo remittens, in

zweiter Reihe auf Ruhr und Cholera; je einer erfolgte an Typhus, Schwindsucht und perniciösem Fieber; drei wurden durch äußere Zufälle veranlaßt. Ueber acht Zehntel starben im Spätsommer und Frühherbst. Die meisten erlagen entweder schon auf der Reise, oder kurz nach der Ankunft, oder im ersten und zweiten Jahre ihres Aufenthalts, sechs auf der kurzen Reise von Teheran nach Tabris theils an remittirendem Fieber, theils an Cholera; mehrere holten sich auf der Durchreise durch Mianeh (s. Thl. I, S. 86 fg.) in dem dortigen den Fremden gefährlichen Klima den Tod.

Verhältnißmäßig viel weniger erkranken und sterben von dem Gesandtschafts- und Consulatspersonal, das übrigens mehr als ein Drittheil sämmtlicher Europäer in Persien ausmacht. Sie sind meist schon an Reisestrapazen und häufigen Wechsel des Aufenthalts gewöhnt; es fehlt ihnen nicht an ausreichenden Mitteln, um sich unterwegs passende Unterkunft und gute Nahrung zu verschaffen, und bei ihrer Ankunft am Orte der Bestimmung finden sie sogleich Landsleute vor, mit denen sie verkehren und sich aussprechen können. Der gewöhnliche Reisende hingegen, der Sprache und Landessitte unkundig, hat mit allen Schwierigkeiten und Entbehrungen der Reise zu kämpfen und trägt in der Regel schon bei der Ankunft den Keim des Fiebers in sich. In der ersten Zeit ganz isolirt, befällt ihn Schwermuth und Heimweh, das mit dem schleichenden Fieber sehr nahe verwandt ist und zu allen Krankheiten prädisponirt.

Personen, welche aus dem Orient zugereist kamen, aus Konstantinopel, Smyrna u. s. w., ferner solche, die vorher längere Zeit in Algier zubrachten, sind in geringerm Maße den Acclimatisationskrankheiten unterworfen, weil fast alle schon dort die Dysenterie durchgemacht haben und selbst für das Wechselfieber, weil in jenen Gegenden bereits an die Malarialuft gewöhnt, weniger Empfänglichkeit mitbringen.

Manche Europäer, die während des Aufenthalts im Tafellande von den Acclimatisationskrankheiten verschont geblieben waren, erkrankten sehr gefährlich auf einer Reise durch die Marschländer am Kaspisee (Lord Karr, Lieutenant Aubry, Secretär Begher, u. s. w.); andere, welche dieselben im Flachlande schon einmal überstanden hatten, wurden bei der Rückkehr von einem Ausfluge nach Masanderan von neuem durch schwere Remittensfieber heimgesucht (Major Krirz nebst Familie, Barbara und seine Frau, Kaufmann Arnaud und dessen Diener, u. s. w.).

Den Eingeborenen selbst, wenn sie aus einem Theile des Reichs in einen andern klimatisch verschiedenen reisen oder übersiedeln, bleiben Acclimatisationskrankheiten nicht erspart. Ganze Stämme, welche wegen Empörung oder aus sonstigen Gründen von den Machthabern gezwungen werden, ihren Heimatssitz mit einer entlegenen Gegend zu vertauschen, gehen daran zu Grunde. So starb der Stamm Abul Mäluk, nachdem er unter Feth Ali Schah nach Masanderan versetzt worden war, in weniger als siebzig Jahren fast gänzlich aus, und von den Armenern, die aus dem Bergland Karagan in die Dörfer um Teheran übersiedeln mußten, haben sich nur wenige Familien erhalten. Von nordischen, aus Azerbeidschan und Hamadan nach Schiraz und Arabistan in Garnison gelegten Regimentern kommt kaum die Hälfte der Mannschaften in ihre Heimat zurück. Unter den zur Grenzwacht in Enzeli am Kaspischen Meere stationirten Tufenktschis (Musketiere) aus Talisch rafft das Fieber die Mehrzahl hinweg; ja sogar das Regiment Laridschan, aus den Bergbewohnern des nur etwa vier Meilen von der Hauptstadt entfernten Demawend bestehend, wird bei der Versetzung nach Teheran in kurzer Zeit durch Fieber und Typhus mehr als decimirt. Aus der großen Menge von Wallfahrern nach Kerbelah, die alljährlich von Gilan aufbrechen, sieht nicht der dritte Theil die Heimat

wieder, daher es mit Recht heißt, der Tſchauſch (Vorreiter) ſinge ihnen das Todeslied. Völlig außer Stande, ſich an das perſiſche Klima zu gewöhnen, ſind die eingeführten Neger. Sie ſterben vor dem 30. Lebensjahre an der Schwindſucht, welche die Eingeborenen faſt nie befällt, ihre Frauen unterliegen im Wochenbett und ihre im Lande erzeugten Kinder, ſchwach und dürftig, werden unfehlbar die Beute von Rhachitis und Skroſeln. — Daß auch viele Thiergattungen an gewiſſe Theile des Reichs gebunden ſind, daß z. B. der Büffel von Maſanderan ſich nicht im Plateau, das Fettſchwanzſchaf (ovis tatarica), das Kamel, das Maulthier und der Eſel nicht am Kaspiſee, die Pferde des Flachlandes ſich nicht in den Marſchländern und umgekehrt acclimatiſiren, wurde an einer andern Stelle erwähnt.

Die meiſten Europäer bringen viel Widerſtandskraft mit und vertragen die Sonnenhitze merkwürdigerweiſe im erſten Jahre leichter und unbeläſtigter als der Eingeborene, deſſen Klagen über Schwächezuſtand ſie zu verlachen pflegen. Allein nur zu bald erſchöpft ſich ihre Energie, zumal wenn ſie darauf pochen und die ſchädlichen Einflüſſe des Klimas herausfordern. Bei längerm Aufenthalt müſſen ſie zu ihrem Verdruß wahrnehmen, daß ſowol Hitze wie Kälte ſie weit empfindlicher berührt als die Bewohner des Landes. Fieber, Ruhr und Cholera jedoch ſind die drei Hauptgefahren, welche den nicht Acclimatiſirten bedrohen. Um ſie zu vermeiden oder doch möglichſt unſchädlich zu machen, muß er unbedingt gewiſſe Vorſichtsmaßregeln beobachten, die ich zum Theil ſchon, als von dieſen Krankheiten gehandelt wurde, aufgezählt habe, die aber hier noch einmal kurz zuſammengefaßt werden ſollen. Ich glaube um ſo mehr ein Recht zu haben, in dieſer Sache mitzuſprechen, da mir nicht nur vielfache, durch ärztliche Praxis gewonnene Erfahrungen zu Gebote ſtehen, ſondern ich auch ſelbſt faſt alle Acclimatiſationskrankheiten, namentlich

Continuo remittens, Dysenterie, Typhus und Aleppoknoten, durchmachte und mir dieſelben, gewiß wenigſtens das Fieber, durch anfängliche Unkenntniß oder durch Verabſäumung der nothwendigen Verhaltungsregeln zuzog.

Vor allen Dingen muß der Fremde ſich mit den Symptomen, dem Verlauf und der zweckmäßigen Behandlung jener drei Krankheiten vertraut machen, um nicht unvorbereitet von ihnen überraſcht zu werden. Denn die Fieber treten im Orient unter andern Symptomen auf als im Norden; ſo iſt z. B. Appetitloſigkeit oder ein allgemeines Gefühl der Schwäche oft nichts anderes als ein ſchleichendes Wechſelfieber. Auf meiner Hinreiſe im Herbſt 1851 erkrankte ich daran, ohne an mir ſelbſt die richtige Diagnoſe ſtellen zu können und die geeigneten Mittel anzuwenden, während ich meine Begleiter durch regelrechte Behandlung curirte. Zum großen Schaden meiner Conſtitution erkannte ich erſt nach geraumer Zeit die Natur des Uebels, an dem ich litt; die lange Dauer des Fiebers legte den Grund zur ſpätern Dysenterie. Im Herbſt 1858 wurde ein gelehrter belgiſcher Profeſſor bei ſeiner Ankunft in Teheran vom perniciöſen Fieber befallen. Ohne Kenntniß von der Krankheit zu haben, behandelte er ſich ſelbſt homöopathiſch; nach ſechs Tagen war er eine Leiche.

Auf der Reiſe führe man ſtets Brechmittel, Bitterſalz und Chinin, in vorſchriftsmäßige Doſen abgetheilt, mit ſich, damit man unterwegs, wo weder Apotheken noch Aerzte zu finden ſind, vorkommendenfalls ſich und ſeiner Begleitung ungeſäumt Hülfe leiſten kann.

Wiewol die angenehmſte Jahreszeit zum Reiſen nach und in Perſien die Herbſtmonate ſind, ſo ſuche man ſie doch, wie es auch die Inländer thun, wenn irgendmöglich zu vermeiden; denn es ſind die gefährlichſten in Bezug auf die Geſundheit. Man richte vielmehr ſeine Reiſe ſo ein, daß man während des Winters ins Land komme; die Strapazen des

Weges durch Armenien ſind zwar größer, aber man gewinnt Zeit, vor Eintritt der ungeſunden Herbſtmonate ſich ſchon einigermaßen an das Klima zu gewöhnen. Auch für die Rückreiſe wählt man am beſten die winterliche Jahreszeit; und zwar iſt die empfehlenswertheſte, weil ſchnellſte Art des Reiſens in Perſien der Kurierritt (ſ. Thl. I, S. 177). Trotz der damit verbundenen Anſtrengung ſah ich nie einen Reiſenden erkranken, der ſich dieſer Gelegenheit des Fortkommens bediente.

Im Sommer verlaſſe man nach Sitte der begüterten Eingeborenen die Stadt und nehme ſeinen Aufenthalt im Gebirge oder in einem Dorf an deſſen Fuße, um erſt Anfang October zurückzukehren. Unter keinen Umſtänden aber bleibe man in einer Stadt, wo die Cholera ausgebrochen. Hier muß die Pflicht der Selbſterhaltung jeder andern Rückſicht vorgehen, denn die Wahrſcheinlichkeit, von der Krankheit ergriffen zu werden, iſt für nicht Acclimatiſirte die allergrößte, zumal für diejenigen, welche an Diarrhöe, Ruhr oder Fieber leiden. Von Feigheit kann dabei nicht die Rede ſein; ſagt doch auch Saadi: „Obwol das Fatum waltet, ſoll man ſich doch nicht ſelbſt in die Zähne des Drachen ſtürzen!“ Eine Höhe über der Meeresfläche, wie die, in der das Thal Laar bei Teheran liegt, gewährt abſolute Sicherheit gegen Wechſelfieber, Ruhr und Cholera; Ruhr- und Fieberkranke, die ſich dahin zurückziehen, geneſen ohne Anwendung von Medicamenten. In der Jahreszeit, wo das Verbleiben in der Stadt die meiſte Gefahr bringt, läßt es ſich recht gut auf ſolchen Höhen leben; im Spätherbſt aber kann man an Orten mit etwas geringerer Elevation ſeinen Aufenthalt nehmen, deren Lage in der Regel auch noch ausreichenden Schutz gegen jene Krankheiten gewährt.

Immer ſei man eingedenk, daß die mitgebrachte Reſiſtenzkraft ſich mit der Zeit erſchöpft, daß eine ſcheinbar leichte

Vernachläſſigung ſich oft nach Jahren rächt, indem ſie den Keim des Fiebers in den Körper legt, der dann unbemerkt darin ruht, bis er plötzlich einmal zur Entwickelung gelangt. Man achte daher ſorgſam auf ſein Befinden. Bei dem geringſten Unwohlſein lege man ſich frühzeitig zu Bett, eher als es die Müdigkeit erheiſcht, ſuche in Schweiß zu kommen und vermeide, ſobald er ſich eingeſtellt, durch Entblößung des Körpers ihn zu unterbrechen. Diarrhöe oder ein ſchwacher Grad von Dysenterie verlangt Beobachtung angemeſſener Diät und Hüten des Bettes, damit ſie nicht zur chroniſchen ausarte. Man begnüge ſich nicht mit etwas Opium oder mit Dower'ſchem Pulver; dieſe Medicamente maskiren höchſtens das Uebel auf einige Tage, reichen aber weder aus, es zu unterdrücken, noch iſt ihr Genuß überhaupt erſprießlich.

Beſonderes Augenmerk richte man auf die Schlafſtätte. Man ſchlage ſie wenn möglich in einiger Erhöhung vom Fußboden auf und decke ſich gehörig zu, denn bei dem jähen Wechſel der Temperatur nach Mitternacht erwacht man ſonſt mit einem Gefühl von Kälte und Fröſteln, ein Zeichen, daß das Fieber bereits im Anzuge iſt. Nichts ſtärkt den Reiſenden ſo ſehr als ein paar Stunden ungeſtörten Schlafs. Zum Zudecken dient am beſten der dichte perſiſche Flanell, Patu; aufgeſtreutes echtes Inſektenpulver ſchützt vor Ungeziefer. Außerdem führe man ein zerlegbares Mückennetz, das nur wenige Pfunde wiegt, bei ſich und ſtopfe es von allen Seiten in das Lager ein, denn durch die kleinſte Oeffnung dringen die Mücken und rauben mit ihren Stichen den Schlaf. Man verſehe ſich ferner mit einem kleinen dichten perſiſchen Fußteppich, wie ſie an der Grenze um etwa 2 Dukaten zu kaufen ſind, um ihn, da der Boden nirgends gedielt iſt, als Unterlage zu benutzen. Sehr gute Dienſte leiſtet das kleine perſiſche Zelt (aftāb-gerdun); freilich koſtet ein ſolches 8 — 10 Dukaten; es bildet eine halbe Maulthierladung und das Auf-

ſchlagen verlangt einen eigenen Diener. Der Aufenthalt in den Karavanſerais iſt jedermann geſtattet, allein der Schmuz und das Ungeziefer darin ſind oft unerträglich. Unterkunft in einem Bauernhauſe findet der einzelne Reiſende nur ausnahmsweiſe. Unerlaßlich iſt daher das Mitnehmen einiger kupferner oder blecherner Kochgeſchirre, in denen man ſich Reis und Fleiſch kochen kann, auch eines Trinkgeſchirrs, weil der Ungläubige dieſes unter keiner Bedingung geliehen bekommt. Einen Dolmetſcher mitzunehmen iſt zwar zweckdienlich, doch nicht unerlaßlich, in den meiſten Fällen wird man mit einem Vocabularium der nothwendigſten Worte auskommen.

Einen ſehr wichtigen Punkt der Diätetik bildet auch die den klimatiſchen Verhältniſſen angemeſſene Bekleidung. Der europäiſche Reiſende glaubt gewöhnlich, weil er ſich im 30. Breitengrad befindet unfern einer Gegend, in der Südfrüchte, ja Datteln gedeihen, und weil er ſich bei Tage durch die Hitze beläſtigt fühlt, er brauche nur ein leichtes Sommergewand anzuthun, und ſo läßt er die ſchwerern Kleidungsſtücke unter der von den Maulthieren nachgeführten Bagage. Allein auf eine Tageshitze von 26° R. im Schatten folgt oft gegen Morgen eine Temperatur von 5—2°, und dieſer Wechſel tritt ſo plötzlich ein, daß er unfehlbar Krankheiten erzeugt, wenn man nicht dagegen gerüſtet iſt. Man halte alſo, der Landesſitte gemäß, ſtets warme Kleider am Sattel angeſchnallt in Bereitſchaft, und hülle ſich darein bei einbrechender Nacht. Die Folgen einer Erkältung — das ſei ſtets bedacht — ſind im dortigen Klima nicht etwa ein Schnupfen oder Rheumatismus, ſondern Fieber und Ruhr.

Als zweckmäßigſte Kopfbedeckung dient der engliſche Korkhut, auch ein mehrfach mit Muſſelin umwundener Filzhut. Wollene Kleider gewähren zu jeder Jahreszeit den beſten Schutz; baumwollene Hemden ſind den leinenen vorzuziehen. Ob Flanellhemden, die im Orient viel getragen werden, be-

ſondere Empfehlung verdienen, ſcheint mir zweifelhaft; jedenfalls aber muß, wer ſich daran gewöhnt hat, beim Ablegen derſelben die größte Vorſicht beobachten. Ein vortrefflicher Mantel und den Kautſchukſtoffen weit vorzuziehen iſt der dichte arabiſche Abāji; er hält den Regen ab, ohne die Transſpiration zu hemmen. Feſte Schuhe bilden die paſſendſte Fußbekleidung, doch führe man auch Sandalen mit, um im Fall einer Anſchwellung der Füße an der Weiterreiſe nicht gehindert zu ſein. Kein vernünftiger Reiſender wird Gummiſchuhe anziehen.

In kaltem Waſſer zu baden, bleibt unter allen Umſtänden gefährlich und beſſer ganz zu meiden. Dagegen kann ein türkiſches Bad, mit der nöthigen Vorſicht gebraucht, bei dem Gefühl großer Ermüdung erfriſchend und belebend wirken.

Mäßigkeit im Eſſen und Trinken iſt ſelbſtverſtändlich dringend anzurathen. Man genieße mehr Reis und Gemüſe als Fleiſch und Fett, achte auf jede Magenüberladung und ſuche ſie ſofort durch ſtrenge Diät zu corrigiren, damit ſie nicht zum Ausgangspunkt des Fiebers werde. Das Trinkwaſſer in den Städten iſt meiſt durch die offenen Leitungen verdorben, das Eis aber, welches zur Abkühlung hineingeworfen wird, mit animaliſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen verunreinigt, und ſelbſt reines Bergeis ſchadet dem nicht daran Gewöhnten. Auch das Cyſternenwaſſer der Stationen enthält viel unreine Beſtandtheile; das ſalzhaltige ſtillt ſehr unvollkommen den Durſt und disponirt bei häufigem Genuß zum Fieber. Man trinke daher überhaupt wenig Waſſer, ſondern gewöhne ſich an Thee, der ſowol den Durſt ſtillt, als auch das Bedürfniß zu trinken verringert. Guter unverfälſchter Wein, mäßig genoſſen, erweiſt ſich ſehr zuträglich als Präſervativ wie als Heilmittel des Fiebers. Leider laſſen ſich jedoch viele Reiſende, beſonders deutſche Handwerker, durch die Qualen der Langeweile und des Iſolirtſeins

zu rückhaltsloſem Genuß ſpirituöſer Getränke verleiten; ſo gehen tüchtige Arbeitskräfte, wie ich nur zu oft zu beobachten Gelegenheit hatte, kurze Zeit nach der Ankunft in Perſien zu Grunde.

Bei ſtarker Hitze bleibe man nach Landesſitte ruhig im Schatten des Hauſes, unternehme namentlich keinen Ritt. Wird man unterwegs vom Durſt genöthigt, aus einer Quelle zu trinken, ſo ſetze man raſch den Weg fort und ſuche ſich im Schweiß zu erhalten. Dieſe Regel gilt für den Reiter wie für ſein Pferd. An der Station angelangt, gehe man nicht ſogleich zur Ruhe über, ſondern mache mit ſeinem Pferde immer langſamer werdende Gänge, bis der Schweiß gehörig abgetrocknet iſt. Für eine längere Reiſe bereite man ſich einige Tage durch kleine Ausflüge vor, damit der Körper die Bewegung ertragen lerne, ohne ſogleich in Schweiß auszubrechen. Auch die Gefahren des Uebergangs aus einem Klima in ein weſentlich verſchiedenes ſchwäche man, wenn es irgend angeht, durch Verweilen an den Grenzorten ab. Reiſende, welche Dysenterie und Wechſelfieber früher einmal glücklich überſtanden haben, können ſich in dieſer Beziehung ſchon etwas mehr zutrauen.

Allzu viel Reiſegepäck beläſtigt, doch nehme man auch nicht zu wenig mit, da unterwegs das Fehlende nicht ergänzt werden kann. Es iſt gut, wenn der europäiſche Reiſende einige mediciniſche Kenntniſſe beſitzt, ſodaß er ſich ſelbſt im Nothfall zu helfen und andern Hülfe zu leiſten im Stande iſt. Jeder Europäer wird a priori für einen Arzt gehalten. Ebenſo ſind einige Begriffe von der Kochkunſt von großem Nutzen.

In Anbetracht, daß der ungebildete Mann ſich viel ſchwerer acclimatiſirt, den nachtheiligen Einwirkungen der Fremde auf Temperament und Charakter nicht zu widerſtehen vermag und gewöhnlich bald dem Heimweh unterliegt, bringe

man keinen Bedienten aus Europa mit, ſondern behelfe ſich mit den Landeskindern. Die richtige Behandlung der perſiſchen Diener erfordert allerdings ein eigenes Studium. In der Pflege und Wartung der Reit- und Laſtthiere muß man ſie perſönlich controliren, denn es liegt oft in ihrem Intereſſe, unter allerhand Vorgeben die Reiſe zu verzögern. Man gebe ihnen nicht Spirituoſen zu trinken; haben ſie einmal davon gekoſtet, ſo wächſt ihre Gier unbezähmbar. Wegen eines kleinen Diebſtahls ſtrafe man ſie nicht zu hart, ſondern bedenke, daß ſie über das Mein und Dein patriarchaliſch-communiſtiſche Anſchauungen haben.

Im Verkehr mit den Großen und den einflußreichen Beamten des Landes baue man nicht zu viel auf eine Perſon, denn die Verhältniſſe wechſeln überraſchend ſchnell, und wer heute Schutz anbot, iſt vielleicht morgen ſelber deſſen bedürftig. Reichliche und koſtbare Geſchenke reizen die Habgier nur noch mehr; durch Kargheit der Gabe wird Unzufriedenheit erregt und der Zweck des Geſchenks verfehlt. Genaue Erforſchung der Individualität des Empfängers kann hier allein im einzelnen Fall die rechte Mitte finden laſſen.

Entbehrung des gewohnten Comforts und des Umgangs mit Frauen ſtimmt den Europäer, auch den gebildetſten, im Anfang launiſch, eigenſinnig und grämlich. Dieſe unmuthige Stimmung muß man zu bemeiſtern ſuchen und ihr auch bei den Gefährten Rechnung tragen. Man geräth ſonſt mit ihnen in Zwieſpalt, legt den Perſonen zur Laſt, was die Verhältniſſe mit ſich bringen, verbittert einander das Leben und beraubt ſich ſelbſt der einzigen, ſo nothwendigen Anſprache im fremden Lande. Um die Heiterkeit des Gemüths wiederzuerlangen, zerſtreue man ſich durch Beobachtung der Natur, der Pflanzen- und Thierwelt, der Formation des Bodens; man ſtudire die Sprache, die Sitten und Hantierungen der Bewohner, und pflege ſoviel als immer möglich Umgang mit

den Eingeborenen. Nur so wird man das Heimweh überwinden und sich eine erträgliche Existenz bereiten. Wer aber alles Fremde mit Voreingenommenheit betrachtet, wer kein Interesse an den Gegenständen nimmt, wer nicht durch Studien den Geist zu beschäftigen versteht, der bleibe lieber zu Hause oder kehre bald in die Heimat zurück, damit er in Frieden lange lebe!

XII.

Geographiſche Nomenclatur.

Die Kenntniß der Bedeutung geographiſcher Namen iſt für den Reiſenden in Iranien, überhaupt für jeden, welcher ſich mit der Geographie und Ethnographie Aſiens beſchäftigt, von großer Wichtigkeit. Unerlaßlich iſt ſie überdies zur Erforſchung der Länder, aus denen das iraniſche Element herſtammt, oder in welchen es ſich ſpäter feſtgeſetzt hat. Die Namen der Orte leiten auf ihre Geſchichte, ſodaß wer die Bedeutung der Namen verſteht, von vornherein aus ihnen ſchließen kann, was er dort zu ſuchen hat und zu finden erwarten darf; er wird ferner dadurch in den Stand geſetzt, die abweichenden Benennungen ſolcher Reiſenden zu berichtigen, welche, der Landesſprache unkundig, Namen nur nach dem Hören niederſchreiben.

Als Regel iſt anzunehmen, daß Namen oder Endſilben derſelben, welche ſich in verſchiedenen Gegenden wiederholen, eine gewiſſe Bedeutung oder eine Beziehung zueinander haben. Der Name der Nuris z. B. kommt im nördlichen wie im ſüdlichen Perſien vor, und in der That ſteht es feſt, daß ein Theil des nördlichen Stammes vor nicht gar langer Zeit in den Süden einwanderte. Zwar wurden bei dem Eindringen

türkiſch-tatariſcher und arabiſcher Stämme manche Namen aus deren Sprachen entlehnt; jedoch verdrängten ſie die iraniſchen nirgends vollkommen, ſondern combinirten ſich hier und da mit iraniſchen Worten; ſo iſt in talchsu (Bitterwaſſer) talch perſiſch, su tatariſch; oder iraniſche Namen erhielten eine türkiſche Endſilbe, z. B. in chudabendelu (Stamm der Gottesbündler). In Azerbeidſchan ſind türkiſche, in der Provinz Arabiſtan und am Perſiſchen Golf arabiſche Namen vorwiegend; armeniſche und chaldäiſche finden ſich ſelten, meiſt zwiſchen dem Urumieh- und Wanſee.

Eine Schwierigkeit, die Identität der Namen kleinerer Ortſchaften feſtzuſtellen, liegt in dem Umſtande, daß häufig der neue Beſitzer eines Dorfs ihm einen neuen Namen gibt, indem er dem Worte ābād (Anſiedelung) ſeinen Perſonennamen anhängt, und nun der früher verzeichnete Name mit der Zeit in Vergeſſenheit geräth. Außerdem ſind ehemalige Anſiedelungen durch Verſiegen der Kanäle bis auf den Namen verſchwunden.

Um die Namen richtig abzuleiten, muß man die gebräuchlichen Kürzungen berückſichtigen, z. B. sistan ſtatt segistan (Stand der Seken), Kandahar ſtatt Iskandahar (Alexandrien), pur ſtatt puter, hauptſächlich aber die Umwandlungen, welche Conſonanten und Vocale nicht nur in der alten, ſondern noch in der neueſten Zeit erfuhren. Zu den häufigſten Uebergängen der Conſonanten gehören:

w in g und b; ſo lauten z. B. die deutſchen Worte: warm, Weide, Witwe, im Perſiſchen: germ, bid, biweh. Merwāb wurde in Murgāb umgewandelt;

g in dsche: Sengān in Sendschān, Burugird in Burudschird;

r in l: Hirmend in Hilman, Ilan in Irān;

p in f: Pars in Fars, Ispahan in Isfahan, Dispul in Disful;

z (mit der frühern Aussprache dz) in d: Gumbez in Gumbed, Azerbeidschan in Aderbeidschan, Zireh oder Zireng (See) in Drangiana.

Daß auch die Vocale mit der Zeit etwas wechselten, ist um so erklärlicher, als noch jetzt in verschiedenen Gegenden das ā (langes a) sich mehr dem arabischen a oder dem o, das kurze u sich dem o nähert.

Die Bedeutung der Namen gibt sich kund: a) insofern sie an Gegenstände oder Eigenschaften erinnern, zu denen die Orte irgendwie in Beziehung stehen; b) durch die etymologische Verbindung mit gewissen Vor- oder Nachsilben. Von beiden Kategorien möge hier beispielsweise eine Anzahl folgen.

A. Ortsbenennungen nach bezüglichen Gegenständen.

Nach Gewässern:

āb (Wasser): Pendschāb (Fünfwasser), Duāb (Zweiwasser); Abe germ heißen alle Orte mit heißen Mineralquellen, entsprechend dem slawischen Teplice;

rud (Bach): Rudbār, Keretschrud;

tschāi (türkisch; Bach): Karatschāi (Schwarzwasser);

tscheschmeh (Quelle; ayn, arabisch): Tscheschmeh Ali;

kariz (Leitung): Karizek;

hauz (Cisterne): Hauze-sultan;

dschu (Rinne): Miān dschu;

tschā (Brunnen): Se tschā (Dreibrunnen);

tschāl (Vertiefung): Tschālmeidan (Tiefplatz);

barf (Schnee): Barfek;

jach (Eis): Jachrud (Eisfluß);

dariā (Meer, auch großer Fluß; türkisch dengis): Dariā chaz'r (das Chazaren, Kaspische Meer), Amu Dariā Oxus. Schnellfließende Wasser werden mit dem Beisatz tir (Pfeil), madschnun und türkisch delli (toll) bezeichnet;

ſtehende mit iständeh oder murdeh (mortuae), ſo Murdāb bei Enzeli.

Nach Waſſerbauten:

pul (Brücke): Disful, Puledalak;

bend (Damm, von besten, binden): Bende-amir, Bendekaisar, Bendgir (Asphaltdamm);

bender (Hafen): Bender-Abbas, Bender-Buschir;

lenger (Ankerplatz, von lenk, hinken, anhalten): Lengerud.

Nach Höhen und Bergen:

kuh (Berg, türkiſch dagh): Fulādkuh (Stahlberg), Firūzkuh, Agridagh (Ararat);

gerdeneh (Hals, Einkerbung nahe dem Gipfel): Gerdeneh bālā;

kotel (Pik): Kotel-dāchter, Kotel-pirezen;

tappeh (kleiner Hügel, natürlicher oder künſtlicher): Gümischtappeh (Silberhügel), Dauschān-täppeh.

Nach Bergeinſchnitten:

tengi (Engpaß): Tengi tschehār rud, Tengi dālān;

deheneh (Thalmündung);

derreh (Thal): Hezārderreh, Diwderreh, Churrumderreh. Eine Abkürzung von derreh findet ſich häufig in dem Ortsnamen Derbend (Thalſchluß).

Nach Baulichkeiten und Anſiedelungen:

schehr (Stadt): Schehre nau (Neuſtadt), Schehre sabs (Grünſtadt;

deh, kent und choi (türkiſch; Dorf): Dehgirdu (Nußdorf), Dehbid (Weidendorf), Akkent (Weißdorf), Samerkant, Chokent oder Chodschekent, Dschaurchoi (Gebérndorf).

burtsch (Burg): Elburdsch, auch Elburz;

ḳaleh (Feſtung): Sefidḳaleh, Suchumḳaleh;

diz (altperſiſch; Feſtung): Dispul (Brückenfeſtung), Rewendiz, Disdeh, Sāldüz;

hissār (Fort): Surehhissār (rothes Fort);
senger (Bollwerk): Sengerābād;
kelat (Feſtung erſten Ranges): mehrere Feſten dieſes Namens;
ḳasr (Caſtell): Ḳasr Ḳadschār, Ḳasr schirin;
tāg (Wölbung): Tāge bustam;
minār (Minaret): Kelleh minār (Schädelthurm);
gumbed oder gumbez (Dom): Kebud gumbez (Blaudom);
tālār (Saal): Tālār puscht;
eywān (Halle): Eywān kirk, Eywān tāg (gewölbte Halle);
bāzār (Markt): Pire-bāzār;
karawanserai und rabat (arabiſch): Rabatkerim; die Zuſammenſetzung mit rabat findet ſich bei Ortsnamen ſchon in der Bibel, und noch jetzt in allen muſelmaniſchen Ländern;
imāmzādeh (Heiligengrab): Imāmzādeh Ismāil;
kuschk, kuschkek (Kioſk, kleiner Kioſk): mehrere Orte dieſes Namens;
kelissa (armeniſch; Kirche): Utsch kelissa (Dreikirch).

Nach Flächen:

sahrā (unbebautes Feld);
biabān (Wüſte ohne Waſſer);
kewir und schurzār (Salzwüſte): Kewire-kum;
descht (Keſſelthal, auch Tiefland am Meer): Merdescht bei Perſepolis (ſtatt Merwdescht), Deschtistān;
tschemen (Hochwieſe): Tschemen Udschān, Tschemen Sultanieh;
serāb (Ebene mit Luftſpiegelung);
mazréèh (Anbauland);
dschulgeh (abſchüſſiges Land);
neyzār (Schilfland;
ledschen (Sumpfland);
merz (Markland);

bum (Binnenland);
sāhil (Uferland);
chiabān (Allee, Kunſtſtraße).

Nach der Vegetation:

serw (Cypreſſe): Sewistan;
kunār (Jujuba): mehrere Orte im ſüdlichen Perſien;
kahur (Accacia gummifera): Kahuristān;
girdu (Nuß): Dehgirdu;
bid: Dehbid;
bāgh (Garten): Bāghe Schāh;
bagistan (Gartenland): abgekürzt Bustam;
bischeh (Gebüſch): Pischawer (Buſchtragend);
dschengel (Wald): Dschengel Masanderan;
ney (Rohr): Neyschāpur.

Nach der Temperatur:

germesir, ketschlāk türkiſch (Wärmeland);
serhed, serdesir, jeylok türkiſch (Kaltland);
germ (warm): Germerud, Abe germ;
serd (kalt): Serderud (Kaltbach);
tab (ſieden): Tabris, Tiflis, Tabarieh = Teplice.

Nach der Farbe:

sefid, ak türkiſch (weiß): Sefidkuh (Weißberg), Sefidrud, Sefidkaleh, Akḳaleh;
siāh (ſchwarz, ſchaurig), kara türkiſch: Siāhderreh (Schwarzthal), Karadengis (das Schwarze Meer):
surch (roth), gizil türkiſch: Surchhissar, Gizil-uzun;
zerd (gelb): Rudezerd;
kabud (blau): Kabudḳāleh;
firuz (himmelblau): Firuzabad, Firuzkuh.

Nach dem Geſchmack:

schur (ſalzig): Schurāb;
schureh (ſalpetrig);
schirin (ſüß): Kas'r-schirin;

schiker (zuckerig): Schikerābād;
talch (bitter), Beiname vieler Wäſſer.

Nach Zahlen:

du (zwei): Duāb;
seh (drei): Sehkuhe in Siſtan;
tschehār (vier): Tschehārleng, Deheneh tschehārrud;
pentsch (fünf): Pentschāb (Fünfwaſſer);
heft (ſechs): Heftleng (ſechsſtämmiger Tribus);
hescht (acht): Heschterud;
tschehil (vierzig, allgemeiner Ausdruck für Mehrheit): Tschehil-minār (Perſepolis), Tschehil-sutun (vierzigſäulig);
hezār (tauſend, unzählig): Hezār dscherib, Hezār derreh.

Nach Thieren:

schir (Löwe): Schirgāh in Maſanderan (Löwenort);
peleng, kaflan türkiſch (Panther): Pelenkkāh in Turkiſtan, Kaflankuh;
asp (Pferd): Hezārasp bei Chiwa;
ghur (wilder Eſel): Ghuriān bei Herat;
gurk (Wolf): Gurkāb.

Nach Gottheiten, Feen und Geſtirnen:

chudā (Gott): Chudabend'lu;
bāg (Gott, entſprechend dem ſlawiſchen): Bagdad;
meh'r (Sonne): Mehrāb;
sitāreh (Stern): Astara, Asterabad;
kur (Sonne): mehrere Flüſſe dieſes Namens, Chorassan, Churwesch;
māh (Mond): Māhiweschan (Kurdenſtamm);
diw (Teufel): Diwderreh, Diwāsiā (Teufelsmühle);
peri (Fee): Perizād, Perikand (Feendorf).

Nach Metallen:

zer, altün türkiſch (Gold): Zerkendeh, Zergæus = Zagros (noch jetzt dort Goldwäſchereien), Zergān, Rud zerbar

(Goldſandfluß bei Hamdan), Altunsu bei Sulimanieh in Kurdiſtan, Zerafschān (goldſtreuend) bei Chodſchend;

sim, gumisch (Silber): Gumischchāneh;

fulād (Eiſen, Stahl): Fulādkuh;

gir (Erdpech): Bendegir, Rud girgur (wo Alexander Naphthaquellen vorfand).

Nach Königen und Fürſten:

schāh: Unzählige Zuſammenſetzungen mit dieſem Wort, welches oft schir lautet, Schāhrud, Kumischeh, Kirmanschah, Nischapur, Schāpur, Schirwān, Nurmanschir, Schehmirān, Ardeschir;

Dārāb (Darius): Darabgird;

ḳosru: Kosrowa (chaldäiſches Dorf).

Nach der Richtung:

bālā (oben): Balarud;

zir (unten): Zir tacht kanar;

puscht (hinter): Puschtekuh (Hinterland);

pas (nach): Passetir (Nebenfluß des Tigris), Paskaleh;

miāneh (Mitte): Stadt gleiches Namens, Miāntschu;

su (Richtung): Tschehār su (Vierweg);

kenār (neben): Kenaragird.

Nach der Größe:

buzurg (groß) und kutschik (klein): Lāre buzurg, Lāre kutschik (Groß- und Klein-Laar). Das Diminutiv wird auch häufig durch Anhängung von ek ausgedrückt: Käschānek, Isfahanek, Ruschanek, Scheristanek (Klein-Kaſchan u. ſ. w.).

B. Zuſammenſetzungen mit Vor- und Nachſilben.

abād (Colonie, Anſiedelung, entſprechend dem deutſchen Boden, engliſch abode, lateiniſch habitare): die meiſten Dorfnamen, wie Jussufabad, Schādschehān-ābād;

das griechiſche apatana und das noch gebräuchliche indiſche patan ſind von ābād abzuleiten, ſo: Masabādan (Eichenort), Sabadan, Ekbatana, die Stationen Alexanders auf dem Marſche nach Hamadan; Siringapatam;

stān, istān (Stand, von istāden ſtehen): Turkistan, Sistan, Kabulistan oder Zabulistan, Hidustān, Kaferistan, Kuhistan;

gird, auch dschird, entſprechend dem ſlawiſchen gorod, Hrad, Gratz (Rundung, Umwallung): Fassagird, Melanogird, Borudschird, Tigranokarta, Sadrakarta (jetzt Sari);

ān, hān, gān, schān. Mit dieſer Silbe endigen unzählige Städte und Länder, es ſcheint eine Abkürzung von stan zu ſein: Iran, Turan, Teheran, Gilan, Kaschan, Schuschan, Gulpajegan, Ispahan;

bār, wār, auwer, ver (von burden, tragen, bürden; daher bār, die Bürde): Rudbār (vom Fluß gebracht, aufgeſchwemmtes Land), Rud zerbār (goldtragender Fluß), Sabsāwer (grasbringend), Pischāwer, Kengāwer, Abāver, Niāverān (ſchilftragend), Māverān, Schewerān;

bend, wend (Verbindung): viele Stämme benennen ſich mit dieſer Endſilbe, ſo Kakāwend, Nahāwend, Schahsewend, Hassanawend; wend entſpricht dem türkiſchen lu und ar: Osmanlu, Karagoslu, Afschar, Kadschar, und dem arabiſchen beni (Söhne): Beni-Hassan; im Perſiſchen aber auch dem Begriff Höhe, Gebirgswand, Gebirgsſtock: Demāwend, Elwend, Sahend, Serabend (Gebirgsſtock in der Hezareh);

vān, bān (Hüter): Bāgbān (Gartenhüter), Marzebān (Grenzhüter), Schirwān (Königshüter), Nachtschiwan (Jagdhüter), Eriwān (Irans Grenzfeſtung), Ardebān auch Ardewān, Schāhderbān (Königsthürhüter);

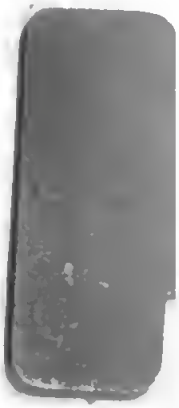
pur, puter: Nischāpur, Schāpur und viele indiſche Städte;

riz (rieſeln): Tabris, Tiflis, Mehriz (Fluß bei Yezd);
mān: Nerimān, Nurmanschir, Turkoman, Dilman, Kirman; mān wird gewöhnlich von mānendeh (mahnend) abgeleitet, ſo Turkoman (an die Türken mahnend), doch ſcheint dieſe Ableitung nicht die richtige zu ſein;
sar (voll): Chunsār (voll Blut), Gamsār;
wesch: Churwesch, Dariāwesch, Māhāweschān;
ard (arta, erz, groß, mächtig): Ardeschir, Ardistan, Ardelan, Ardebil, Ardeban, Arwend (Elwend), Ararat;
ser (Kopf, Urſprung): Serpul (Brückenkopf), Serāb, Sertscheschmeh, Serneschin, Serābend.

Von den alten Provinznamen iſt noch erkennbar: Hyrkanien, jetzt Gurgān (Wolfsland), wo in der That heute noch viele Wölfe hauſen, mit dem Fluſſe Gurgab. Von den alten Tribusnamen erhielten ſich: die Tapyren in den Tabaristanern um Balafruſch, welche ihren Namen von taber (Axt), weil ſie Holzfäller ſind, ableiten; die Geli und Merdi in den Gilemerds (Moraſtbewohner), wie ſich heute noch die Gilaner nennen; die Marden, ſüdlich um Paſagird wohnend, was durch die häufige Theilung eines Stammes zu erklären iſt; die Saken in Segiſtan: wie überhaupt bei genauer Nachforſchung ſich Spuren der meiſten im Alterthum bekannten Stämme finden dürften.

SBN 049739

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Digitized by Google